

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Landeskunde der Provinz Brandenburg

in 5 Bänden

Die Volkskunde

Mielke, Robert

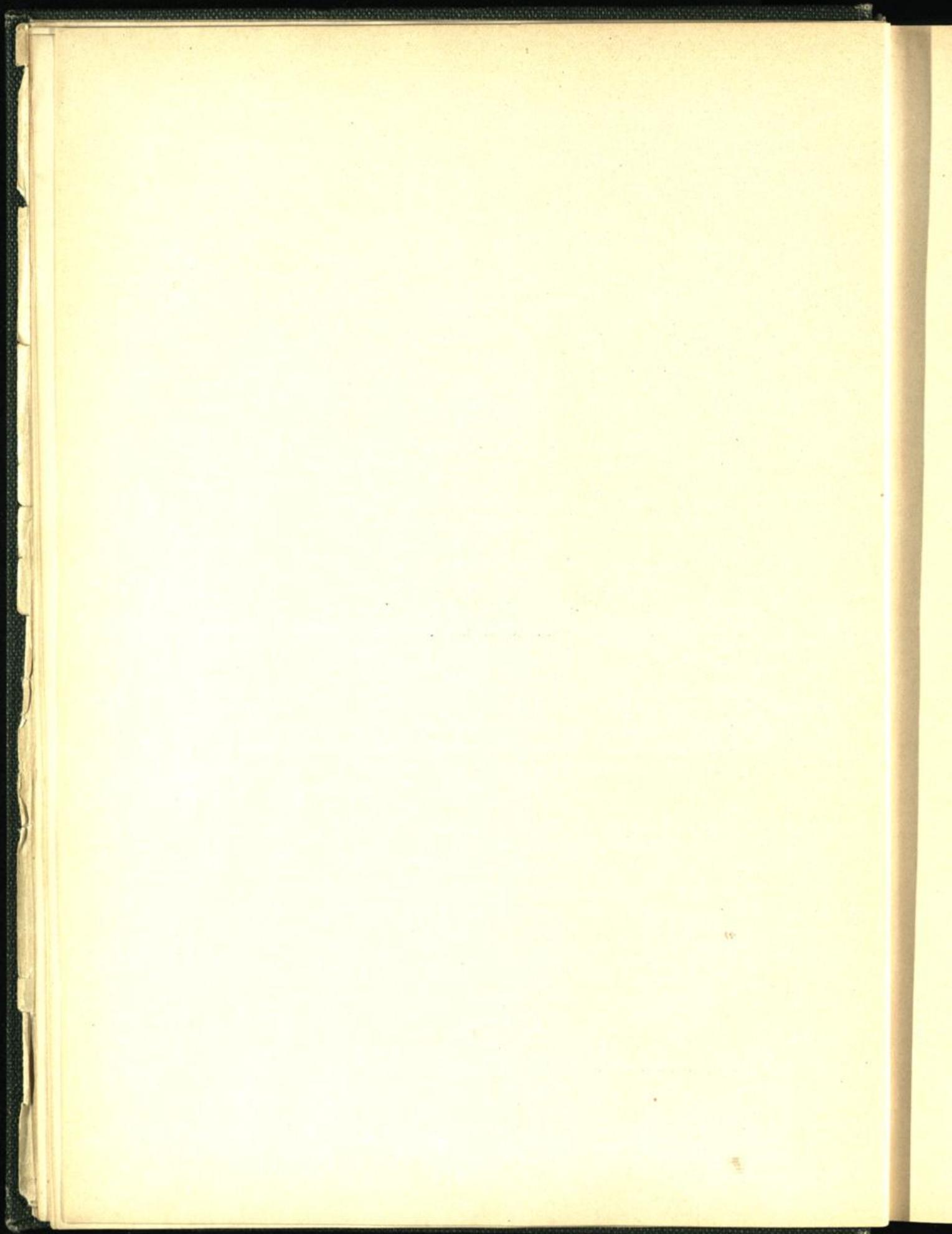
Berlin, 1912

Äußere Volkskunde (Robert Mielke)

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-221

Außere Volkskunde.

Von Robert Mielke.



Der Märker.

Über die körperliche Beschaffenheit der brandenburgischen Bevölkerung liegen abschließende Untersuchungen nicht vor. Das wenige Material, das durch die militärischen Untersuchungen der Stellungspflichtigen veröffentlicht wird, scheint nur das Sinken der Wehrtüchtigkeit in den industriellen Bezirken zu bestätigen. Die naheliegende Vermutung, daß in Gebieten mit vorwiegend wendischer Bevölkerung sich im Körperbau Abweichungen und Verschiedenheiten von der rein oder hauptsächlich deutschen Bevölkerung zeigen müßten, wird zwar in einem beschränkten Sinne durch andere Untersuchungen bestätigt, doch treten dabei Ergebnisse zutage, die wiederum die Einheitlichkeit einer solchen Bevölkerungsverschiedenheit erheblich erschüttern. Uns stehen hier nur die Ergebnisse der Untersuchungen zu Gebote, die auf Veranlassung von Rudolf Virchow 1875 über die Augen-, Haut- und Haarfarbe der damaligen deutschen Schuljugend eingeleitet worden sind.¹ Sie ergaben, daß die Provinz Brandenburg nach dem Stande ihrer Bevölkerung eher dem nordischen blondhaarigen und blauäugigen, als dem dunkeläugigen brünetten Typus zuzuweisen ist. Von den einzelnen Kreisen haben von je 100 der untersuchten Schulkinder fünf bis zehn den braunen Typus in der ganzen westlichen Hälfte, mit Ausnahme von Osthavelland und Teltow, in denen der Prozentsatz der braunhaarigen aber auch nur auf 11—15 % steigt. Die gleichen Verhältnisse zeigen die Kreise Niederbarnim, Oberbarnim, Angermünde, Prenzlau, Lebus, Königsberg, Soldin, Landsberg, Friedeberg, West- und Oststernberg, Jülichau-Schwiebus, Crossen, Sorau, Cottbus, Calau und Spremberg. Auffallenderweise schiebt sich in die zusammenhängende östliche Hälfte eine hellere Zone vor, die von den Kreisen Jüterbog, Luckau, Beeskow-Storkow, Lübben und Guben vertreten wird, die sich sprungweise weiter nach Osten fortsetzt und mit dem blonden Gebiete Pommerns, wo der Prozentsatz der Blondes im Durchschnitt 42,64 beträgt,² in Verbindung steht. Dadurch ist das Gebiet mit 11—15 % Brauner von dem südöstlichen Gesamtgebiet nahezu losgetrennt und die Vermutung gerechtfertigt, in der helleren Zwischenzone die stärkste Straße der deutschen Rückwanderung zu sehen. Berlin, die Stadt Europas mit der größten Zuwanderung, steht mit 16 bis 20 % der Braunen in der

¹) Rudolf Virchow: Gesamtbericht über die Untersuchungen der deutschen Bevölkerung. Archiv für Anthropologie XVI, S. 275 f.

²) Den größten Prozentsatz Blonder in Norddeutschland stellt Schleswig-Holstein mit 43,53. Dann folgen in absteigender Richtung Oldenburg mit 42,73, Pommern mit 42,64, Mecklenburg-Strelitz mit 42,63, Mecklenburg-Schwerin mit 42,03, Braunschweig mit 41,03 und Hannover mit 41 %. Vgl. R. Virchow: Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom 29. Januar 1885.

Provinz an der Spitze, was wohl mehr durch die starke polnische und jüdische, als durch die französische Einwanderung zu erklären ist.

Noch günstiger als nach dem Prozentsatz der rein brünetten Bevölkerung, ist das Bild, wenn man die Ergebnisse der Statistik über den rein blonden Typus zugrunde legt. Dann kommen von je 100 untersuchten Schulkindern auf die gesamte Provinz 31—40 % Blonde, mit Ausnahme des Kreises Calau und der Stadt Berlin, in denen der Prozentsatz auf 21—30 % sinkt. Wenn man im Auge behält, daß mit Ausnahme einiger oldenburgischer, schleswigscher und zweier pommerscher Kreise, in denen der Satz auf 51 bis 54 % steigt, ganz Nord- und Westdeutschland durchschnittlich 41—50 % Blonde zählt, dann kann man den Schluß schwerlich abweisen, daß der weitaus überwiegende Teil der brandenburgischen Bevölkerung rein deutscher Abstammung ist, und daß die slawischen Bruchteile nur schwach gewesen sein können oder vor der Kolonisation bereits stark mit deutschem Blut vermischt gewesen sein müssen.

Zu ähnlichen Ergebnissen führen die Untersuchungen der Augen. Braune Augen finden wir auf hundert Köpfe 61—80 % in den Kreisen Calau, Cottbus, Sorau und in den Stadtkreisen Frankfurt, Berlin und Potsdam. Auffallend ist dabei der verhältnismäßig geringe Bestandteil der Braunäugigen in Beeskow-Storkow mit 20—40 % und in dem mehr slawisch eingelagerten Spremberg mit 41—60 %. In der ganzen Provinz kommen durchschnittlich auf hundert Köpfe 31—45 % mit braunem Haar. Der Prozentsatz sinkt auf 15—30 % in Westhavelland, Jüterbog-Luckenwalde, Beeskow-Storkow, Guben, Ostfriesland und Spremberg. Graue Augen weist die Statistik in den meisten Kreisen 41—50 % nach, die in den Kreisen Calau, Cottbus und Lübben auf 51—60 % steigen, in den Kreisen Beeskow-Storkow, West- und Osthavelland, Nieder- und Oberbarnim, Angermünde, Königsberg und Soldin auf 30—40 % herabsinken.

Diese in ihren Zahlen unanfechtbaren statistischen Untersuchungen legen dar, daß die Herrschaft einer geschlossenen nichtdeutschen Bevölkerung in keinem Teile der Provinz besteht, daß dagegen die ganze linke Hälfte, zum Teil auch der Norden und der Süden nur mit Ausnahme des Kreises Calau entschieden dem deutschen Typus zuneigen. Sie bestätigen in gewissem Sinne die alte Behauptung, daß bei ihrem Vordringen nach dem Westen die slawischen Völkerschaften noch Überbleibsel der germanischen Bevölkerung vorgefunden und sich mit ihnen vermischt haben. Wäre das nicht der Fall, dann würden die vielen mythologischen Erinnerungen kaum zu erklären sein, die in den Sagen, den Gebräuchen, den Flurnamen usw. erscheinen. Sie werden um so mehr auf diese Frühzeit zurückgeführt werden müssen, als die spätere Kolonisationsbevölkerung anscheinend durchaus christlich und ohne jeden altheidnischen Einschlag ist.

Man muß also bei der Bevölkerung der Provinz einen langsam vorgehenden Vermischungsprozeß von Völkern annehmen, die nur zum Teil von grundverschiedener Anlage waren. Die deutschen Stämme, die im Zeitalter der Kolonisation hauptsächlich vertreten sind, die Franken, Sachsen und Niederländer, haben diesen Vermischungsprozeß fortgesetzt und damit das Aufsaugen etwaiger noch vorhanden gewesener slawischer Reste in den weitaus größten Gebieten der Provinz vollendet. Was später noch im 17. und 18. Jahrhundert an fremdem Blute ins Land kam, ist dann gleichfalls aufgesogen worden. Nur im Außeren kündet sich hin und wieder die Herkunft eines einzelnen aus Böhmen,

Frankreich, Holland, Pfalz, Polen, Rußland, Salzburg, Schweiz, Tirol oder einem anderen Lande an, während alle diese fremden Bestandteile sich im Fühlen und Denken fast völlig der Umgebung ihres Wohnortes angepaßt haben.

Wir haben also, von den Gebieten im Südosten abgesehen, in denen noch bis vor kurzer Zeit das Wendische die Umgangssprache war, einen einheitlichen Typus des Märkers, hinter dem freilich eine eingehende anthropologische Untersuchung manche Verschiedenheit darlegen würde. Aber innerhalb dieser Einheitlichkeit hat die geschichtliche Entwicklung doch auch wieder Abwandlungen erzeugt oder vertieft, die sich im wesentlichen in ständischen Gewohnheiten und Empfindungen äußern. Denn der einfache, noch nicht stark von den Einflüssen seiner Umgebung abhängige Mensch bildet sich zu einem einheitlichen Typus um, der sich über alle Glieder einer durch die gemeinsame Sprache verbundenen Volksgenossenschaft erstreckt. Die Kultur, die selten auf die gleichmäßige Ausbildung aller Geistes- und Willenskräfte gerichtet ist, sondern je nach den Umständen nur die, auf gleichen Lebensgewohnheiten stehenden zur Entwicklung kommen läßt, ändert indessen ganz erheblich an diesem Typus. Sie bildet Ausdrucksschichten, die sich im wesentlichen mit den ständischen Gliederungen decken. Die bewegenden Kräfte sind vorzugsweise *seelische Vorgänge*, die in ihrer Tiefe und in ihrem Zusammenhange mit der völkischen Art noch nicht erforscht sind, die aber durch Erziehung und ständische Gewohnheiten sich weiter vererben und besonders in dem Gesichtsausdruck hervorkehren. Wir können in der Provinz Brandenburg Edelmann, Bürger und Bauer als Vertreter dieser ständischen Gliederungen erkennen, die vielfach wohl schon mit der Kolonisationsbewegungen in der Anlage vorhanden waren, die aber durch die verändernde Kultur sich erst schärfer herausgebildet haben.

Der märkische Grundherr — ganz gleich, ob er als Lokator die Besiedlung organisierte, oder ob er später unter dem Schutze der Landesherren in ein obrigkeitliches Verhältnis zu der Landbevölkerung trat — befestigte sich immer mehr in der Stellung eines kleinen Gebieters, je mehr ihn die Entwicklung zu dem Ackerbau drängte. Reisen in außermärkische Gebiete, Familienbeziehungen zu dem dortigen Adel und enge Verbindung mit dem Hofe mußten ihn mit dem Bewußtsein seiner sozialen Stellung erfüllen. Die Künstler der Renaissance lassen auf den Grabdarstellungen fast durchgehends den verewigten Adligen in einer hoheitsvollen, befehlenden Stellung erscheinen. Das Gesicht kündigt ruhige Entschlossenheit und sichere Überlegenheit, der ein Zug von strengem Ernst beigemischt ist. Weiche oder auch grüblerische Züge, die auf eine nachdenkliche, sinnende Natur schließen ließen, fehlen selbst bei den Frauengestalten mit ihren, mehr einen klugen, klaren Verstand oder eine schlichte und aufrichtige Frömmigkeit zur Schau tragenden Gesichtern. Wir sehen denn auch, daß die Männer, selbst als Äbte und Kirchenfürsten, in der Regel mehr Sinn für das Naheliegende, für Ordnung und für die Bedürfnisse des täglichen Lebens, als für feine Politik und weitläufige Pläne oder für geistige Interessen haben. Dagegen sind sie — mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt! — oft Träger eines derben echt niederdeutschen Humors, der auch dann kennzeichnend bleibt, wenn die ihnen vom Volke angedichteten Erzählungen der Kritik nicht standhalten. Das Volk, das immer einen guten Blick für die Charakteristik Höherstehender hat, handelt zwar unhistorisch, aber es dichtet nicht.

Der märkische Adel hat denn auch stets seine Stellung zum Ausdruck zu bringen gewußt, weil Herkommen, Beschäftigung und die geistige Umwelt ihm eine soziale Prägung gaben, die im Grunde auf das Wohlwollen für die seinen Interessen am nächsten stehenden Bauern gerichtet war, die ihn aber häufig in einen Gegensatz zu dem Bürger oder zu dem Landesherrn brachte. Sein Interessenkreis war nicht groß, aber in der Behauptung dieser Interessen ging er bis zum Äußersten, selbst bis zum Untergange. Der Widerstand gegen den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg entsprang nicht zuletzt dem Empfinden des norddeutschen eckigen und selbstbewußten Märkers gegen den feingebildeten, weichen und gedankenvollen, klugen Franken, dessen weitschauende, energische, unter Umständen auch nachgiebigere Art den Einheimischen als etwas völlig Fremdes erscheinen mußte. Wie stark diese Anlage war, beweist die Tatsache, daß die im Gefolge der Hohenzollern ins Land gekommenen Geschlechter, daß selbst die in einer völlig anderen Kultur erstarkten Familien, wie die Grafen von Lynar, sich mit der Zeit ihr gänzlich einpaßten.

Auch der Bürger hat einen Teil dieser Eigenart an sich. Die Gleichheit der Gesinnung, der Arbeit und des Strebens einte zu einer Gleichartigkeit des Charakters. Indessen, die Berührung mit anderen, besonders der schon von Anfang an vorhandene Unterschied zwischen arm und reich, und dann weiter die vielfachen Differenzierungen in der Stellung, namentlich zwischen Kaufmann und Handwerker, waren doch einflußreich genug, einzelne Härten abzuschleifen. Und wo auf der anderen Seite das Selbstbewußtsein der einzelnen sich gar zu eifrig gegen die Demokratisierung der Interessen sträubt, da werden Statuten und Gesetze geschaffen, um das Gegenwärtige möglichst in die weite Zukunft zu rücken. Denn der Städter ist schreiblustig; er schreibt aber nur, weil ihm dies vorteilhaft ist und nicht aus literarischem Bedürfnis. Er erkennt in der Schrift einen wichtigen Zeugen seines Handelns, denn „vorgetunge is eyn muder der errunge“, (Vergessen ist eine Mutter der Irrungen), wie es in echt volkstümlicher Klarheit des Berliner Stadtbuch am Ende des 14. Jahrhunderts äußert. „So als wy dat werk hebben von gode vnde von deme Rade“¹⁾ (Wir haben unser Gewerke von Gott und dem Räte), bekundeten 1351 stolz und frei die Knochenhauer (Schlächter) von Berlin in einer Urkunde.

So ist aber jeder einzelne der alten Bürger geartet; er fühlt sich im Besitze eines Bruchteils der öffentlichen Ordnung oder — je nach den Umständen! — der Gewalt; er verbindet mit einem beharrlichen Fleiß und Tatendurst ein gut Teil Selbstbewußtsein, das vielfach nicht ohne Erfolg mit dem der Junker konkurrierte. „Se wöllen juncker sin,“ wird von den Gardelegener Brauereiern in einem alten Liede gesagt. Ihre geistigen Interessen reichen gleichfalls nicht über das Weichbild hinaus; selbst die Ratmänner, Bürgermeister, rechtskundigen Schöffen streben nicht weit über den dünnen Sand ihrer Heimat hinweg, um dafür um so mehr den gesunden Blick des Mannes behalten, der das Leben kennt. Erst mit der Renaissance, die auch aus den Mauern der Städte so manchen Märker in die Fremde lockte, zog ein Geschlecht herauf, das wenigstens weiteren geistigen Aufgaben nicht ganz verschlossen gegenüberstand, das indessen wieder zur früheren Un-

¹⁾ Berlinische Urkunden. Herausgegeben vom Verein f. d. Geschichte Berlins S. 55.

spruchslosigkeit zurückkehrte, als die Städte zu unmittelbaren Landstädten der Landesherren wurden. Für die städtische Intelligenz gab es dann nur noch ein Entwicklungsfeld, wenn sie sich vom städtischen Boden losriß und am Hofe, im Dienste der Landesherren oder im Schatten einer Universität sich entfalten konnte.

Durchgehends ist der märkische Bürger ein Mann von kräftigem, breitem Gliederbau, dessen Züge mehr kühnen Eigensinn als fluge Überlegung verraten. Auch die Frauen sind von einer herberen Weichheit als die der Geschlechter, wenn sie ihnen auch in den Fragen der geselligen Beweglichkeit und der ergebenen Duldsamkeit vielfach überlegen sind.

Der Städter bleibt mit seinen Interessen leicht innerhalb seines Weichbildes, weil sein Blick mehr nach innen, auf die von so vielen Einzelwesen seines Wohnortes geschaffene Unruhe gerichtet ist. Von der Landschaft, wie sie sich dem Landbewohner zeigt, ist er abgewendet, falls er nicht selbst landwirtschaftliche Interessen hat. Während der Bauer wohl engherzig in seinen Anschauungen ist — sein Dorf ist seine Welt! — verliert der Städter gar zu leicht den Wirklichkeitsboden für seine Wünsche. Wie ein roter Faden zieht sich diese Verkennung der Tatsachen durch die Geschichte des märkischen Bürgertums. Wenn der märkische Chronist Angelus in den Wusterwitzschen Annalen von seinem „Vaterland Strausberg“ oder der wandernde Scholar Michael Franck 1591 „von Frankfurt unserm Vaterlande“ spricht, dann sind dies ganz gewiß nicht beiläufige Redensarten, sondern zielbewußte landläufige Vorstellungen der Zeit. Sie zirkeln gewissermaßen mathematisch ab, wie stark sich das städtische Weichbild aus dem bäuerlichen Gelände abhebt. Da kann es denn auch nicht ausbleiben, daß diese Verkennung der Wirklichkeit zu politischen Bewegungen emporstiegt, die es den großen Hansestädten mit ihren natürlichen reichen Grundlagen nachmachen will, ohne auch, wie jene, nur im geringsten die mächtigen Hilfsquellen in der Umgebung zu haben. Der demagogische Aufruhr 1373 gegen Karl IV. unter Albert von Rathenow und Thilo von Brandenburg stützte sich ebenso auf unerfüllbare Verheißungen wie das trotzige Verschließen von Berlin-Cölln 1448 unter Bernd Ryke gegen Friedrich II., den Eisenzahn. Beide Bewegungen, denen in den nächsten Jahrhunderten noch eine Reihe kleinerer folgten, mußten scheitern, weil sie ohne jede Rücksicht auf die Lage, auf die bestehenden Interessen und auf die Zukunft eingeleitet wurden, und weil in ihnen die allgemeine Unzufriedenheit ohne klares Erkennen der Ursache sich Bahn brach.

Der Städter in der Mark war für das Volkstum nur ein Faktor, solange er eine Vielzahl repräsentierte. Sowie im 17. Jahrhundert die Bevölkerungszahl herunterging, sank auch das Bürgertum in seiner Bedeutung und Eigenart; der Städter wurde Landmann und schloß sich ihm auch in seinen Anschauungen an. Nur Berlin-Cölln, Brandenburg a. H., Frankfurt und Guben können als Siedelungen von mehr als dörflichem Charakter angesehen werden. Die stolzere Art des märkischen Bürgers liegt in der Vergangenheit, als er seine Güter bis über das deutsche Sprachgebiet hinaus verfrachtete, als er die Dörfer in seiner Umgebung seinen Interessen dienstbar gemacht hatte und mit ihnen eine wirtschaftliche Einheit bildete, und als er die waffenstarke Faust als eine wichtige Bürgerschaft in die Handel der Zeit einstellen durfte. Er steht aber doch auch innerhalb des märkischen Volkstums, das nur an einer Stelle erheblich beeinflusst wurde.

Das war in Berlin, wohin seit 1699 an 18 000 Franzosen gezogen waren, von denen der größte Teil dort blieb.

Sie brachten in die schwerfälligere, trostigere Art des Niederdeutschen vorübergehend eine Wandlung hervor, die sich besonders in dem Temperament äußerte. Doch war sie nicht nachhaltig genug, um das Volkstum in der Provinz, nicht einmal in Berlin, dauernd zu beeinflussen. Die Einwanderer haben sich auf dem Lande und in den kleinen Städten der Natur des Landes angenähert und mit den Bewohnern vermischt. Auch hier zeigt es sich, daß eine höhere Kultur, und eine solche brachten die meisten Familien mit, von der tieferen aufgezogen wird, die dadurch nur in dem Rhythmus ihrer Entwicklung gesteigert wird. Nur selten noch erinnert ein dunkles Auge, zumeist bei Frauen, und ein brünetter Typus an die Herkunft aus gallischem Blute. Man hat auch auf die Tatsache hingewiesen, daß die Namen der Emigranten vielfach auf germanische Sprachwurzeln zurückgehen, was, im Verein mit dem auffallend germanoiden Ausdruck ihrer Nachkommen den Schluß rechtfertigt, in einem großen Bruchteil dieser Einwanderer schon fränkische, also germanische Volksreste zu sehen.

Freilich kann man das, was man dem Berlinerthum im allgemeinen zuspricht: schlagfertigen Witz, kluges Urteil, Mitleid und eine gewisse Schnoddrigkeit, die im wesentlichen nur eine weiche Regung verdecken soll, kaum als einen französischen Einschlag betrachten. Denn auch vor dieser Einwanderung ist der Berliner keineswegs aus anderem Holze, ja es scheint, als ob dieses Wesen auch den anderen Städtebewohnern der Mark einst eigen war und erst durch die mehr und mehr hervortretende Ackerwirtschaft der Städte verloren gegangen sei. Der Abt Trithem, der im allgemeinen ein gutes Auge für das Volk hat, schreibt 1505 über die Berliner: „Die Einwohner sind gut, aber zu rauh und ungelehrt, sie lieben mehr die Schmausereien und den Trunk als die Wissenschaften. Selten findet man einen Mann, der die Bücher liebt, sondern aus Mangel der Erziehung und der Lebensart ziehen sie die Gesellschaften, den Müßiggang und die Pokale vor. Indessen gefällt mir ihre Frömmigkeit und Religion, in der sie andächtig und eifrig sind. Sie gehen fleißig in die Kirche, feiern die Feste der Heiligen mit Ehrfurcht; sie halten die Fasten streng und sind in der Religion um so viel eifriger, da bekannt ist, daß sie unter allen Völkern die letzten gewesen, die den christlichen Glauben angenommen haben. Die Ausschweifung im Trinken wird von ihnen nicht für ein Laster gehalten, doch gibt es auch viele, die sich dessen enthalten, und die Einzöglinge aus Franken und Schwaben, wie ich oft bemerkt habe, sind mehr dem Soffe ergeben als die Landeseinwohner.“ Dieses Urteil des berühmten Humanisten trifft auch auf die Märker zu; für den Berliner ist es schmeichelhaft, aber nicht ganz vollständig. Auch Trithem hätte, wenn er sich mehr unter das Volk gemischt hätte, etwas von dem Berliner Witz erfahren können. Ob es sich mit der Frömmigkeit wirklich so verhält, wie Trithem schildert, ist mindestens zu bezweifeln. Die Berliner sind an und für sich keine Gotteslästerer; aber der weitaus größte Teil von ihnen bringt seine Rechnung mit dem Himmel doch gern erst ernsthaft ins Reine, wenn es absolut nötig ist. Dagegen ist der Berliner ein Mann der Ordnung, der Observanz, der seine Kirchen- und Gottesverpflichtungen mit demselben Eifer, mit derselben Pünktlichkeit erledigt, mit der er abends in die Junfstube eilt, wie es mit herzerfrischender Deutlichkeit 1641 der Kanzler Hans Georg von dem Borne in seiner Consultatio

politico-theologica schildert.¹⁾ Daß er, wenn ihm die Galle überläuft, auch als Christ recht unangenehm werden kann, bezeugt satllsam der kurze Prozeß, den er mit dem ihn schmähenden Propst von Bernau machte, den die Berliner ohne viel Federlesens 1325 erschlugen und verbrannten. Und wenn nicht andere, politische Verhältnisse sie bewogen hätten, ihren Frieden mit dem Pontifex nach zehnjähriger Acht zu suchen, würde sie vielleicht noch lange auf Berlin geruht haben.

Daß der leichte, heitere Sinn der Berliner auch in bösen Zeiten nicht ganz verschwand, bezeugt ein Erlaß Georg Wilhelms in den trüben Tagen 1623, nach dem „bey den traurigen Zeitläuften Comödien und Gaukelspiele aufhören, auch daß, wie geschehen wäre, keine Musik noch Trommeln oder anderes üppiges Geräusch, auf denen Gassen gehört werden sollte“. Und noch deutlicher sagt er, „das sich keiner vñ den Gassen, mit musikalischen Instrumenten, wie sie auch beschaffen, hören lassen solle, am wenigsten frembden gaukeln nachgebet, mit trommeln vñd Trommeten vñ den Gassen herum zu lauffen vñd dadurch viele murrens vñd Knurrens vñther den Handwerksburschen zu verursachen.“²⁾ Es ist das derselbe leichte Sinn, der im Cholerajahr 1830 lustige Musensohne veranlaßte, die beiden Mohren in der Beerenstraße als Cholerafranke auszustaffieren. Erst als im letzten Jahrzehnt des Dreißigjährigen Krieges sich eine entsetzliche Not bleischwer über Berlin gelagert hatte, als die furchtbare Pest 1637 bis 1639 Angst und Tod in alle Häuser trug, erstarb dieser Übermut vor dem schneidendsten aller Humoristen — vor dem Tod.

Es war eine bittere Zeit. Nur sie allein muß man verantwortlich machen für die Roheit, Gefühllosigkeit, Gleichgültigkeit und den wüsten Hang nach den oberflächlichsten Genüssen. Ein Taumel hatte die Bevölkerung Berlins erfaßt, der nur das Jetzt, die verrinnende Stunde sah, nicht mehr den nächsten Tag, der neues Verderben bringen konnte. In diesen Tagen ist offenbar der schneidende Berliner Wit geboren, der um so schärfer und ätzender sich entfalten mußte, als er in den Jahren des Pietismus künstlich zurückgehalten wurde. Französischer Geist hat ihn wohl behender und leichtfüßiger gemacht, der allgemeine niederdeutsche Humor auch inhaltlich vertieft, der Kontakt der Massen, die schon unter dem Großen Kurfürsten Berlin zur bevölkertsten Stadt der Monarchie machten, hat ihm aber seine spezifische Note gegeben. Es ist also mit Recht ein Ergebnis der Bevölkerungsmischung, die in Berlin im Laufe der letzten Jahrhunderte

¹⁾ „In den Städten hat man es für einen großen Gottesdienst gehalten und hält es noch dafür, wenn man an den Sonn- und Festtagen sich statlich aufgepußet und, der Gewohnheit nach, zweimal oder noch öfter ohne einige Andacht in die Kirche 'gangen ist. Nach geendigter Predigt hat man alsbald angefangen, alle Sünden, welche man auf den Werktag nicht hat thun mögen, mit freudigem Muthe zu verüben. Da hat es müssen gefressen, gesoffen, gespielt, banquetiret und buliret sein; da hat man alle Gasthöfe, Schänken, Wein- und Bierkeller voller Gesellschaft gesehen, die sich toll und voll gesoffen und bis in die Nacht geschwärmet, sich auch mit Trommeln, Pfeifen, Geigen u. s. w. aufwarten lassen.“

Das ist dieselbe Art, die einen Bürger von Berlin, Hildebrandt Schilling, mehr als zwei Jahrhunderte vorher an Dietrich von Quitzow in grimmem Hohne schreiben ließ, er wollte ihm die Henkerey und Schinderey von Luckau zu verschaffen suchen, damit er doch endlich seine Schulden bezahlen könne (Bär XI, S. 598).

²⁾ Bär VIII, S. 470.

stattgefunden, und die die scherzhafte Grundanlage vom gemütvollen Humor bis zur satirischen Groteske gesteigert hat. Die Berliner, die 1790 aus Übermut Anschlagzettel abriffen, waren sich dieser Ungezogenheit ebensowenig bewußt, wie der Berliner Satiriker 1835 der Wirkung seines Humors, als er in einem Augenblick der gefährlichsten politischen Spannung die Menschenmassen erschütterte durch das Plakat „Wegen plötzlichen Unwohlseins des Herrn Friße Schulze, Schusterjungen, kam heute die große Berliner Revolution nicht stattfinden.“

Der Berliner Witz, so vollslaut er sich auch bisweilen gebärdet, ist im Grunde nicht böseartig. Der Synismus hat in ihm keinen Raum gefunden, der ist erst als Wildpflanze aus den sozialen Abfällen einer unklaren Weltverbesserung herausgewachsen; er hat in Berlin eine Stätte, aber er ist nicht berlinisch. Wie eine Peitsche läßt der Berliner seinen Witz heruntersaufen, aber er schlägt nicht; er knallt nur. Man versteht den Berliner am besten in seinen selbstgeschaffenen Typen. Wie jede werdende Großstadt hat auch Berlin seine ständigen Figuren, deren Wurzeln in dem Volkstum stecken. In seiner gutmütigen, vielleicht auch ein wenig bissigen Ironie hat sie der Berliner selbst als „Schusterjungen“ und „Eckensteher“ gekennzeichnet, obwohl sie bekannterweise erst aus der Posse ins Volk gedrungen sind. Aber als Extrakt des Volksgeistes sind beide respektablen Persönlichkeiten, die die Eigenart der Großstadtbevölkerung in Piffigkeit und Vorwitz, ehrlicher Gutmütigkeit und frecher Schnoddrigkeit zum Ausdruck bringen. Nur der „Droschkenträger“ hat ihnen durch seine langsame Bedächtigkeit eine neue Farbe beigemischt, während der „Budiker“ eben erst die Anfänge einer charakteristischen Volksfigur zeigt.

Auf einer höheren geistigen Warte, aber doch nicht minder charakteristisch für das Berlinertum, steht der „gelehrte Buchhändler“ Friedrich Nikolai (1733—1811). Er ist so recht der Typus des klugen, im Bann einer eigentlich recht kleinen Umwelt stehenden Berliners. Gelehrt, witzig, scharfen Blickes die Schwächen des Gegners erspähend, geht ihm schließlich doch das ruhige Urteil über seine Gegner und ihr Tun ab. Ehrlich in allem, auch gegen sich selbst, erhält sein Urteil schließlich eine Einseitigkeit, die er selbst nicht merkt, die er aber mit pointierter Eigenförmigkeit als das allein Richtige nicht nur für sich, sondern auch für die anderen erzwingen will. Und wie der alte Nikolai einst immer mehr Gegner fand, so ist der Typus, der auch heute noch nicht ausgestorben ist, nicht allzu beliebt in der Welt. Man darf nicht vergessen, daß die Gutmütigkeit des Trägers, verbunden mit einer Portion Wichtigtuerei, beigetragen hat, den Ruf des Berliner Witzes in die weiteste Welt hinauszutragen. Man verkennt dabei die solide Grundlage, die auf das Nächstgelegene gerichtet ist und mit der Nüchternheit des Urteils doch auch eine weitgehende Schonungslosigkeit gegen sich selbst verbindet. Der Spottvers:

„Berliner Kind,
Spandauer Wind,
Charlottenburger Pferd
Sind alle nichts wert“,

der übrigens nur die mechanische Umbildung eines älteren süddeutschen Verses ist,¹⁾ hat

¹⁾ Schon 1666 heißt es hier: „Speyer Wind,
Heidelberger Kind,
Hessen Blut
Tut selten gut“ (Bär V, S. 31).

nur eine beschränkte Berechtigung. Der Berliner ist im Grunde seines Wesens konservativ, der aber gern bereit ist, diese klare Erkenntnis durch einen Witz oder durch eine überspannte Bemerkung hinwegzuleugnen. Er ist konservativ, weil er nicht gern neue, unbekanntere Verhältnisse plötzlich haben will. „Weil das noch nicht gewesen ist,“ dieser auch orthographisch schiefe Ausspruch des Schulzen Tübbecke von Stralau, mit dem er 1836 den Eingriff eines Beamten ablehnte, ist charakteristisch. Erst dann, wenn das Neue alte Formen angenommen hat, was in der Großstadt ja sehr schnell geht, erst dann befreundet er sich damit und verteidigt dieses Neue mit derselben Hartnäckigkeit, mit der er es vordem abgelehnt hat. Ja, er findet es unbequem, wenn er daran erinnert wird. Eine ganze Reihe von Redensarten zeugen davon, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in der Form wechseln, im Sinne aber unverändert bleiben.¹⁾

Seit den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts hat sich auch in dem Berlinertum vieles verändert. Der eigentliche geschichtliche Typus stirbt aus. Wir sehen aber schon jetzt, daß aus dem brodelnden Volksgemisch ein Großstädter hervorgeht, bei dem die alte Berliner Eigenart zum Teil wieder zum Durchbruch kommt, wenn ihm auch minder gute Eigenheiten anhaften.

Von den Eigentümlichkeiten des Märkers hat der Landmann am wenigsten abgegeben; aber er hat sie auch nur unvollkommen entwickeln können. Die gemeinsame Abstammung der deutschen Kolonisten konnte nicht verhüten, daß die bäuerliche hinter der städtischen Bevölkerung zurückblieb. Die gleichen Interessen, die überdies durch die politischen Unruhen gestört wurden, verloren sich noch mehr durch soziale Verschiebungen. Dem Bauern, dem oft genug selbst der Besuch des städtischen Marktes erschwert wurde, ist dadurch etwas Eckiges, Rückständiges, Unfreies anhaften geblieben, das er auch nicht, wie sein süddeutscher Genosse, an Festestagen und in jubelndem Übermut zeitweise überwinden konnte. Das Unterbinden der persönlichen Bewegungsfreiheit, das über drei Jahrhunderte die bäuerlichen Schwingen lähmte, wandelte den stammesartigen Grundcharakter in eine Reihe sozialer Abschattierungen um, mit all den Schwächen, die in dem Niedergange eines Berufsstandes vorhanden sind. Wie eine granitne Unbewegtheit lagert es sich in dieser langen Zeit auf dem Landvolke; nur blitzartig durchleuchtete von Zeit zu Zeit eine rohe Gewalttat das Dunkel, die vom einzelnen ausging, von der Gesamtheit in ihren Folgen zu tragen war. Das tritt besonders nach dem Dreißigjährigen Kriege zutage, als Tausende von verwilderten Existenzen durch das Land streiften, eine Landplage gefährlichster Art gleichend, die aber doch nur bei einzelnen Individuen Schaden stiftete, weil die natürliche Trägheit der Masse selbst den Angriffen verlockender Wildheit standhielt. Der märkische Bauer zog alles, was von außen an ihn kam, in sich hinein, indessen konnte er sich niemals so recht über den Stoff erheben. Er bildete eine Summe trägster Gelassenheit, die sich nicht auf ein Bauernproletariat beschränkte, sondern in ihrem Niedergange auch andere Stände ergriff, mit dem Umstande freilich, daß hier noch Kräfte vorhanden waren, die nach einem äußerlichen Gegengewicht — und wenn es auch nur Prunk war —

¹⁾ Man beachte dabei die Übertreibung, die schließlich bis ins Lächerliche geht. Z. B. die ursprüngliche Redensart „Sie haben ja so recht“, die später in „Sie haben ja so richtig“ und schließlich in das unsinnige „Sie haben ja so reine Manschetten“ übergeht.

drängten. Und dieses war derselbe Bauer, dessen Vorfahren einst hoffnungsfreudig in die Mark gezogen waren!

Manches von seiner mannhaften Unbeschränktheit hat der märkische Bauer im Laufe der Zeit verloren, geblieben waren ihm der eiserne Fleiß, der auf die Bearbeitung der heimatischen Scholle gerichtet war, und der stille Ernst, mit dem er alle Stadien seines Lebens im Gleichgewicht erhielt. „Diese werten stillen Männer, die oft ein viel trotzigeres Gesicht machten als die Meeranwohner, mit finsternen Augen guckten wie der Wolf aus der Sandgrube,“ wie sie nicht unzutreffend der Mäntler von Stein einmal beurteilte, sind aber dieselben Männer, die in der Stunde der Gefahr entschlossen zur Tat schreiten, wenn es sich um die Heimat und um das Fürstenhaus handelte, das trotz aller entgegenstehenden Hindernisse sein Los zu erleichtern bestrebt war. Der Ausspruch jener westhavelländischen Bauern: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserem gnädigsten Kurfürsten mit unserem Blut,“ ist keineswegs die Anerkennung einer entwicklungslosen Geschichte, sondern der sprachliche Ausdruck für das Verständnis seiner Lage und seiner Empfindungen für das Herrschergeschlecht. Von den alten Freiheiten war vieles verloren gegangen, innerhalb seines Dorfes waltete der ehemalige Bauerngeist ungebrochen, der zunächst in das bäuerliche Wirtschaftsleben eingriff und dieses als eine Einheit auffaßte, der aber auch einer Verbindung mit anderen Ständen sich nicht verschloß, soweit diese nicht in sein eigenes Erwerbsgebiet eingriffen. Dann aber entstand die feindselige Gesinnung gegen die Stadt, insbesondere auch gegen die Grundherren, die um so gefährlicher wurde, als sie nicht offen hervortrat und sich häufig einer unterwürfigen Maske bediente.

Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, die Erkenntnis eines gemeinsamen Druckes von seiten der Bürger und der Grundherren einte die Bauern in Kleidung, Gewohnheit, Denkungsweise, Gebaren, selbst im Gesichtsausdruck und gab ihm jenen Stil, den bereits Hans Sachs in seinen Dichtungen, Albrecht Dürer und andere Zeitgenossen im Bilde hervortreten ließen. Wenn die Reformation unter den Bauern blitzgleich zündete, wie der Funke den trockenen Stender, dann war die Empfänglichkeit dafür schon lange Zeit vorher herangereift, im Guten wie im Bösen. Als der Schweizer Servetius, der sein vielleicht allzu lebhaft geäußertes Beobachtungsbedürfnis 1553 in Genf mit dem Leben bezahlte, es in schlecht verhülltem Unmut aussprach, daß der ganze Norden Deutschlands Fresser und Säufer erzeugte, hatte er wohl einzelne Dörfer im Auge, aber er suchte nicht und fand nicht die Ursache dieser Verrohung, obwohl er die Jämmerlichkeit des bäuerlichen Lebens, die Abhängigkeit von den starren Fesseln der Gutsuntertänigkeit etwas übertrieben malte. Die dem Stande innewohnende Tüchtigkeit hat er nicht bemerkt, wenigstens nicht ausgesprochen. Es ging ihm wie vielen, die eine Erscheinung allzu subjektiv betrachten. Es lag dem Beobachter fern, etwas weiter in die Tiefe zu dringen; selbst Pastoren konnten nur schwer über die Schwelle dieser Voreingenommenheit hinweg, oder sie schachteln ihre — fast widerwillig gegebene — Anerkennung in allerlei Bedenkllichkeiten ein, wie 1776 der Prediger Meißner dem Bürgermeister Büsching gegenüber: „Ich weiß, daß mit bloßen Worten, liebevollen und gründlichen Vorstellungen und ohne Zwang nichts bei ihnen auszurichten ist. Sie sind von wendischer Abkunft (1?), eigensinnig, widerspenstig, argwöhnisch, haften an Vorurteilen

und hassen alles, was sie für Neuerungen ansehen," äußert er sich und spricht dabei gelassen ein Urteil über die Entwicklung des Bauern aus, die ganz Deutschland, auch dem priesterlichen Stande gemeinsam war. Um wieviel klarer und richtiger war dagegen das Urteil Merians ein Jahrhundert früher, als er es aussprach, daß „die Märcker seynd gemeiniglich gutthätig und diensthaftig, sonst aber thumbkühn“.

Wenn man dem thumbkühn die ältere Bedeutung des Vertrauensvollen unterlegt, dann trifft das Urteil auch heute noch zu. Auch Ernst Moritz Arndt, der den Brandenburgern Ernst und Geschlossenheit zuspricht, bestätigt das. Es ist eben auch bei dem Bauern die Entwicklung aus der gemeinsamen niederdeutschen Herkunft noch nicht verblaßt, obwohl ihm der wendische Einschlag einen weichen Zug und sein soziales Empfinden ihm ein häufig unberechtigtes Mißtrauen gegen städtische Art eingeflößt haben. Manchmal nimmt dieses Mißtrauen groteske Formen an, wie in dem Verbot des Rauchens auf offener Dorfstraße, das vor wenigen Jahrzehnten in einem neu-märkischen Dorfe erfolgte. Aus diesem Solidaritätsgefühl heraus umgab sich der Bauer auch leicht mit Schranken, die ihn von anderen Ständen trennten, zugleich aber selbst beengten. Die Dorfordnungen sind solche Schranken, die nach dem Dreißigjährigen Kriege fast wie Erinnerungen einer vielhundertjährigen Vergangenheit anmuten, und die er doch nicht preisgab, weil sie ihm die Vorstellung einer kommunalen Geschlossenheit vorgaukelten. Ja, es kam wohl vor, daß solche Ordnung mit Hilfe und vorwiegend zugunsten der Grundherrschaft zustande kam und doch von den meist beteiligten Bauern als ihr Schutz aufgenommen wurde.

Innerhalb der Schichtungen unseres Märkertums, deren eine die stammesartigen Grundlagen, deren andere die ständischen Bewegungen bildeten, laufen andere von nicht ganz so unterscheidender Bedeutung, aber doch von zeitlichem oder örtlichem Einflusse. An den Grenzen kommen Auflösungen und Durchsetzungen des Volkstums vor. Es sind das Wellenschläge, die bald vordringen, bald zurückfluten und jedem Grenzgebiete den Zug des Unfertigen, Unentschiedenen geben. Für das Märkertum ist nur die Westgrenze weniger verändernd, weil hier zu beiden Seiten ein gleiches Volkstum seit Jahrhunderten gelagert ist, das zudem bis 1817 auch politisch noch nicht getrennt war. Im Norden und Süden aber decken sich nicht Stammes- und politische Grenzen. Hier nehmen bald niederdeutsch-mecklenburgische und fränkisch-thüringische Einflüsse bis tief in das märkische Land hinein Besitz, bald dringt die zähe märkische Art in das schwach besiedelte Mecklenburg und in die bewegliche Bevölkerung Sachsens vor. Im Osten aber flutet das märkische Volkstum mit breiten Massen in die Nachbargebiete über, während von der slawischen Bevölkerung nur vereinzelte Individuen aufgenommen wurden.

Eine andere, früher wenigstens nicht unbedeutende Durchsetzung der märkischen Bevölkerung mit fremden Volksbestandteilen fand statt durch die häufigen Wanderungen fahrenden Volkes. Man wird das nicht gering anschlagen dürfen, obwohl ziffernmäßige Beläge darüber kaum zu erhalten sein werden. Aber die Provinz ist ein Durchgangsland, das seine Straßen nicht nur Gütern, sondern auch den Menschen öffnete. Über die Bettlerplage liegen bereits seit Anfang des 15. Jahrhunderts Klagen vor. Die Reformation aber gab vielen abenteuerlichen Existenzen Veranlassung, als sogenannte ver-

folgte Protestanten das Mitleid der märkischen Glaubensgenossen auszubeuten. In den Dörfern des Osthavellandes trieb sich im Anfange des 18. Jahrhunderts ein angeblicher Markgraf Sera herum, der die Gemeinden (nach Ausweis der Kirchenbücher) brandschatzte. Ein anderer Gauner gab sich in Berlin für einen italienischen Grafen aus, trat zur reformierten Kirche über, wurde aber für seine unvorsichtigen Reden 1698 eingesperrt. Ein Jahr darauf wurde sogar ein Prediger hingerichtet, der drei Weiber genommen, falsches Geld geprägt und andere recht unchristliche Sünden auf dem Kerbholz hatte. Manche von diesen Vaganten¹⁾ sind wohl auch im Lande hängen geblieben und mit der Zeit ganz nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft geworden. Jedenfalls darf dieser Bevölkerungskoeffizient, der nicht nur nach Berlin strebte, für die Eigenart des Märkers nicht übersehen werden.

Man wird dadurch natürlich nicht auf den Gedanken kommen, daß sich das Volkstum selbst wesentlich geändert habe; dagegen spricht schon die Festigkeit der Überlieferung, die in den sprachlichen und mythologischen Resten zurückgeblieben ist.²⁾ Ganz im Gegenteil; es sind Beispiele vorhanden, daß die Sesshaftigkeit der Bevölkerung in der Provinz eine äußerst starke war. Eine Verschiebung der Bevölkerung hat in den letzten drei Jahrhunderten vor 1850 nur in einem sehr geringen Maße stattgefunden. Dagegen sind auch die Zuströmungen aus den alten Heimatländern der ersten Kolonisationszeit häufig belegt, wenn auch die näheren Bezüge nicht immer klar sind.³⁾ Wo allerdings, wie im Spreewalde, eine deutsche Bevölkerung innerhalb einer andersvölkischen festgesetzt wurde, da ging sie ihrem ganzen Wesen nach, auf in der stärkeren. Auch darin weicht die Provinz nicht ab von den allgemeinen Gesetzen der Menschheitsentwicklung.

Die Siedelungen.

Die Lage.

Die Provinz Brandenburg ist, wie schon Prof. Ed. Zache in Band 1 ausgeführt hat, vorzugsweise ein Schollenland, das durch das Einsinken großer und zusammenhängender Gebiete in eine Anzahl umfangreicher Horste aufgeteilt ist. Die zumeist steilen Ränder werden von einer großen Zahl Bäche durchschluchtet, die in die breiten Stromtäler

¹⁾ Siehe Bär 1886, XII, S. 422. Von dem gewaltigen Strom von Vaganten erhält man ungefähr eine Vorstellung in den Bekenntnissen von Straßenplackern, die 1457—1513 allein in Görlitz protokolliert und 1909 von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften unter dem Titel „Acheldemach“ herausgegeben wurden.

²⁾ Vgl. v. Schulenburg, Landeskunde Bd. III, S. 165 und die dazu gehörige Karte. Über die Fähigkeit sprachlicher Überlieferung und die Gesetze allmählichen Beeinflusses gibt Mackel in seiner Arbeit „Die Mundart der Prignitz“, Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung 1905, S. 65—164 Beweise.

³⁾ In Herzsprung (Ostprignitz) findet sich z. B. die Aufzeichnung, daß nach dem Dreißigjährigen Kriege 1656 Peter Claas zugewandert sei, der wohl sicher aus Holstein oder Friesland stammte.

abfließen. Dadurch wurde die älteste Besiedelung vorzugsweise auf den Mergelboden der Horste hingewiesen, auf denen die Wohnstätten häufig an den vor Wind und Wetter geschützten Abhängen angelegt waren. (Buch, Niemiſch bei Guben.) Doch nicht ausschließlich. Überall, wo der feste Lößboden nicht von einem zusammenhängenden Walde besetzt war, finden sich Reste alter und vorgeschichtlicher Ansiedlungen; überall, wo sich die Horste einige Meter über den Sumpfboden der Niederungen erhoben, faßte die älteste Kulturbewölkerung Platz, um der Waldnatur des Landes erfolgreich zu begegnen. Und sie konnte es, denn schon waren Getreide wie Weizen, Gerste und Spelt ein wichtiger Faktor auch für die Siedelung; sie war darin der älteren Besiedelung weit überlegen, von der wir flüchtige Spuren auf den Sandschellen und kleinen Horsten der Sumpfgebiete finden. Diese Bevölkerung, deren Beziehungen zu der nordischen Küchenabfall-Kultur (Kjöfemöddinger) nicht zu verkennen sind, hat offenbar nur in geringer Anzahl und als Jäger die weiten Brücher durchzogen. Sie hatte kein Verlangen und keine Mittel, die fruchtbaren Hochländer für den Ackerbau und die Viehzucht zu erobern. Das war erst den Trägern der nordischen Bronzezeit möglich, deren Siedelungstechnisches Geschick nicht nur in Bauten wie dem Königsgrab von Seddin, der gewaltigen Herrscherburg auf der Römerschanze bei Potsdam und der stattlichen Dorfanlage bei Buch dauernde Denkmale hinterlassen hat, sondern deren weitergehende, auf staatlichen Verbänden beruhende Politik schon zu größeren Kultorten, wie auf dem Harlungerberg bei Brandenburg, dem Schloßberg bei Burg i. Sprw., und zu flug erfornenen Burgwällen schritt. Ja, vielleicht setzt mit dieser Kultur zuerst eine umfangreiche Melioration der Sumpfgebiete ein, wenn wir die vielfach erhaltenen Deiche und Wälle (Föhrde bei Brandenburg, Wandlitz, Zootzen usw.) auf diese Zeit zurückführen dürfen.

Ganz anders verhalten sich die Siedelungen der wendischen Zeit zu dem Gelände. Man braucht nicht ohne weiteres anzunehmen, daß der Slawe ein Sumpfbewohner war; mindestens aber war er nicht der zielbewußte Ackerbauer wie sein Vorgänger; auch wird er kaum imstande gewesen sein, die in der Kultur befindlichen Gebiete zahlreich zu besetzen. Nur die Wehranlagen, soweit sie offenbar in sein System paßten, nahm er in Beschlag und errichtete in den Sumpfgebieten neue und ähnliche Anlagen. Seine Siedelungen aber legte der Wende unmittelbar an oder in der Nähe der zahlreichen Gewässer an, offenbar in der Absicht, diese natürlichen Verkehrswege, die sich zugleich gut sperren ließen, nicht aus der Hand zu lassen. Er hatte dabei den Vorteil, auch einheitliche Landgebiete einzuschließen, die für seine kleinstaatliche Politik die Grundlage boten. Freilich, auszunutzen verstand er diese Eigenart der Siedelungen nicht. Kein einziger der vielen, auf wendischem Ursprung stehenden Orte ist ohne die zielbewußte deutsche Energie groß geworden. Ohne diese würden selbst wendische Großsiedelungen wie Brandenburg, Cöpenick, Havelberg u. a. unansehnliche Dörfer geblieben sein, wie die meisten der wendischen Ortsanlagen.

Als die deutschen Kolonisten das Land besetzten, gingen sie in der Wahl ihrer Siedelungen rein praktisch vor, ohne Rücksicht auf Neigung oder bestehende Anlagen. Das System der Besiedelung bestand in der Anlage von Ackerbauorten, von Handelsmittelpunkten und von Burgen. Bei den ersteren war es selbstverständlich, die fetten Mergelböden der alten Horste, die bereits von den Bronzezeit-

menschen besetzt, wohl aber vielfach wieder vom Walde zurückerobert waren, von neuem der Kultur zu unterwerfen. Bei den Handelsmittelpunkten wird man die kleineren, die in der ersten Zeit auch als Verteidigungsstützpunkte dienen sollten und ungefähr in einer mittleren Entfernung von etwa 20 km häufig unter Benutzung einer älteren Siedelung angelegt waren, zu unterscheiden haben von den größeren, die lediglich von Verkehrsrücksichten bestimmt wurden. Man kann deutlich erkennen, mit welcher souveränen Planmäßigkeit hierbei zuerst in Brandenburg die Bedeutung der breiten Ströme als Verkehrsadern ausgenutzt wurde. Havelberg, Berlin-Cölln, Frankfurt, Cottbus, Guben, Crossen, Wriezen, Brandenburg u. a. haben durch ihre spätere Entwicklung bewiesen, daß ihre erste Anlage ein sicheres Ziel hatte, und daß das breite Stromband immer eine gute Zukunft verhieß. Es sprachen für die Ortsanlage im besonderen die Lageverhältnisse mit. Berlin-Cölln als Sumpfstadt ist örtlich ebenso vorteilhaft angelegt wie das am hohen Westufer des Oderstromes gelagerte Frankfurt.

Lediglich von örtlichen Umständen abhängig waren die Burgen und Schlösser. Wiesenburg, die Uchtenhagenburg bei Freienwalde, Grimnitz u. a. liegen hoch auf dem Berge. Belzig, Friesack, Goltzow u. a. sind mit Benutzung einer alluvialen Aufschüttung mitten im Sumpfe erstanden. Freilich hat auch hier der Verkehr sein entscheidendes Wort gesprochen. Die Höhenburgen ragen heute zumeist als Ruinen auf, oder sind Landschlösser geworden; um die Sumpfburgen haben sich vielfach Städte angegliedert.

Die Flur.

Als die deutschen Kolonisten im 12. und 13. Jahrhundert das östliche Deutschland wieder besiedelten, haben sie das Land bei der Anlage von Dörfern zum größten Teil nach



Abb. 1. Dorfslur von Liezow (Charlottenburg).

ihrer gewohnten und praktischen Weise aufgeteilt. Sie fanden zweifellos auch einzelne Gebiete durch die Hand des slawischen Vorbewohners in eine gewisse Kultur gebracht, aber diese dürfte kaum bis zu einer systematischen Aufteilung der Flur gediehen sein. Mindestens ist es sehr fraglich, ob die segmentartige Fluraufteilung, die wir in dem höher kultivierten wendischen Schlesien stellenweise finden, auch bei uns jemals zur Anwendung gekommen ist. Viel näher und begründeter liegt die Annahme, daß die slawischen Bewohner das Land blockartig aufgeteilt haben, wie es sich in der Umgebung von Dresden und Meißen und in etwas verwischten Spuren auch in der Altmark

findet. Auch die alte Feldmark von Lietzow, dem heutigen Charlottenburg, scheint anzudeuten, daß vor der Anlage der Wege, die zum Teil über die Gewanne führen, eine blockartige Aufteilung vorhanden war. Die Lage der Gewanne (Abb. 1) ist 1685 wenigstens so abweichend von dem üblichen Schema, daß man dafür nur die blockartige ältere Einteilung der von Wald und Wasser umflossenen Flur haßbar machen kann. Diese

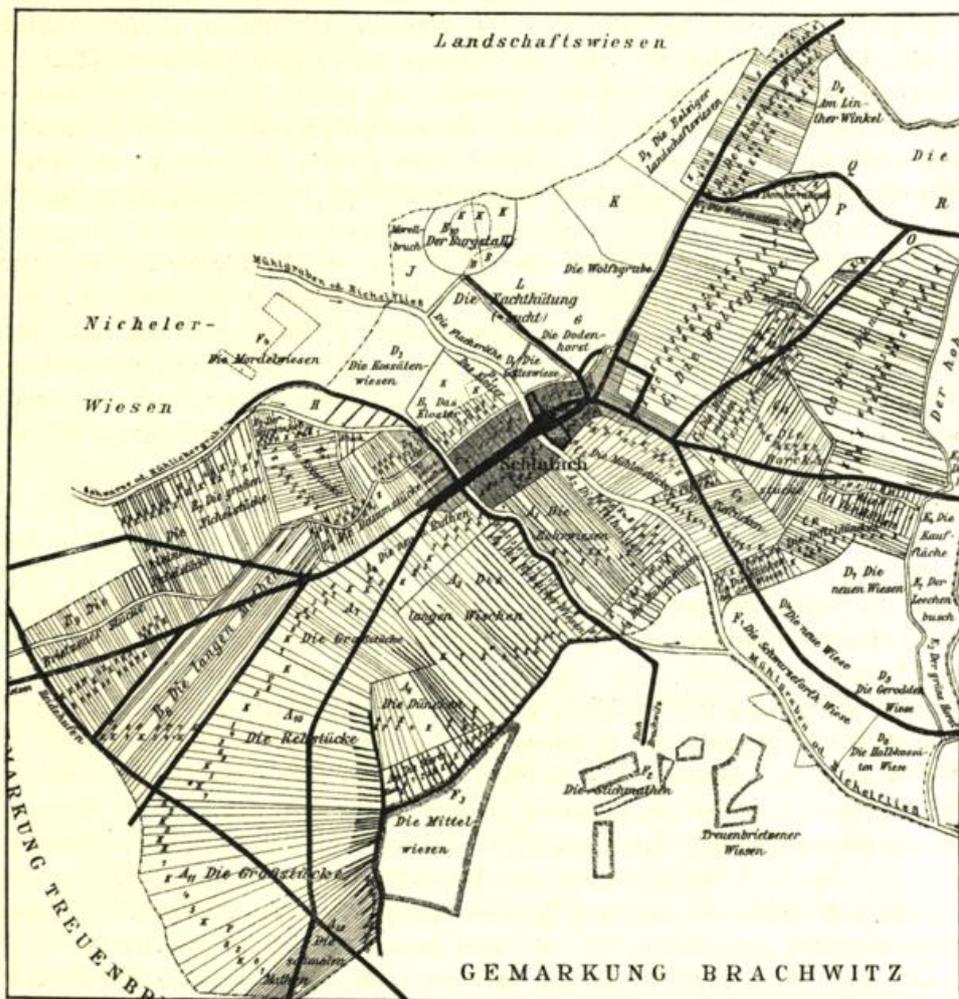


Abb. 2. Flurkarte von Schlalach. (Nach Kehrl: Das Dorf Schlalach.)

Einteilung ist vermutlich von dem nur oberflächlich arbeitenden slawischen Hackenpfluge (s. Abb. S. 307 Bd. II) herzuleiten, der den Boden nur dürrig auflockerte und aus diesem Grunde ein möglichst quadratisches Feld und, wenn angängig, auch die Lage des Gehöftes auf dem Felde selbst vorteilhaft erscheinen ließ. Viel Erinnerungen an diese Einteilung des Feldes finden sich allerdings nicht, weil die Feldflur später nach deutschen Grundsätzen vermessen wurde, die für eine Landesverwaltung besser war

als die slawische. Aber auch bei den günstigsten Voraussetzungen werden wir den slawischen Feldbau nur für unentwickelt halten können; nur dadurch wird das radikale Vorgehen der deutschen Landesvermessung im 12. und 13. Jahrhundert verständlich.

Die deutsche Technik hatte sich im Westen aus uralten Anfängen durchgesetzt, und die Gewanneinteilung, bei der die Flur in verschiedene, meist in drei, aber auch in zwei, vier oder mehr Abschnitte, Gewanne, Zelgen, Flagen oder Breiten aufgeteilt wurde, fast bei allen Binnendörfern zur Anwendung gebracht. Diese Gewanne wurden wieder in so viele gleiche und parallele Unterabschnitte zerlegt, wie Hofbesitzer vorhanden waren (Abb. 2). Nachdem sich dieses Schema für die Bedürfnisse der Zeit als außerordentlich praktisch gezeigt hatte, wurde es bei der Anlage neuer Dörfer im Osten einfach weiterbenutzt. Daneben aber hatte sich auch noch ein zweites Schema gebildet, das sich bereits bei älteren Kolonisationen, u. a. im Fuldaischen, in den Weser- und Elbmarschen, als vorteilhaft erwiesen hatte, und das von dem Grafen Adolf von Holstein und von Albrecht dem Bären im 13. Jahrhundert mit Vorliebe angewendet wurde. Es bestand in der Aufteilung der Flur in parallel liegende Streifen, die sich auf der einen oder auf beiden Seiten des Dorfes bis an die Flurgrenze erstreckten. In dieser, „fränkische“ Hufen genannten Weise sind das Erzgebirge, die Sudeten mit ihren Vorbergen, die schlesischen und pommerschen Landrücken besiedelt worden; vereinzelt Strecken auch in Brandenburg, obwohl hier auch noch eine kleinere, die sogenannte flämische Hufe in Betracht kam, die sich von der Weser aus zuerst in der Umgebung von Schulpforta verbreitet hat, die dann aber bald über die Prignitz, den Fläming nach Mittelschlesien, Pommern und Preußen vorgedrungen ist. Es liegt auf der Hand, daß bei einer so intensiven Tätigkeit, in der das fruchtbare Gelände bald mit deutschen Dörfern besetzt wurde, die slawischen Feldmarken um so mehr zugrunde gingen, als selbst die flämische Hufe später wieder völlig verschwand und nur noch urkundlich nachzuweisen ist.¹⁾ Was an slawischen Dörfern vorhanden war, wurde aus Verwaltungsrücksichten nach deutschen Grundsätzen aufgeteilt; nur das Runddorf, das in Brandenburg, Sachsen, Mecklenburg, der Altmark, Lausitz und in Böhmen vorkommt, ist möglicherweise eine Erinnerung an die früheren wendischen Bewohner. In den weiten Ebenen Brandenburgs, in denen keine Hügel oder große Niveauunterschiede der Besiedlung ein Hindernis stellten, ist die ältere Gewanneinteilung mit der Hufenverfassung eingewurzelt, doch aber in den späteren Umänderungen wieder aufgegeben worden.

Marken, d. h. größere einheitliche Landgebiete, in denen mehrere Dörfer, oft Mutter- und Tochterdorf, mit ihren Dorffluren lagen, sind in der Provinz Brandenburg nicht vorhanden gewesen oder sind, falls man sie in dem germanischen Altertum schon kannte, durch die slawische Überslutung vernichtet worden. Jedes größere deutsche Dorf erhielt in der Kolonisationszeit durch die Grundherren seine besondere Mark; doch sind die näheren Umstände dieser Aufteilung nicht bekannt, weil sich in der Provinz keine einzige Lokationsurkunde erhalten hat. Den Kolonisten wurden 30 bis 40, bisweilen auch 50 bis 60 Hufen²⁾ zugewiesen; es richtete sich die Anzahl nach der Zahl

¹⁾ Als seltene Ausnahme wird die westfälische „hufe up der veltmark tor Kyritz“ einmal erwähnt (Geh. Staats-Archiv 78, 14 fol. 111).

²⁾ Siehe Wohlbrück, *Lebus* I, S. 402—405. Kehrl: *Das Dorf Schlalack, seine Bädner und ihre landwirtschaftlichen Verhältnisse*, Leipzig 1908.

der Siedler. In der Regel scheint die Anzahl zwischen 30 bis 40 Kolonisten zu schwanken. Die großen Teile der Allmende, die bis zur Separation in gemeinsamem Besitz blieben, erstreckten sich auf Weiden, Wälder, Wasser, Wege, Ton- und Sandgruben, Gräben, Acker und die Plätze für die nächtliche Einschließung des Viehes, die man in Brandenburg ganz allgemein als Upställe bezeichnet.¹⁾ Als eine besondere Eigentümlichkeit des Koloniallandes kann man die Feldraine bezeichnen, die das Land westlich der Elbe und Saale nicht kannte.

Wie weit slawische Fischeriedelungen, die sogenannten Kietze, mit dem Ackerbau Beziehungen hatten, ist ungewiß; jedenfalls haben sie keine Ackerflur gehabt. Noch heute ist sie gering, wenn sie nicht aufgegangen ist in der Flur der benachbarten Stadt; dagegen haben einzelne Kietze, die zu selbständigen Dörfern mit eigener Ackerflur geworden sind (Kietz bei Lenzen a. E., Kietz, Kr. Friedberg, desgl. Kr. Königsberg), so stark das Gepräge von deutschen Siedelungen, daß man sie wohl auch als solche mit slawischen Namen ansehen darf. — Seit der Separation haben sich die Dorffluren verändert, aber noch erzählen Flurnamen wie Beren (d. h. lange spitze Ackerstücke²⁾), die schon erwähnten Upställe, Lose (Ackerstücke, die jährlich ausgelöst wurden), Matten oder Mathen, Nachhütung oder Bucht (Upstall), Stücke, Wischen u. a. von den alten Verhältnissen.

Auch die *S a u n f o r m e n* sind ein dankbares Gebiet, auf dem man alte, einem ehemals reicheren Hirtenleben entstammende Erinnerungen finden kann. Freilich sind sie nicht so reichhaltig wie in den österreichischen Alpenländern oder in den Bergen Norwegens, aber in ihrer Technik weisen sie doch in eine recht frühe und urwüchsige Zeit zurück. Mit der Kultivierung des Bodens setzte auch eine Abgrenzung der Ackerflächen ein. Eine der reizvollsten hat die Natur selbst entwickelt, indem sie die, zwischen den Äckern frei bleibende Raine mit Gras und Wiesenblumen schmückte. Und wenn der Landmann die steinigten Hindernisse des Bodens auf die Grenze wirft, dann trägt diese malerische Unregelmäßigkeit, zu der sich leicht Dornestrüpp gesellt, nicht unwesentlich bei zu dem bunten Bilde unserer Fluren. Für alle Zwecke der Landwirtschaft genügten diese einfachen Grenzraine allerdings nicht; man mußte besonders bei Viehzucht solche herstellen, die nicht so leicht zu übersteigen waren. Der Märker geht allerdings recht nüchtern an die Erledigung solcher Aufgaben heran; er nimmt das Nächstliegende und gestaltet es mit wenig Aufwendungen. Selbst der sonst nur im Nordwesten Deutschlands heimische „Knick“, ein aus Hainbuchen, Hasel-, Flieder-, Hagebutten- und Brombeersträuchern, Weißdorn, Eschen und anderen Bäumen bewachsener Grenzwall, ist in der nordwestlichen Prignitz nachweisbar, während die Granitfindlinge nicht selten das Material für eine kleinere Einfriedigung geben. Der eigentliche Feldzaun wird jedoch meistens als Rieckgestell hergestellt, bei dem die durchlochten Pfähle durch Riecken miteinander verbunden sind. Ehemals waren die Riecken mit Weiden festgebunden. Heute wird man alle diese Einzäunungen allerdings nur noch da finden, wo eine starke Pferdezucht getrieben wird, wie in der Prignitz; früher aber, wo das gesamte Vieh den größten Teil des Jahres im Freien weidete, waren sie allgemeiner

¹⁾ Es haben diese also nichts mit dem berühmten Freiheitsbaum der Friesen zu tun. Dieser führt vielmehr von einem solchen Viehstehplatz seinen Namen.

²⁾ Schon in einer Urkunde vom Jahre 1200 erwähnt. Siehe Hansen, Agrarhistor. Abhandlungen II, 220, 276.

verbreitet. Auch sind die Dörfer selbst häufig mit einem Zaun umgeben gewesen, der dann aber als Reiszzaun, d. h. als ein Geflecht aus Weidenreisern, gebildet war (Abb. 3).

Für kleinere Abgrenzungen hat man den, in ganz Deutschland bekanten Flechtzaun aus 2 bis 3 em starken Weidenruten, der aber immer mehr verschwindet, weil man die Weide nicht mehr anbaut oder sie industriell verwertet. Wilibald von Schulenburg erwähnt¹⁾ noch den Spriegelzaun, der im Kreise Teltow vorkommt, der indessen in der übrigen Provinz mit wenigen Ausnahmen vollständig verschwunden zu sein scheint. In der Niederlausitz ist der Bretterzaun häufig, der aus senkrecht stehenden Brettern gebildet ist, aber kaum noch neu hergestellt wird (Abb. 3).

Zur Flur gehören die Wege. Viel Mühe haben sie früher nicht gemacht. Es genügte im allgemeinen — wie vielfach noch heute! — das Niederhalten der Vegetation, wie es der Wagen und die stampfenden Tritte von selbst besorgten. War erst einmal eine

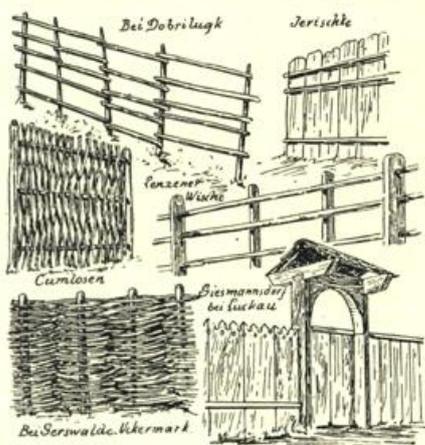


Abb. 3. Zaunformen.

solche Verbindung zwischen zwei Orten vorhanden, dann wachte man allerdings sorgsam über ihre Fortdauer, wie man andererseits bestrebt war, auch neue Wege nach Möglichkeit zu verhindern. In den Perleberger Bestimmungen über die Stadtknechte mußte sich u. a. der Kornwächter um 1650 verpflichten, keine neuen Wege (Richtwege) entstehen zu lassen.²⁾ Man war freilich bisweilen gezwungen, auch etwas für die Befestigung des Weges zu tun, wenn er über Sumpf und Moor führt. An vielen Orten hat man alte Strauchdämme gefunden (Oranienburg), die vielleicht stellenweise schon in die geschichtslose Vorzeit zurückweisen. Sie sind in der Weise hergestellt, daß nach Bedarf je eine Schicht Strauchwerfbündel und Erdplatten in das Moor versenkt wurde, bis eine einigermaßen feste Unterlage geschaffen worden war. Sank sie im Laufe der Zeit ein, dann wurde in gleicher Art eine neue Aufschüttung gemacht. In dieser Weise ist u. a. der durch die Schlacht am Krenmener Damm 1413 berühmt gewordene Weg aufgeschüttet worden. Bei weniger breiten und tiefen Sümpfen genügte das Einschütten von Buschwerk und Steinen, zu dem die Bauern verpflichtet waren. Ein bei dem Dorfe Gehren (Kr. Luckau) noch heute zu dem „Grünen Berge“ führende Weg ist durch eine solche Pflasterung hergestellt.

Von der Anspruchslosigkeit der alten Wege erzählen nicht nur die Berichte der Reisenden, sondern es gibt ihrer noch genügend, um das Bild zu vervollständigen. Die schweren Räder der Fuhrwerke alter Zeit fanden genügend festen Boden; wo sie aber die Schollen nicht berührten, da bildeten sich Grasstreifen, bis sie eines Tages wieder von

¹⁾ Brandenburgia. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg VIII, S. 257.

²⁾ Bär I, S. 149.

den Rädern hinweggepflügt wurden. Die Wanderer indessen suchten sich den Pfad und fanden ihn, der sie über die Gelände ohne besondere Gefahr leitete. Ein Baum hier und dort bot auch den nötigen Schatten; ein verwittertes Kreuz erzählte ihm von irgendeiner Untat oder einem Unglück, das vor langen Jahren sich ereignet hatte, wenn nicht gar ein Reifig- oder Steinhäufen ihn aufforderte, auch seinerseits zu seiner Erhaltung beizutragen. Seit der Staat und die Gemeinden begonnen haben, ein geordnetes Wegenetz durch die Provinz zu leiten, ist diese inhaltvolle Poesie immer mehr zurückgedrängt worden; die Wege sind aber oft genug noch da in ihrer alten Ursprünglichkeit geblieben, wo der Verkehr noch nicht eine Änderung gebieterisch gefordert hat.

Das Dorf.

Die deutschen Kolonisten brachten als eine durchaus neue Erscheinung das Dorf in die Mark Brandenburg. Es war das sichtbare Zeichen der friedlichen Eroberung. Mehr als in der Flur zeigen sich im Dorfbilde die Grenzen, an denen sich deutsche und slawische Art scheidet. Zwar hat auch das wendische Volk eine eigene Siedlungsform gekannt, hinter der indessen wieder allerlei Fragen auftauchen, die zurzeit noch nicht befriedigend zu beantworten sind. Im Zusammenhange mit der oben erwähnten wendischen Uckerflur scheint allem Anschein nach die ringförmige Anlage einzelner Dörfer zu stehen, bei denen die Gehöfte mit ihren Stirnseiten um einen runden Anger gruppiert sind (Abb. 4).

Nur ein einziger schmaler, leicht zu versperrender Zugang führt von dem ein wenig entfernten Hauptflurwege in das Dorf zum Anger, auf dem das Vieh nachts und in Zeiten der Gefahr zusammengetrieben wurde. Man hat sie Runddörfer oder Rundlinge genannt und folgern wollen, daß diese merkwürdige Anlage mit den Wenden in Verbindung stehe. Vielleicht ist das zutreffend, möglicherweise aber gehen die Runddörfer auch auf die vorlawische Bevölkerung der Mark zurück. Man wird sich zunächst abwartend verhalten müssen, trotzdem die Verbreitung dieser Siedlungsform in Ostholstein, Pommern, Osthannover, im Altenburgischen und Gothaischen, in Braunschweig, Franken, Sachsen, Brandenburg und Schlesien für die slawische Herkunft zu sprechen scheint. Demgegenüber ist es aber auffallend, daß die Form in Posen, West- und Ostpreußen nicht nachzuweisen ist, und daß sie dagegen in einem so ferngermanischen Lande, wie in Südjütland, in das nie Slawen gekommen sind, gleichfalls vorhanden sind. Man¹⁾ hat versucht, diesen Zwiespalt durch die Annahme einer älteren vorgeschichtlichen Herkunft auszugleichen. Doch auch bei dieser Möglichkeit wird die bald engere, bald weitere dichte Verbreitung gerade bei den Westslawen nicht vollends erklärt, noch weniger aber ein Grund gefunden, warum der Rundling in der alten östlichen Heimat der Slawen fehlt.

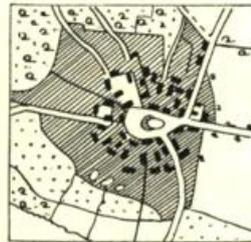


Abb. 4. Runddorf Kleeste (Westprignitz).

¹⁾ v. Buchwald. Der Ursprung des Rundlings. Globus 1901, LXXIX, S. 273.

In Brandenburg ist das Runddorf sehr verschieden verteilt. In einzelnen Gegenden, wie in der Prignitz zwischen Löchnitz und Dosse, in dem Oberland zwischen Wriezen und Schwedt, in dem Gebiet südlich von Berlin zwischen Nuthe und Dahme oder in der Gubener Umgebung an den Ufern der Neiße und Lubst drängen sie sich dicht aneinander. In anderen Gebieten sind die Rundlinge spärlicher, wenn sie nicht ganz fehlen. Es scheint, als ob sie meist in feuchten, sumpfigen und wasserreichen Gebieten besonders dicht liegen.

Aber dieser Umstand verliert wieder dadurch an Beweiskraft, daß zweifellos slawische Dörfer, wie die sogenannten Kietze, nicht als Rund-, sondern als Straßendörfer angelegt sind. Zieht man weiter in Betracht, daß die polnischen und russischen Siedelungen fast durchgehends als ein- oder zweireihige Straßendörfer angelegt sind, dann ist es mindestens wahrscheinlich, daß die Slawen — falls sie an dem Rundling überhaupt beteiligt sind — neben ihm noch die andere Form des Reihen- bzw. Straßendorfes kannten. Es würde bei einer solchen Annahme die große Anzahl dieser Dörfer



Abb. 5. Wendisches Straßendorf Raddusch i. Spr.

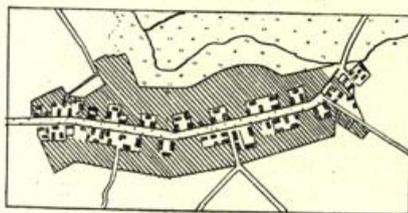


Abb. 6. Straßendorf Elandorf bei Eberswalde.

in ehemals slawischen Gebieten und mit slawischen Namen oder selbst slawischer Bevölkerung erklärt. Die Vorliebe der Slawen für Fluß- und Seeufer legte an und für sich nahe, die Hofstellen in langer Reihe aneinanderzuschließen; die Weiterbildung zu einem Straßendorf ergab sich von selbst, sobald die Uferkante durch Verlandung oder Sinken des Wasserspiegels neues Land schuf (Abb. 5).

In dem westlichen Deutschland war, bevor die Grundherren nach Karls des Großen Vorbild ein feststehendes Besiedelungsschema geschaffen hatten, das, aus ganz regelloser und willkürlicher Anlage der Höfe entstandene, sogenannte Hausendorf eine typische Form geworden. In der Provinz Brandenburg ist diese Siedelungsart mit Sicherheit nicht nachzuweisen. Vereinzelte Beispiele, die man als solche angesprochen hat, lassen eher auf ehemalige Runddörfer schließen, mindestens ist das Hausendorf durch alte Flurkarten noch nicht festgestellt. Das ist auch kaum zu erwarten; denn die auf kaum ein Jahrhundert eingeschränkte Kolonisation mußte mit einem leicht zu handhabenden Schema arbeiten, für das sich das, durch seine Marken- und Flurverfassung durchaus komplizierte Hausendorf nicht eignete. Hier war das Straßendorf, das sich schon bei den älteren westdeutschen Siedelungen als recht praktisch erwiesen hatte, um so mehr am Platze, als die oben erwähnte fränkische Hufenverfassung mit ihrer klaren Flurverteilung eine solche Anlage durchaus begünstigte (Abb. 6).

Das landläufige Bild einer solchen Siedelung zeigt in der Mark Brandenburg zwei Höfereihen, die eine schmale Straße oder einen länglichen Anger einschließen, auf dem die Kirche und der Dorsteich stehen, später auch Schule, Schmiede und Gasthof ihren Platz finden. Die Höfe waren mit großer Regelmäßigkeit einander gegenübergestellt, die allerdings bei späteren Veränderungen oft wieder verloren ging. Diese plannmäßige Anordnung verzichtet auf die ungesuchte malerische Gestaltung des organisch gewachsenen Hausendorfes, bei dem das Zusammenwirken von Gewohnheit, Willkür, das Auf- und Absteigen des wirtschaftlichen Lebens eine bunte Mannigfaltigkeit zuwege bringen; es setzt eine straffe Gleichmäßigkeit an ihre Stelle, die besonders da in die Erscheinung tritt, wo eine beherrschende Kirche fehlte. War eine solche vorhanden, und dies ist in Brandenburg zumeist der Fall, dann werden die Gehöftreihen zu einem

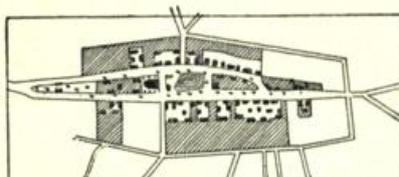


Abb. 7. Angerdorf Schönfeld (Oberbarnim):

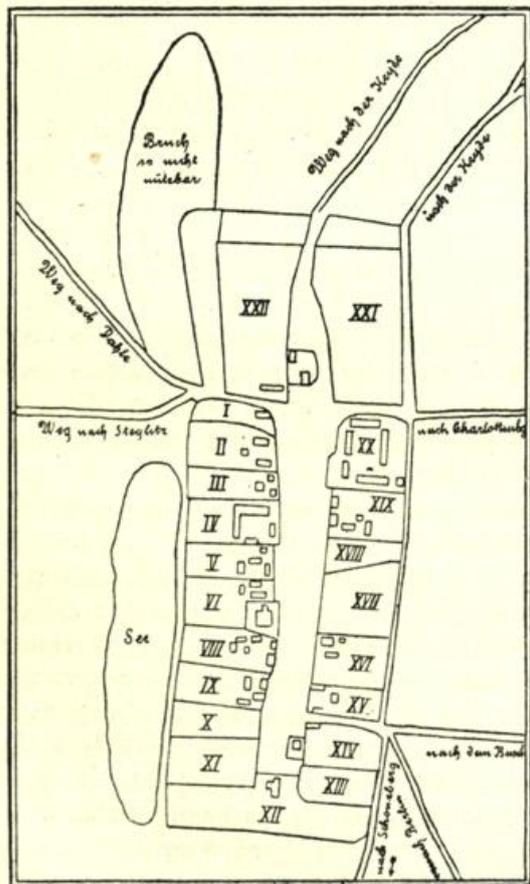


Abb. 8. Deutsch-Wilmersdorf um 1850.

Anger ausgebaut, dessen Mittelpunkt die Kirche ist. Damit war das märkische Angerdorf geboren, die schönste, reifste und landschaftlich geeignetste der ostelbischen Dorfformen (Abb. 7). Der Anger als gemeinsames Bindeglied zwischen Kirche und Gehöften wurde für das Dorf, was der Markt für die mittelalterliche Stadt war: das Herz der Siedelung, um das sich wirtschaftliche und politische, ja auch künstlerische Interessen gruppierten. Hier war der Anger eine landschaftliche Umrahmung für Friedhof und Kirche, für die Höfe aber Mittelpunkt, der die Dorfmark gewissermaßen in verjüngtem Maßstabe in das Dorf verlängerte. In diesen Angerdörfern zeigt sich das Bestreben nach einer architektonischen Steigerung, die dem Ortsbilde nach außen Körperlichkeit und Massenwirkung gibt, und die eine künstlerische Form für den natürlichen Gegensatz von Flur und Siedelung bildet. Das geht auch nicht verloren, wenn die Kirche nicht auf dem Anger selbst, sondern in der Gehöftreihe steht (Abb. 8).

Es ist auffallend, daß in die ganz allgemein verbreitete Form des Ungerdorfes geschlossene Gebiete treten, in denen das straffgegliederte Straßendorf herrschend ist. Ein solches Gebiet erstreckt sich nordöstlich von Berlin bis nach Eberswalde hin. Vermutlich ist hier der Wille eines größeren Grundherren maßgebend gewesen, vielleicht eines Nachfolgers Albrechts des Bären? Die spätere Forschung, die auf die ältesten Flurkarten zurückzugreifen haben wird, dürfte darüber noch Klarheit bringen.

Spätere Dorfanlagen, insbesondere die von Friedrich dem Großen angelegten, haben sich eng an das Schema des straffen Straßendorfes angelehnt, wenn auch mit Berücksichtigung des ausgebildeteren Wegesystems, das vielfach in der gekrümmten Dorfstraße und den einmündenden Querwegen zum Ausdruck kommt. Neuere Kleinsiedelungen, die in der Umgebung Berlins entstanden sind, bevorzugen dagegen das Ungerdorf, das vielleicht in der modernen Gartensiedelung eine Weiterbildung erfährt.

Die Stadt.

Der Grundplan der märkischen Kolonialstadt ist klar und einheitlich und nur unwesentlich von örtlichen Umständen beeinflusst. Mehr noch als bei dem Dorfe, das in seiner äußeren Form oft an eine slawische Anlage anknüpfte, kann man bei der Stadt von einer systematischen Gründung sprechen, denn was die Schriftsteller von slawischen Städten berichten, läßt sich mit keiner der späteren Städte in Verbindung bringen. Aus slawischer Zeit sind eigentlich nur vier Ortschaften erhalten, die ihre großräumige Anlage auch in der deutschen städtischen Umformung bewahrt haben, bei denen wir aber einen Blick tun können in die Triebkräfte, die für ihre Entstehung zum Teil wenigstens maßgebend waren. Das sind **E ü b b e n**, das 1007 eine *civitas magna* genannt wird, **E n z e n**, **H a v e l b e r g** und **B r a n d e n b u r g**; sie alle weisen in ihrem Kern auf slawische Herrscheritze zurück. Wenigstens dürfen wir bei Brandenburg ein altslawisches Ortszentrum von größerem Umfange annehmen. Doch wird der Vergleich mit den späteren deutschen Städten auch in diesem Falle wieder unsicher gemacht durch die beglaubigte Tatsache, daß die topographische Gestaltung der Altstadt Brandenburg aus zwei verschiedenen Ortsanlagen, dem Dorfe Parduin und der Burg — der jetzigen Dominsel — zusammengeslossen ist, zu denen noch ein drittes Siedlungsfeld innerhalb eines verhältnismäßig kleinen Ortsgebietes getreten ist. Könnten wir nun annehmen, daß es sich um Zusammenlegungen von Feldmarken handelt, so gibt uns das Verhältnis des Dorfes Parduin zur Dominsel einen Fingerzeig dafür, daß sich unter dem Schutze eines slawischen Dynastengeschlechtes eine Dorfsiedelung gebildet habe, die aber von einer Stadt noch weit entfernt ist. Ähnlich wird es auch mit den drei anderen Stadtanlagen gewesen sein, die den slawischen Stadtbegriff auflösten zu einer von der Fürstentum abhängigen Dorfsiedelung. Sei dem jedoch, wie ihm wolle, die Tatsache bleibt bestehen, daß — wie auf dem ganzen ostelbischen Kolonialboden — auch in den Brandenburg-preussischen Landen sich ein städtischer Typus erst mit den deutschen Einwanderern und nur im engsten Anschlusse an die spätere Herausbildung des deutschen Städtewesens herausgebildet hat. Die ganze Unsicherheit dieser Entwicklung geht hervor aus der Tatsache, daß nicht wenige Städte in dem Koloniallande lange Zeit aus mehreren ge-

trennten Gemeinwesen bestanden haben. Nicht selten war es, daß ähnlich dem schon erwähnten Brandenburg, dem übrigens in dem Dorfe Lückeberg noch ein vierter Ort einverleibt wurde, mehrere selbständige Ortsgemeinden Mauer an Mauer lagen und erst verhältnismäßig spät vereinigt wurden. So Berlin-Cölln, die zwar 1308 vereinigt, aber bald wieder getrennt wurden, Alt- und Neu-Landsberg, Altstadt und Neustadt Brandenburg und verschiedene andere. Die Stadt Jüterbog wird noch heute aus drei selbständigen Kommunen gebildet. Es beleuchtet dies sowohl die Unfertigkeit der Zustände in dem neuen Lande wie vielleicht auch die Ziellosigkeit der frühen anhaltischen Politik. Wenn wir dagegen hören, daß Albrecht der Bär Grenzfestungen anlegte, wie Lenzen, Putzig, Freienstein, Perleberg, Wittenberge, die im Gegensatz zu den dörflichen Siedelungen von vornherein als große Anlagen erscheinen und doch erst im 14. Jahrhundert Stadtrechte erhielten, so können wir zunächst nur pallisadierte Ansiedelungen voraussetzen. Nur Havelberg, das 1151 zur Stadt erhoben wurde, macht eine Ausnahme; aber auch hier scheint eine gewisse Unsicherheit der Politik vorzuliegen, die zwischen den altbewährten slawischen Hauptorten Brandenburg und Havelberg schwankte, bis sie sich endgültig für die das erstere entschied und Brandenburg zur Hauptstadt erkor. Wir haben zudem auch genügend Beispiele dafür, daß Ortschaften, deren räumliche Anlage auf städtisch erweiterte Siedelungen deutet, ihre Ummauerung erst verhältnismäßig spät erhielten. So wird Prenzlau 1287 erlaubt, sich mit einer steinernen Mauer zu umgeben. 1296 wird der Stadt Brietzen, welche niemals eine Burg neben sich gehabt hatte, ein zehnjähriger Erlaß der Steuer bewilligt, damit sie sich eine Mauer erbauen könne. Von Fürstenberg a. O. wissen wir, daß es gar erst 1370 mit Stadtmauern umzogen wurde. Guben, das 1235 Magdeburger Stadtrecht erhielt und durch das Fehlen einer landesherrlichen Burg, sowie durch seine Bedeutung als Stapelort für den Nordosten Deutschlands den langsamen Aufstieg von einer dörflichen Ansiedelung zu städtischer Bedeutung erweist und als solche selbst Mutterort für Posen geworden ist, konnte gar erst 1311 sich mit einer steinernen Mauer umgürten, obwohl es bereits 1276 ein Rathaus errichtete.

Und auch eine andere Tatsache ist noch zu beachten, welche die Systemlosigkeit der Städtegründungen belegt: die Verlegung von dem zuerst besetzten Gelände. So wird Mittenwalde an einen anderen Ort verlegt. Von Greifenberg dürfen wir ein gleiches vermuten. Wittstock erhielt eine andere Lage und Havelberg, dessen Bischof 1179 von Kaiser Friedrich I. die Erlaubnis erhielt, auf dem Domhügel eine besondere Stadt anzulegen, hat diese Konkurrenz zwar nicht aufwachsen sehen, aber in den Umfassungsmauern eine stetige Drohung lange Zeit vor Augen gehabt.

Einen anderen Ausgangspunkt bildete für manche Stadt das landesherrliche Schloß wie in Dahme, Eberswalde, Landsberg, Cottbus Perleberg u. a., das dann zum Mittelpunkt der städtischen Siedelung wurde, indessen nicht ohne daß es häufig mit der zugehörigen Stadt in einen Gegensatz geriet. Behauptete das Schloß seine alte Vorherrschaft, so mußte die städtische Entwicklung bald zurückbleiben. So brachen z. B. noch 1501 heftige Konflikte in Altlandsberg zwischen der Bürgerschaft und den Stadtherren, den Herren von Krummenssee aus, weil diese die Entwicklung der Stadt durch Aneignung von Bürgerland und Einschränkung des Ackerbaues lahm zu legen

suchten.¹⁾ Ähnlich mag es auch anderwärts gewesen sein, besonders weil in späterer Zeit die Landflucht der mit Diensten überladenen Bauern in die Stadt ein ewiger Quell von Zerwürfnissen wurde. Nahm dann noch die Landesgewalt gegen die Stadt Partei wie 1483, als die Stadt Cöpenick auf markgräflichen Befehl einen in die Stadt gezogenen Landmann dem Edelman wieder ausliefern mußte, dann ließ sich die Einschränkung der städtischen Entwicklung mit Erfolg versuchen.²⁾ Viele unserer märkischen Städte sind darum auch heute noch nicht über die Stellung unbedeutender Landstädte hinausgekommen, sondern blieben wie Sonnenwalde für die Minckwitz und die Solms, Baruth für diese letzteren, Dahme für die von Schulenburg u. a. stille und mehr oder minder abhängige Dynastienstädte. Führten indessen die Umstände zu einem Zurückdrängen des herrschaftlichen Einflusses, es sei nur auf Crossen und Cottbus hingewiesen, so ent-

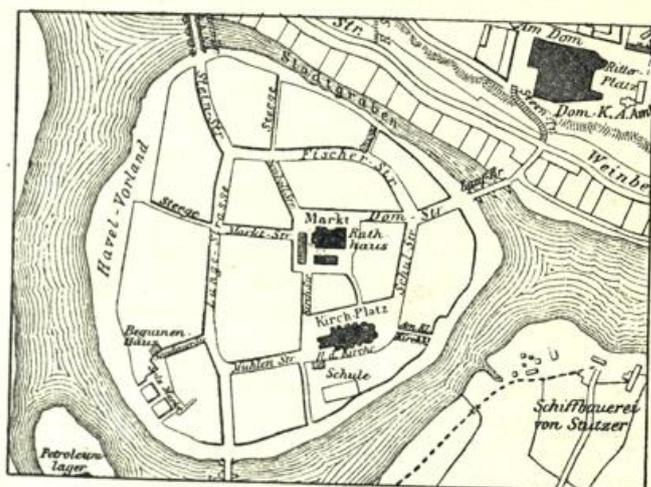


Abb. 9. Stadtplan aus der Kolonialzeit (Havelberg).

wickelten sich die Orte zu ansehnlichen Städten, die in Zeiten verminderter Landesgewalt sich sogar selbständige richterliche Befugnisse erwerben konnten. Später übte auch der Einfluß der hohen Geistlichkeit — besonders stark in Fürstenwalde, Wittstock, Neuzelle — Einfluß aus, um einen bestimmten Zug in das Stadtbild zu tragen. Jedenfalls

aber hatten schon im 13. Jahrhundert die größeren, zu Bedeutung gekommenen Städte ein durchaus deutsches Gepräge, mit dem die nachwirkende Kulturbedeutung der Stadt für unser Land einsetzt. Man hat für die Kolonialstädte ein besonderes Schema erkannt, das sich zum Teil aus der gleichmäßigen Besiedelungstechnik, zum Teil aber auch aus der Anlehnung an ältere süd- und westdeutsche Stadtplanungen ergab. Ob dieses Schema immer Anwendung gefunden hat, steht dahin; jedenfalls haben wir Städte wie unser Alt-Cölln, aus dessen Lageplan das alte Dorf noch unverkennbar hindurchblickt; aber in vielen Fällen ist dieses Kolonialschema in der Tat angewandt worden sowohl bei uns wie auch in anderen Gebieten westlich der Elbe. Es bestand hauptsächlich aus dem großen viereckigen Marktplatz, der häufig — wie noch heute in Rakwitz in Posen vollständig, in Schwiebus zum Teil — mit Lauben umzogen ist; an ihm lag gewöhnlich das oft aus dem Kaufhause hervorgegangene Rathaus. Rechtwinklig schnitten sich und kreuzten die

¹⁾ Riedel, Urk. A XII, 62.

²⁾ v. Raumer II, 181.

Straßen den Marktplatz, in dessen Nähe — aber oft nicht unmittelbar daran — die Hauptkirche lag. Überall, wo sich dieser Stadtkern erhalten hat, kann man bewußte Einteilung annehmen, die vielleicht auf römische Vorbilder zurückgeht (Abb. 9). Außerdem beengten leidlich große Slavendörfer, Burgen und deutsche Straßendörfer die städtischen Ansiedelungen, die, wie wir es mindestens von zwei Fällen sicher wissen, lieber als ganz neue Anlagen neben der schon bestehenden Dorfsiedelung angelegt wurden, als daß sie sich diesem älteren Wegenetz anbequemen. Die Verwaltungstechnik zog eben ihre Verkehrslinien nicht nach der Örtlichkeit, sondern nach den ländläufigen Vorstellungen von einer Stadtanlage und hütete sich, die Arbeit durch Hineinbeziehen einer älteren Ansiedelung zu erschweren. Auf der anderen Seite ist aber dieses starre Schema, das in schöner Klarheit in dem alten Berlin zum Vorschein kommt, durch den Mauerring zum Teil wieder aufgehoben worden. Wenn vielleicht der Geometer der damaligen Zeit die Straßenvierecke nach dem Schema seiner Zeitgenossen ordnete, so brachte die Notwendigkeit, den späteren Mauerring, welcher vorher zweifellos schon von Pallisaden abgesteckt war, rund um den Stadtkern zu legen, ein anderes Prinzip mit, das nur in einem Kompromiß beider Liniensysteme ausklingen konnte, dem wir in den Straßenbildern unserer Altstädte, in Luckau, Frankfurt, Prenzlau, Brandenburg so mannigfaltige künstlerische Lösungen verdanken. Die schmalgiebligen, nach der Straße gerichteten Häuser sind nicht mit ängstlicher Sparsamkeit eng aneinander gerückt, obwohl der beherrschende Grundsatz, die Hausgrundstücke schmal und tief anzulegen, in allen alten Städten nicht zu verkennen und auch urkundlich belegt ist. Dagegen lassen sie gern einen schmalen Durchgang frei, aus dem nicht selten grünes Laub in die ungepflasterte Straße lugte. So sind sie noch stellenweis vorhanden; auf dem Mollkenmarkt in Berlin ist der letzte dieser alten Gaden erst vor etwa 20 Jahren verschwunden, nachdem ihm noch kurz vorher Oskar Schwebel ein kleines literarisches Denkmal gesetzt hat.

Haus und Hof.

Der Hof. Das bäuerliche Gehöft zeigt im allgemeinen übereinstimmende Züge, obwohl man, wie bei dem Wohnhause, auch hier an verschiedenen Ursprung denken muß. Vielleicht waren die Verschiedenheiten früher einmal schärfer ausgeprägt, vielleicht stand auch dem Kolonistenhose eine größere wirtschaftliche Geschlossenheit, eine systematischere Gliederung als der Ausdruck eines vollfreien Besitzes zu, im Gegensatz zu dem wendischen Gehöft, das geringeren Bedürfnissen diente und daher auch weniger stattlich war. Jedenfalls läßt sich aus den bäuerlichen Gehöften der heutigen Ostslawen schließen, daß sich die in Deutschland eingedrungenen Weißlawen vor acht Jahrhunderten in ihren Bauernhöfen, soweit man davon überhaupt reden kann, von den germanischen unterscheiden haben. Heute sind diese ethnographischen Unterscheidungen untergegangen in wirtschaftlichen Schichtungen, die das bäuerliche Wirtschaftsleben ausglich und einander näher brachten. So ist eine wahrscheinlich einmal vorhanden gewesene Verschiedenheit in der Stellung der Häuser innerhalb des Hofes mehr und mehr verwischt. Nur bei scharfer Sonderung der gegenwärtigen Formen findet man lokale Abweichungen, deren Grenzen allerdings überall gelockert und ineinander geschlossen sind.

Am interessantesten ist dabei die Beobachtung, daß das altfächische Gehöft, das ursprünglich für die Stellung des Wohnhauses keine Regel kannte, im Nordwesten der Mark

dafür ein bestimmtes System ausbildete. Es zeigt sich das in dem Bestreben, das Haus mit seinem großen Dieleneingang so zu stellen, daß es mit Leichtigkeit von der Dorfstraße aus zu erreichen war (Abb. 10).

In den Dörfern der Lenzener Wische ist dieses System wohl am schärfsten ausgebildet, während in anderen Dörfern der nördlichen Prignitz, wo die Höfe noch Anflang von Planlosigkeit erkennen lassen, sich wenigstens in der Unausgeglichenheit der Dorflage der Kampf des regellosen Hausendorfes mit dem Schema kolonialer Ordnung zeigte. Der Hof widerstrebt noch der Einordnung in ein rechteckiges Grundstück, wemgleich die Grenzen schon sichtbar dem Viereck zustreben. Je weiter die Dörfer dieser Gegend liegen, um so straffer wird die Anordnung. Im Kreise Jüterbog-Luckenwalde und in Jauch-Belzig, teilweise auch im Havellande, herrscht schon eine sichere Anordnung, bei der das aus dem altfächischen Hause hervorgegangene Dielenhaus stets an die Seite des rechteckigen Hofviertels gestellt wird, um die Giebelseite möglichst dicht an die Straße zu bringen (Abb. 11).

Im Süden der Provinz haben die größeren Gehöfte vielfach ein besonderes Tor-



Abb. 11. Gehöft mit Torhaus in Bardenitz.
Aufnahme von Dr. Reichhelm.

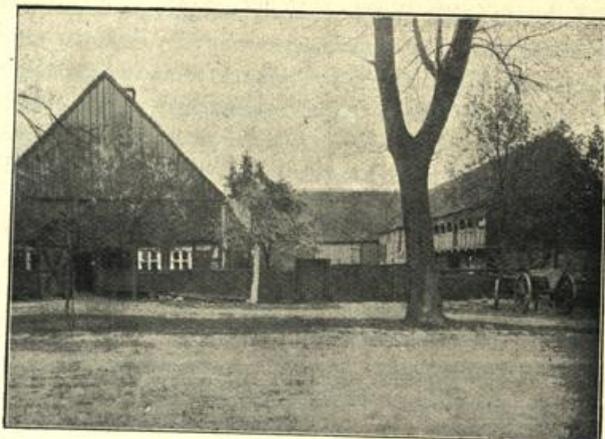


Abb. 10. Gehöft in Lühsdorf.
Aufnahme von Dr. Reichhelm.

haus, das mit dem Wohn-, Stall- und Scheunengebäude bisweilen regelmäßig den ganzen Hof umschließt. Merkwürdig ist dabei, daß dieses Torhaus in den Kreisen Belzig und Jüterbog-Luckenwalde mit der Abwandlung des Alt-sachsenhauses, dem Dielenhause, erscheint, daß es aber weiter nach Osten sich mit dem wendischen Blockhause verbindet (Abb. 11). Auch der Speicher, der als Sonderheit dieser Gegenden

dem Wohnhause vorgebaut ist, hat sich beiden so grundverschiedenen Häusern angefügt. Ein großes Torhaus ist auch in der Prignitz verbreitet, aber in Verbindung mit einem Hofstypus, der sonst nur in der Altmark heimisch ist. Bei ihm steht das Wohnhaus im Hintergrunde des Hofes, an Stelle der hier sonst üblichen Scheune, während diese zur Seite, dem Stalle gegenüber, angeordnet ist. Ursprünglich mag dieses auffallende Torhaus wohl nur ein einfacher Schuppen gewesen sein, wie es das Lausitzer noch ist; später ist es als Scheune oder als Altstädterwohnung benutzt worden. Es scheint, als ob dieses, bis zur Dofse vorkommende Haus, sich geradenwegs aus dem oberdeutsch-fränkischen entwickelt habe.

Der Speicher, eine in allen deutschen Landschaften heimische, uralte Erscheinung, ist — wie schon gesagt — nur im Süden der Provinz zu finden, wo er fest mit dem Organismus des Hauses verbunden, in jüngerer Zeit aber losgelöst ist. Auch er ist oft zur Altstädterwohnung umgewandelt und dann mit besonderer Herdeinrichtung versehen. Während im reichen Norden und Westen ein großer Hof die Regel ist, begnügt sich der Südosten häufig mit einem, dem Wohnhause parallel gestellten Wirtschaftshause, das Stall und Scheune vereinigt, falls nicht der erstere sich mit der Wohnung unter einem Dache befindet (Abb. 12).



Abb. 12. Dielenhaus mit Speicher in Bardenitz.
Aufnahme von Dr. Reichelm.

Das übliche bäuerliche Gehöft hat, wie im nordwestlichen Deutschland überhaupt, in den beiden letzten Jahrhunderten eine Entwicklung dahin gemacht, die Ställe aus der Verbindung mit dem Wohnhause zu lösen und die Scheune immer mehr zu einem wichtigen Bestandteil des Hofes zu erheben. Es hängt das mit der Verschiebung der wirtschaftlichen Verhältnisse zusammen, die die ehemals bedeutende Viehhaltung zugunsten des Getreidebaues einschränkt. Es gibt bei Kossäten, wie im Südosten der Mark, noch genügend Kleinwirtschaften, bei denen sich Stall, Scheune und Wohnhaus unter demselben Dache befinden (Abb. 41). Aber auch hier macht sich das Bestreben geltend, wenigstens das Wohnhaus als ein selbständiges Gebäude zu errichten. Wo das geschieht, da werden die einzelnen Häuser um den meist viereckigen Hof gestellt mit der Tendenz, das Wohngebäude mit dem Giebel an die Straße zu rücken. Nur einen kleinen Ziergarten läßt man bestehen. Nach den Ergebnissen der von der Rudolf Virchow-Stiftung veranstalteten Untersuchung über das bäuerliche Haus in der Mark kann man es als Regel betrachten, das Wohnhaus an die linke Seite des Hofes zu rücken. Ihm gegenüber steht der Stall, während die Scheune den Hof rückwärts und ein oft mit einem

ausgebildeten Torwege geschmücktes Gatter nach der Straße hin abschließt. Auf dem Hofe steht der Brunnen, liegt die Düngergrube und meist hinter dem Hofe der Obstgarten (Abb. 13).

Der Stall. Wir haben keine Nachricht darüber, ob die deutschen Rückwanderer des 12. und 13. Jahrhunderts von vornherein mit einer umfangreichen Viehzucht rechneten. Wahrscheinlich ist dies nicht, denn die bäuerliche Wirtschaft war zu jener Zeit mehr auf Ackerbau als auf Viehzucht gerichtet. Rindviehzucht zumal bot keinen weiteren Gewinn als ihre Ergebnisse: Fleisch, Milch und Felle für den eigenen Gebrauch. Es genügte für das Rind ein Abschlag im Wohnhause, soweit es sich nicht im Freien aufhielt. Eher mußte man für das Schaf, das nicht nur Fleisch und Fell, sondern auch Milch für den Verkauf bot, an eine eigene Stallung denken. Aber sei es, daß eine eigentliche Zucht nur wenig abwarf, sei es, daß für dieses genügsame Haustier eine kleinere, vergängliche Hütte innerhalb der Hürden ausreichend war, jedenfalls sind besondere, architektonisch wirkende Schafställe in Brandenburg erst Ausgang des 18. Jahr-

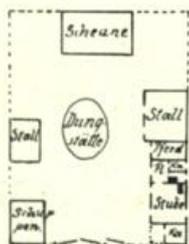


Abb. 13. Gehöft in Räditz.

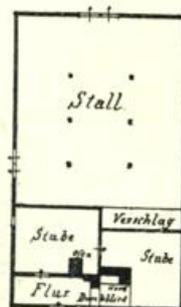


Abb. 14. Alter Schafstall bei Griefack.

hunderts entstanden, und zwar hauptsächlich im Norden. Bei diesen nimmt der eigentliche Stall den Hauptraum ein, in dessen Mitte mehrere Ständer das Dachgebälk stützen. Für den Hirten ist am Giebelende eine kleine Wohnung eingerichtet. Mit dem Rückgange der Schafzucht sind diese geräumigen Ställe, die sich vermutlich aus dem Altsachsenhause selbständig entwickelt hatten, bis auf wenige Reste verschwunden (Abb. 14).

Das Schwein war früher das Haupttier für die Zucht. Da es sich indessen hauptsächlich in den Wäldern durch die Eichelmast erhielt, so bedurfte es eines Stalles um so weniger, als es ja zur Winterszeit ohnehin geschlachtet wurde. Nur für das Pferd, dessen die Landes- und Guts herrschaft, der Städter zum Transport und der Bauer zur Bewirtschaftung des Ackers benötigte, war ein eigentlicher Stall erforderlich. Wir finden daher auf älteren Bauernhöfen nur den Pferdestall als besonderes Gebäude, während der Raum für das Einstellen des Rindviehs dem Wohnhause abgewonnen wurde. Im Altsachsenhause (s. S. 35) nimmt der Pferdestall noch heute eine bevorzugte Lage ein. ein Beweis von der alles überragenden Bedeutung der Pferde zucht.¹⁾

¹⁾ In dem aus dem 9. Jahrh. stammenden Gedicht „Heliand“ werden z. B. auch die Hirten nicht bei den Schafen, sondern bei den Pferden genannt.

Mit der Ausdehnung der Rindviehzucht, die mit der Blüte des städtischen Handels in Verbindung stand, nahm der Rinderstall immer mehr Raum ein, am bedeutendsten im nordwestlichen Altsachsenhause, das in einem, dieser Zucht durchaus geeigneten Gebiete heimisch war.¹⁾

Es liegt auf der Hand, daß ein vollständig entwickelter Hof erst nach und nach entstanden ist. Auch die Loslösung des Stalles ist nicht mit einem Male erfolgt; sondern man behielt gern das Milch- und Federvieh in möglichst enger Verbindung mit dem Wohnhause. Freilich bestand sie nur darin, daß der Zugang zu dem Stall durch eine, im Flur des Wohnhauses angebrachte Tür ermöglicht wurde, was bei schlechtem Wetter seine Vorteile hatte. Später ging man dazu über, den Kuhstall abzutrennen, ihn aber nahe am Hause zu belassen. Für Pferd und Wagen wurde zuerst ein größerer Bau dem Wohnhause gegenüber errichtet, der dann mit der Zeit auch die Rinder aufnahm und die völlige Trennung von Tier

und Mensch nach sich zog. Freilich ging diese Veränderung um so langsamer vor sich, je fester der Stall mit dem Organismus des Hauses zusammenhing. Das war, wie wir noch sehen werden, bei dem sächsischen Haus, bei dem Dielenhaus und bei dem Vorhallenhaus der Fall, während das sogenannte fränkisch-oberdeutsche Haus diese Trennung nicht nur begünstigte, sondern auch für den Stall schon recht



Abb. 15. Gehöft in Kemnitz.
Aufnahme von Dr. Reichhelm.

früh eine eigene typische Form fand. Es ist dies die Ausbildung des Futterganges, der durch das Abtreten des oberen Heubodens über die Vorderseite des Hauses entstand und dem Zimmermann Gelegenheit zu einer künstlerischen Ausbildung bot (Abb. 10). Besonders im Süden der Provinz ist dieser Futtergang eine durchaus gewöhnliche Erscheinung. — Der Schweinestall ist auch unter entwickelteren Verhältnissen nur ein loser Anbau geblieben, der bald am Wohnhause, bald an dem Stallgebäude angebaut war. Die moderne Landwirtschaft räumte auch damit auf und vereinigt in dem Maße, in dem sie Stall und Wohnung trennt, gern alle Haustiere in einem eigenen großen Gebäude (Abb. 15).

Die Scheune. Die ursprüngliche Sitte, das Getreide auf dem Felde zu dreschen, ist in Brandenburg seit langer Zeit aufgegeben; sie breitet sich allerdings neuerdings infolge der Dampfdruckmaschinen auf den großen Gütern wieder aus. Dagegen bezeugt die

¹⁾ Auch heute steht die Rindviehzucht, besonders aber die eines ausgezeichneten Bullenschlages, in der Lenzener Niederung auf einer hohen Stufe.

innige Verbindung von Scheune und Wohnhaus, die sich vereinzelt noch im Spreewald erhalten hat davon, daß in einer Zeit, die in bescheidenem Maße Körnerbau trieb, auch die Scheune nur eine untergeordnete Bedeutung hatte. Die ältesten Scheunen, die uns erhalten sind, stammen aus dem 18. Jahrhundert, was allerdings nicht viel sagen will, da die früheren, aus Holz- oder Lehmfachwerk errichteten Gebäude wohl alle mit der Zeit von massiven ersetzt worden sind. Die Einrichtung ist die noch heute übliche: in der Mitte oder an der Seite die Tenne, daneben eine oder zwei Bansen, in Brandenburg meist „Tag“ genannt. Eine Vergrößerung erfuhren die Bansen durch Ausbauten seitwärts von der Türe, die heute verschwunden sind, ehemals im Norden ganz allgemein waren. Vereinzelt, aber selten ist in kleinen Wirtschaften Stall und Scheune unter demselben Dach. Eine sehr merkwürdige Erinnerung hat sich an den Scheumentüren erhalten. Die großen Türflügel hängen nämlich nicht in Angeln und Haspen, sondern



Abb. 16. Dielenhaus in Kemnitz.
Aufnahme von Dr. Reichhelm.

sie stehen mittels eines Endpfostens in einem ausgehöhlten Stein und sind am oberen Teile in einem Ringe drehbar, eine Vorrichtung, die das Altertum fast allein kannte, und die vermutlich durch die Vermittlung der Römer bis in die Mark vorgebracht ist. Im Spreewald und den benachbarten Gebieten steht die räumlich kleine Scheune oft an der Straßenseite des Hofes; sie dient hier bisweilen auch als Schuppen für allerlei

Gerätschaften. Da hier indessen auch umfangreiche Torhäuser vorkommen, die als Schuppen, vereinzelt auch als Altstückerwohnung dienen, so kann man im Zweifel sein, welches der eigentliche Ursprungszweck war. Vermutlich spielt der verhältnismäßig geringe Getreidebau hier hinein, der die selbständige Scheune entbehrlich machte und dagegen die Wiesen mit den „Mücken“ genannten Gestellen bebaute, auf denen die Heumieten, die „Kapitzen“ (Oderbruch) oder „Kupfen“ (Warthebruch) aufgestapelt wurden (Abb. 104).

Der Garten. Nach der Straße ist der Hof mit einem Zaune abgeschlossen (Abb. 16), der heute in ziemlich gleichförmiger Weise aus einfachen Latten hergestellt ist. Bei dem Reichtum an gutem Holz, den vor der Separation die Allmende darbot, wurde der Zaun kunstreicher, besonders aber der Eingang kräftig hervorgehoben (Abb. 10). Wo das oben erwähnte Torhaus Platz gefunden hat, da ist allerdings auch der Garten in Gefahr gekommen. Es erdrückte oft den kleinen Vorgarten, der schließlich von seinem Platze vor dem Giebel des Wohnhauses verdrängt wurde oder aber als ein besonderer

Obst- und Blumengarten vor dieses Torhaus oder hinter das Gehöft (Abb. 17) trat. Wo er indessen auch liegt, er hat stets seine schlichte, bäuerliche Art beibehalten, die nicht in einer raffinierten Blumenzucht, nicht in einem sentimentalen Ausgleich der Farbewirkungen besteht, sondern die auf einer naiven Mischung von Zweckdienlichkeit und gesunder Augenfreude beruht. Für eine linienscharfe Einteilung von Weg und Beet hat der Bauer keinen Sinn; er beschränkt diese Scheidung auf das Notwendigste und deutet sie oft genug nur durch eine Grasnarbe an. Um so länger hält er an dem überlieferten Bestand der Arten fest, die vielleicht vielfach früher als Heilkräuter in erster, als Blumenschmuck erst in zweiter Linie in Frage kamen. Rittersporn, Johannisbeere, Eisenhut, Goldlack, Refeda, Lilie, Rosen, Salbei, Rosmarin, Feuerbohne, Nelke, Stiefmütterchen, Veilchen, Aster, Flieder und Georgine sind die verbreitetsten Pflanzen der Bauerngärten, zu denen als Abschließungen Stachel- und Johannisbeeren und schließlich auch Gemüse treten. Am Hause rankt sich wilder oder echter Wein, Spalierobst, aber kein Efeu, der den Bauernaugen farblos, zu ernst und blumenlos erscheint. Und wenn der Bauer am Sommerabend schweigend auf der einfachen Gartenbank sitzt und vielleicht sein Pfeifchen raucht, dann gibt er sich wohl eher von allem Möglichen Rechenschaft als darüber, warum



Abb. 17. Wirtschaftsgarten in Bardenitz.
Aufnahme von Amtsrichter Rademacher.

— einer uralten Garten- bzw. Hackkultur folgend — die Bäuerin die Pflege des Gartens als ihre Pflicht betrachtet. — Der eigentliche Obstgarten, der lediglich vom Standpunkte des Nützlichen beurteilt wird, ist in der Regel hinter dem Hause und untersteht der wirtschaftlichen Arbeit des Mannes.

Der Brunnen, zumeist in der Form eines Senfschachtes, dessen Öffnung durch eine senkrechte Brüstung geschützt ist, und dessen Wasser mittels eines, auf einer gabelförmigen Stütze sich bewegenden Hebels emporgeschöpft wird, heißt allgemein Pütte, Püttbrunnen (nach dem lateinischen Puteus). Eine drehbare Rollenvorrichtung, wie man sie in Süddeutschland vorzugsweise, im nordwestlichen Deutschland nicht selten findet, ist in der Mark nur an den Prunkbrunnen einzelner Schlösser und Städte bekannt. Der Brunnen findet seinen Standort möglichst nahe am Hause, am häufigsten beim Eingange. Neuere Brunnen sind als verdeckte Pumpen angelegt, wenn sie nicht von dem praktischen aber nicht gerade für das Auge angenehmen Abessynier verdrängt worden sind. In letzterem Falle rückt dieser auch gern in die Küche, wo er die Stelle einer Wasserleitung

vertritt. — Man kam im Dorfe nicht genug Brunnen haben; darum ist nicht selten ein solcher auch auf dem Acker, seltener auf der Ackerflur, an dem sich an milden Frühlingabenden die heiratsfähige Dorfjugend mit Vorliebe ein Stelldichein gibt.

Bäcköfen. Das slawische Haus besitzt in seinem Organismus häufig einen Backofen, der in der Regel auf der Rückseite des Hauses als ein kleiner Ausbau erscheint und mit einem, von Pfosten gestützten Schutzdach überdeckt ist. So kann man ihn be-



Abb. 18. Alter Backofen mit gemauerter Vorderwand.
Nach einer Zeichnung von Willibald von Schulenburg.

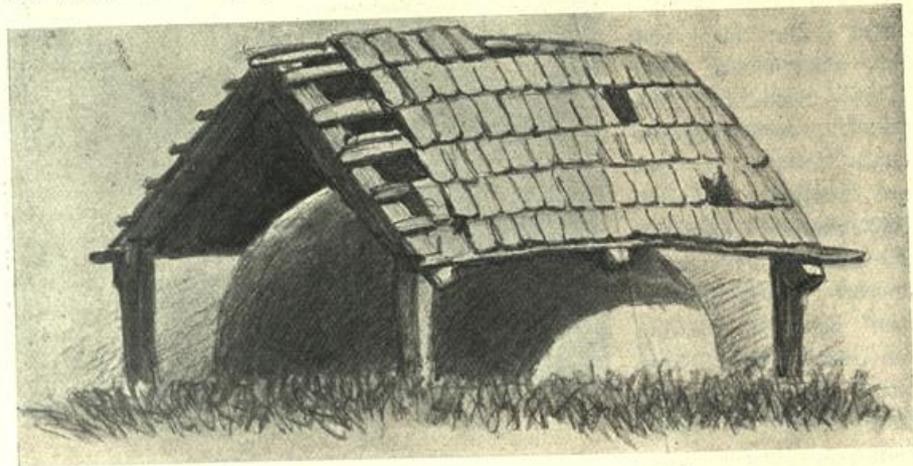


Abb. 19. Backofen mit Schutzdach aus Burg i. Spr.
Nach einer Zeichnung von Willibald von Schulenburg.

sonders in Unterfranken finden; er verschwindet an der Grenze des fränkischen Volksstammes. Schon das niedere Vorland des Erzgebirges hat diesen Hausbackofen nicht mehr. Dafür tritt nach dem Norden — zuerst wohl als ein gemeinsames Eigentum

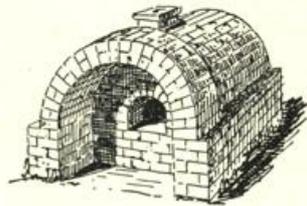


Abb. 20. Backofen aus Ziegeln
in Padligar.

des Dorfes, dann aber als Zubehör zu jedem größeren Bauernhofe — ein besonderes Gebäude für den Backofen auf. Zumeist ist nur die Einschubwand und die gewölbte Decke aus Ziegeln, letztere noch heute als Luftziegelwand vorkommend, und das Ganze mit Ausnahme der Vorderseite mit Erde überschüttet, auf der eine eigene Flora emporkeimt (Abb. 18). Bisweilen ist diese Erdschüttung noch von einem besonderen Schutzdach überdeckt (Abb. 19).

Schließlich erhält auch die Vorderseite zum Schutze der arbeitenden Person eine Art Vorlaube, das ganze Gebäude wird massiver, fester und dauernder, ja selbst von architektonischer Wirkung (Abb. 20 u. 21). An diesem einfachen Bau zeigt sich, wie aus kleinen Anfängen sich immer größere und solidere Anlagen entwickeln, die mit den bescheidenen Mitteln des ländlichen Maurermeisters zu echt künstlerischer Wirkung gesteigert werden, ohne andere als ländliche Baugewohnheit anzunehmen.



Abb. 21. Alter Backofen mit Vorbau. Burg i. Spr.
Nach einer Zeichnung von Willibald von Schulenburg.

Das altsächsische Haus.

Als die Wissenschaft vor mehr als einem halben Jahrhundert begann, sich mit der deutschen Hausforschung zu beschäftigen und in schneller Erkenntnis der Lage einzelne Typen feststellte und ethnographisch umgrenzte, da fand die Provinz Brandenburg kaum eine Beachtung. Das charakteristische Niedersachsenhaus mit seiner weiträumigen Diele sollte seine äußerste östliche Grenze in einer von der Altmark nach der Odermündung laufenden Linie haben. Im Osten wurden wenige Exemplare eines Vorhallenhauses festgestellt und mit dem nordisch-ostgermanischen Typus in Verbindung gebracht. Alles übrige, auch das Haus der Spreewaldwenden, teilte man dem sogenannten fränkischen Hause zu und folgerte zugleich aus der immer weiter bis

ins Russische hinein angeblich festgestellten Einheitlichkeit dieses Hauses einen Eroberungszug tief in die Gebiete der anderen Haustypen. Das hat sich seit einigen Jahren geändert. Wir wissen, daß die Mark Brandenburg keine undankbare Wüste für die Hausforschung ist; wir erkennen auch immer mehr, daß sie sehr charakteristische, manchmal höchst altertümliche Haustypen einschließt.

Von dem urwüchsigem altfächsischen, auch westfälisch genannten Hause mit der großen Diele, dem Stall und der anhängenden Wohnung unter demselben Dach sind im Nordwesten noch sehr viele Beispiele vorhanden. Nach W. Pefler, der dieses Haus zum Gegenstand eines besonderen Studiums gemacht hat,¹⁾ gilt als Südgrenze des ehemaligen Sachsenhausgebietes eine Linie, die ungefähr von Wittenberge über Perleberg, Tackern,

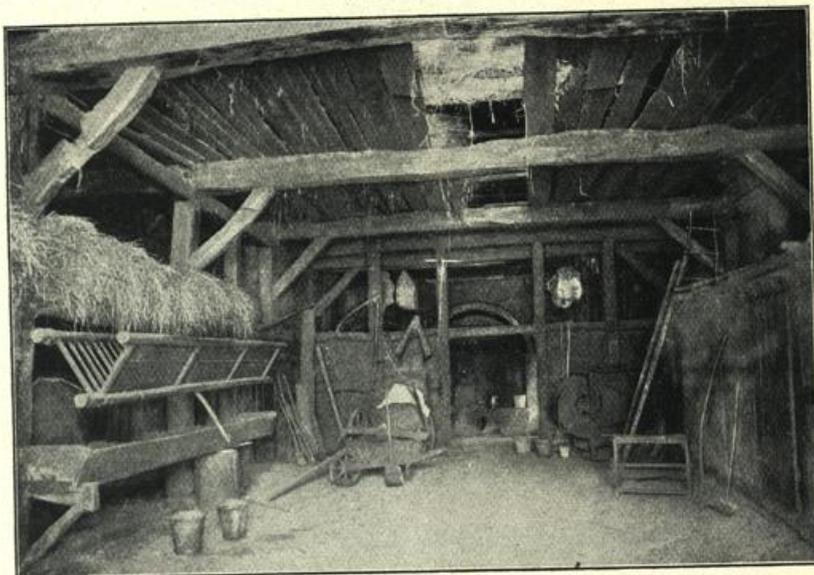


Abb. 22. Altfächsische Diele in Brandenburg.

Mertensdorf, Fehne, Meyenburg in das Mecklenburgische verläuft und etwas weiter als die von mir einige Jahre früher festgestellte reicht.²⁾ Das gesamte nordwestlich dieser Linie gelegene Gebiet ist von ihm zum Teil noch heute, zum Teil aber früher besetzt gewesen. Auch nach Süden soll es, wie bei dem Dielenhaus nachgewiesen werden wird, bis in die Mittelmark, nach Osten bis an die Oder geherrscht haben. Einzelne Häuser, wie das des Besitzers Mertens in Mödlich von 1626, stammen noch aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Wenn auch das ehemalige Rauchhaus dank den behördlichen Verfügungen schon seit Ende des 18. Jahrhunderts durch den Einbau eines Schornsteines verändert ist, so hat sich doch die innere Einrichtung ziemlich unverändert erhalten

¹⁾ Willi Pefler: Das altfächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Braunschweig 1906.

²⁾ Robert Mielfe: Die Bauernhäuser in der Mark. Mit 88 Abbildungen. Archiv der Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg V, 1889.

(Abb. 22, 23 u. 70), wenigstens läßt sie sich aus den Umbauten des letzten Halbjahrhunderts, die sich hauptsächlich auf die Beseitigung des alten Herdes richteten, wieder herstellen. Treten wir ein durch den großen zweiflügeligen Eingang (Abb. 23 u. 24), so stehen

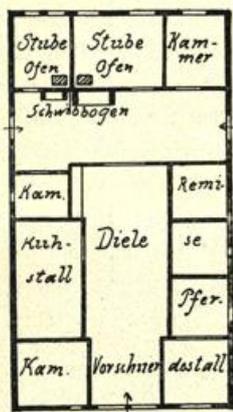


Abb. 23. Bauernhaus in Mödlich.

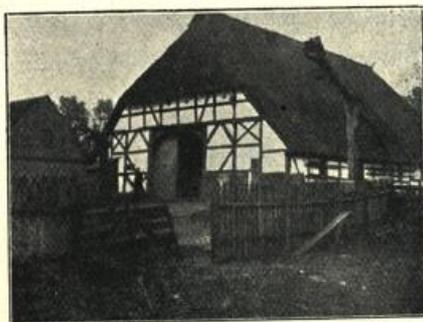


Abb. 24. Altsachsenhaus in Rosendorf (Vorderseite).

wir nach Durchschreiten des etwas schmälern Vordertheiles, des „Vorschurs“, bald auf der weiten Diele. Auf der einen Seite sind der Pferdestall und Gerätekammer, auf der anderen der Kuhstall und Kammern. Im Hintergrunde der Diele zieht sich das ehemalige „Flet“, der einst mit einer niederen

Herdssetzung versehene Küchenraum, quer durch das ganze Haus. An die Stelle der Herdes ist der „Schwibbogen“, der Kamin getreten, oft daneben noch ein zweiter für den Altsitzer. Türen führen von hier aus ins freie. Heute ist auch Diele und Fletraum schon oft durch eine Scheidewand getrennt;

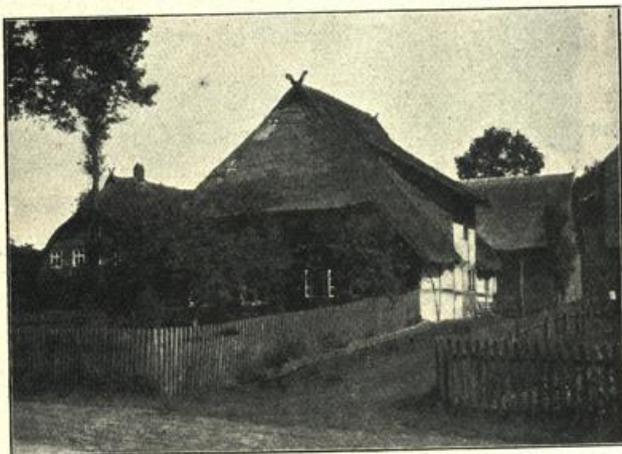


Abb. 25. Altsachsenhaus in Rosendorf. Aufnahme von Photograph Zeißig in Perleberg.

nur die Diele mit ihren Seitenställen, ihrer festgestampften Lehmtenne, ihrem offenen Gebälk, dessen schwarzglänzende Rauchkruste noch an die schornsteinlose Zeit des Hauses gemahnt, mutet an wie ein würdevolles altes Sachsenhaus (Abb. 22). Hinter der Herdwand befinden sich Stube und Kammern. Der ganze Bau mit seinem Ständerwerk,

den roten Ziegelfachen, dem mächtigen Strohdach und seinem altertümlichen Pferdeschmuck des Giebels über dem „Allenloch“ (Abb. 25) ist der märkische Vertreter des Alt-sächsenhauses, das über das nordöstliche Hannover und das westliche Mecklenburg mit dem großen Heimatgebiet unmittelbar zusammenhängt.

Die erste und durchgreifende Veränderung ging mit dem Herde vor und wohl erst im 18. Jahrhundert. Ein niedriger steingemauerter Herd war noch vor einem Menschenalter in einem Hause des Dorfes Mödlich vorhanden; er mußte wie viele andere weichen, als die Dorfstraße nach der anderen, dem Deiche zu gewandten Seite der Häuser verlegt wurde. Dadurch wurde die alte Stube in einen Durchgang umgewandelt und die erstere an das entgegengesetzte Ende des Hauses verlegt. In gleicher Weise sind viele Häuser der Lenzener Wische gewissermaßen umgekehrt worden. An anderen Stellen ist der Herdraum, dessen alte Bezeichnung „flet“¹⁾ übrigens in der Mark nicht nachgewiesen ist, mit der Einführung des Schwibbogens zu einem Küchenraum geworden, der bisweilen (Abb. 26) eine Seite noch zu einem Zimmer abzugeben hat. In dem Dorfe Seedorf ist an dieser Stelle ein alkovenartiger Vorschlag, der „Butz“²⁾ eingebaut, der als Schlafraum dient.

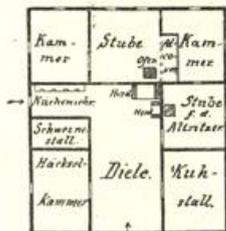


Abb. 26. Warnow.

Das Bestreben, die Stuben auf Kosten der Ställe zu erweitern, hat auch die Diele vielfach in der Weise umgestaltet, daß die einst offenen Wände, über die die Rinder in die Diele schauten, nach dieser hin geschlossen wurden, daß selbst die Wände vorgeückt wurden und nur noch einen schmalen Gang frei ließen. Dadurch ist die spätere Entwicklung zu dem Dielehaus in ihren Grundzügen vorgezeichnet. Nur der Pferdestall behauptet noch zähe die alte Dachgemeinschaft, teilweise sogar in der alten Ursprungsform, in der das Walmdach

tief heruntergezogen und durch Wände zu zwei besonderen Vorräumen vervollständigt wurden. Dadurch hat auch der Eingang einen offenen Vorplatz, den „Vorschuer“, erhalten, der auf dem gesamten Gebiete des alt-sächsischen Hauses nicht fremd ist. Als letzte Entwicklung tritt schließlich der Pferdestall als ein selbständiges, mit eigenem Dache versehenes Vorhaus auf, das durch eine Türe vom Haupthause aus zu betreten ist.

Das Korn wird noch auf dem offenen Gebälk der Diele (Abb. 22) untergebracht, wenn nicht, was allerdings sehr häufig ist, eine besondere Scheune errichtet ist. Allerdings ist man auch bestrebt, die lose auf dem Gebälk liegenden Bretter in einen festen Bodenbelag umzuwandeln, da das Herausreichen und Aufstapeln der Garben auf den schwankenden Boden oft Unglücksfälle herbeigeführt hat. Das flet hat diese Bretterdeckung

¹⁾ Das Wort hat in den germanischen Sprachen und Dialekten die Bedeutung von flach (im Altnordischen flatr = platt) und ist in der lebenden Sprache als flöz = Lagerstatt von Erzen und Mineralien erhalten. S. M. Heyne: Das deutsche Wohnungswesen. Leipzig 1899, S. 33.

²⁾ Es kehrt das Wort in gleicher Bedeutung in Braunschweig, dem hannoverschen Wendlande und Friesland wieder. Die litauische Sprache, die viel germanisches Sprachgut von altertümlichem Gepräge aufgenommen hat, bezeichnet mit Bottas, Buttas, Butz den Herdraum, im weiteren Sinne das Gebäude; das Altnordische kennt Bud als Wohnung, das Althochdeutsche Budeo als Gebäude. Unser vulgäres Bude, das französische boutique, italienisch bottega u. a. leiten auf denselben Sprachstamm zurück.

mit der Einführung des Schwibbogens schon befestigt und damit einen Schritt zur Ausbildung des Küchenraumes gemacht. Auch der Speckwiem, jener schlittenartige Gerüstbau über dem Herde (Abb. 70), der zum Aufhängen der Räucherwaren diente, ist noch anzutreffen; er ist zum Teil bereits überflüssig geworden, seit man den offenen Herd durch den Schwibbogen ersetzt und das Räuchern in bestimmten vorgerichteten Gebäuden, den „Röckerhüfeln“, betrieb. Es sind dies nicht unmittelbar für diesen Zweck errichtete Gebäude, sondern Kleinbesitzerwohnungen, die unter bestimmten Umständen bei den alten Gewohnheiten blieben und die Räucherei als Nebenerwerb betrieben. Nicht das einzige, aber interessanteste ist das vielfach bereits abgebildete Rauchhaus bei Lenz a. E. (Abb. 27).



Abb. 27. Altes Rauchhaus in Moor.

Welches wird das Schicksal des stolzen Sachsenhauses in der Mark sein? Nach den Beobachtungen weicht es mehr und mehr zurück. Wenn es nicht gänzlich abgebrochen wird, fristet es als Schuppen oder Scheune noch ein kurzes Leben. Das Beieinanderwohnen von Tier und Mensch sucht die Gesundheitspflege, das Strohdach die Brandversicherung zu verhindern; Herd und Schwibbogen verdrängt die moderne Kochmaschine. Wirkliche Zukunft hat das Haus eigentlich nur in der Lenzener Wische, wo nicht nur ganze Dörfer aus ihm bestehen, sondern auch Neubauten die alte Überlieferung mit Berücksichtigung neuerer Bedürfnisse wieder weiter zu führen suchen. Es berechtigt zu der Hoffnung, daß das Altsachsenhaus in diesem Gebiete der Provinz wenigstens noch ein dauerndes Denkmal bleibe von dem sächsischen Bestandteil der märkischen Bevölkerung. Heute würde man von der Bedeutung dieses Zuwandererstromes keine rechte Vorstellung haben, wenn sich nicht mehr und mehr zeigte, daß auch ein anderer weit verbreiteter Haustypus der Provinz nur eine Abwandlung des Altsachsenhauses ist. Es ist dies das Diele n-

h a u s. Wie schon erwähnt, strebte die Entwicklung des Sachsenhauses dahin, die beiderseits der Diele gelegenen Ställe zu Stuben und Kammern zu machen und jene zu einem engen Gange einzuschränken. Was für Umstände es verursacht haben, die Wohnräume an die Eingangsseite zu verlegen und Herd- und Wohnraum dergestalt zu vertauschen, daß die Küche die Mitte, der Stall die hintere Giebelseite einnimmt, ist im einzelnen noch nicht klar gestellt. Vermutlich aber hängt diese einschneidende Änderung mit der Wandelbarkeit des Herdes im Altsachsenhause¹⁾ und mit der Verminderung der Viehzucht zusammen. In dem großen Gebiet, das das Dielenhaus einnimmt, und das von einer Linie Dahme—Jossen—Berlin—Bernau—Oderberg und weiter die Oder abwärts²⁾ begrenzt wird, ist im Gegensatz zu dem Altsachsenhausgebiet noch heute Ackerbau vorherrschend.

In Pommern, das ersichtlich ein früheres Stadium des Dielenhauses bewahrt,³⁾ sind diese Verschiebungen noch in den einzelnen Vorgängen zu beobachten. Die Tendenz

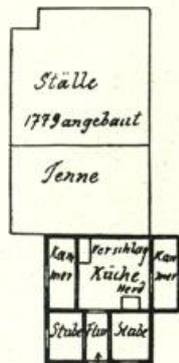


Abb. 28. Altes Haus in Herzberg.



Abb. 29. Altes Haus in Rohrbeck.

dahin ist schon in dem oben geschilderten Haus in Warnow (Abb. 26) vorhanden. Wenn man sich den Herdraum nach vorn durch eine Mauer von der Diele abgetrennt denkt, dann entsteht schon eine zentrale Küche, die für das Dielenhaus charakteristisch ist. Es brauchen nur noch die hinteren Wohngelasse mit den vorn gelegenen Ställen ausgetauscht zu werden, was sehr nahelag, weil das Vieh dann einen unmittelbaren Ausgang zum Hofe erhält, um ein fertig ausgebildetes Dielenhaus herzustellen. Begünstigt wurde diese Umwandlung durch die wachsende Abhängigkeit der Bauern von der Guts herrschaft, die eine große Diele nicht mehr erforderlich machte, sondern für die Getreidevorräte die einfachen Stallgebäude in Benutzung zog.⁴⁾

¹⁾ Belege für diese Unbeständigkeit des Herdes habe ich 1903 in der Zeitschr. f. Ethnol., S. 509 f. zusammengestellt.

²⁾ Vereinzelt Dielenhäuser fand ich auch in der Neumark (Sammenthin bei Arnswalde, Cladow bei Landsberg a. W.), die wohl Ausläufer des pommerschen Dielenhauses sind.

³⁾ Lutsch, Wanderungen durch Ostdeutschland zur Erforschung volkstümlicher Bauweise. Berlin 1888.

⁴⁾ Für den Zusammenhang des Dielenhauses mit dem Altsachsenhaus spricht die Beobachtung, daß sein Ausbreitungsgebiet mit den romanischen Dorfkirchen zusammenfällt, die den

Eines der ältesten Häuser, das wohl schon aus dem 17. Jahrhundert stammt, läßt in dem unverhältnismäßig großen Küchenraum noch die einstige Diele erkennen (Abb. 28). Da das angegliederte Scheunen- und Stallgebäude nach Aussage des Besitzers 1779 errichtet, das Wohnhaus aber älter ist, so sind die dem Hause einst unmittelbar anhängenden Ställe wahrscheinlich diesem Anbau zum Opfer gefallen. In dem Dorfe Rohrbeck bei Spandau, das früher nur Dielenhäuser (1889 noch 5) besaß, standen vor wenigen Jahren noch zwei, die durch Inschriften für 1774 bzw. 1777 festgestellt sind. Beide lassen besonders die Dreiteilung des Altsächsenhauses deutlich erkennen (Abb. 29). Falls einmal Ställe in dem Hause vorhanden waren, was unwahrscheinlich ist, dann sind sie früh schon entfernt und Wohnräume bzw. Kammern an ihre Stelle getreten. Der Herd ist nach vorn gerückt, um die benachbarte Stube mit zu erwärmen; nach einzelnen Andeutungen am Mauerwerk scheint er indessen früher am Ende des Hauses gelegen zu haben.

Aus diesen Übergangsformen ist das eigentliche Dielenhaus hervorgegangen, das in seinem ganzen Aufbau und in der Verteilung der Räume von dem Herd und dem

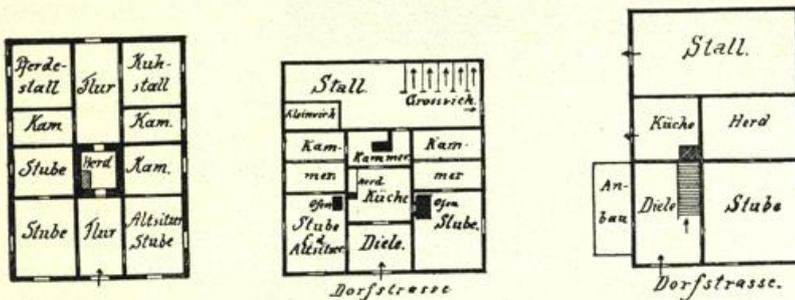


Abb. 30. Haus in Kerkow. Abb. 31. Haus in Prennden. Abb. 32. Haus in Wichmannsdorf.

ihn umgebenden mächtigen Schlot abhängig ist. Der Herdraum bildet die Mitte des gerieftförmigen, in seinem unteren Teile gemauerten, nach oben sich zu einem gewaltigen hölzernen und lehnverkleideten Schlot verengenden Baues. In einer Ecke steht der massive Herd; eiserne Krammen mit Haken dienten früher zum Aufhängen der Räucherwaren, werden aber heute kaum noch benutzt. Vor dem Herdraum liegt eine kleine Diele, von der rechts und links Türen in die Wohnstuben gehen. Eine Hintertür führt vom Herdraum, bisweilen durch eine kleine Hinterkammer, in den quer durch das Haus gelegten Stall. Wo er noch benutzt wird, steht das Vieh mit dem Kopf nach der Wand gewendet, was der altsächsischen Gepflogenheit widerspricht, hier aber begründet ist, weil die Jauche sich besser nach der der Langseite nahen Düngergrube ableiten läßt (Abb. 30 u. 31).

Unverkennbar trägt dieses Haus die Züge eines höheren Alters an sich, als die oben erwähnten, die der alten Berlin-Hamburger Verkehrsstraße naheliegen und auch

westlichen Turmeingang bevorzugen. Dagegen fällt die Ausbreitungszone des oberdeutschen Hauses zusammen mit den romanischen Kirchen mit Südeingang. Siehe Robert Mielke, Globus LXXXIV, 1903, S. 3 (mit Karte).

durch behördliche Verordnungen schon im 16. Jahrhundert beeinflusst worden sind.¹⁾ Die altertümlichsten Beispiele finden sich im Oberbarnim und in der Uckermark; hier hat es offenbar einst das ganze Gebiet beherrscht und ist in seiner Form festgehalten worden, weil es mit einem gleich altertümlichen und in der Herdanlage verwandten Haus zu-



Abb. 33. Dielenhaus in Bardenitz.
Aufnahme von Dr. Reichhelm.

sammenflößt, dem Vorhallenhaus, das uns noch näher beschäftigen wird (Abb. 30—32).

Zwar nicht in seiner Wesenheit von dem Dielenhaus unterschieden, aber doch in seiner ganzen Art von einer so örtlichen Ausprägung, daß es als eine besondere Abart zu betrachten ist, hat sich dieses Haus im Südwesten Berlins entwickelt. Hier durchströmen die Nuthe mit ihrem Nebenfluß Nieplitz und die Plane große Niederungen, die sich weniger für den Acker als für Wiesenbau eignen. Ob-

wohl die Niederung nur wenige Meilen von Berlin entfernt ist, konnte sie unter vielem Ursprünglichen auch Erinnerungen an die Kolonisationszeit bewahren, weil sich der Verkehr zum großen Teil nur auf einer einzigen größeren Straße bewegte, und weil die ehemalige Herrschaft Lehmins und später der hohenzollernschen Landesfürsten der Erhaltung alter Überlieferungen nur günstig war. Hier hat sich das Dielenhaus nicht nur in recht altertümlicher Form, sondern auch künstlerisch behaupten können (Abb. 33). Die Vergrößerung des Rinder- und Pferdebetriebes infolge der Entwässerung der weiten Luche war schon in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts Veranlassung, den Stall aus dem Wohnhause zu entfernen und in eigene Gebäude zu verweisen. Daher haben viele der nach 1830 erbauten Häuser keinen Stallraum mehr, wohl aber ist der alte Grundriß trotzdem gern beibehalten. Bei älteren Bauernhäusern dagegen ist er noch völlig unberührt und gewährt einen Einblick in die Wirtschaftsweise, wie er sonst nur noch im Osten möglich ist.

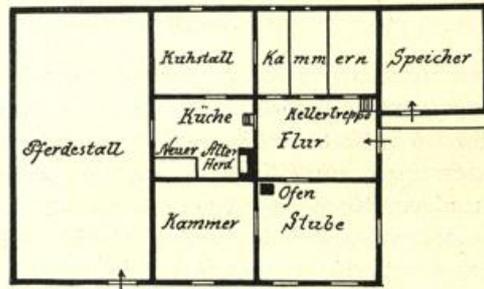


Abb. 34. Altes Dielenhaus von 1727 mit Speicher in Schlaloch.

¹⁾ Siehe Bekmann: Historische Beschreibung der Kur- und Mark Brandenburg I, S. 287, Sp. 1.

Der Grundriß deckt sich im großen und ganzen mit dem der Uckermark; doch liegt der Stall in der Regel einen halben Meter tiefer als das übrige Haus, weil man mit ihm eine Dunggrube vereinigte, die nur ein- oder zweimal im Jahre entleert wurde. Man hat dann bis zehn Wagen Dung aus dem Stall auf die Felder gefahren. Sehr schön zeigte diese Einrichtung ein Bauernhaus aus Schlalach vom Jahre 1728, dessen Stall leider 1909 abgebrochen wurde, von dem aber zurzeit ein Modell für die Königliche Sammlung für Volkskunde in Berlin angefertigt wird (Abb. 34).

Die merkwürdigste Eigenart dieses Bauernhauses ist indessen ein Vorbau, der das Haus nach der Straße hin verlängert (Abb. 12 u. 35). Der Vorbau ist etwas schmaler, so daß er den Haupteingang freiläßt oder ihn durch das überragende obere Stockwerk, das auch der Hauptbau oft hat, schützt. Auch quergestellt findet man diesen Vorbau, dann aber schon losgelöst vom Hauptbau. Dieser Anbau, der heute als Remise oder als Altstückerwohnung benutzt wird und in letzterem Falle einen eigenen Herd erhalten hat, ist eine Sonderbildung des ganzen Gebietes zwischen dem hohen Fläming und der Neiße; er gibt, wie in der Nuthe-Nieplitz-Niederung, bald ganzen Dörfern eine charakteristische Eigenart, bald ist er wie in der Niederlausitz eine vereinzelt erscheinung.

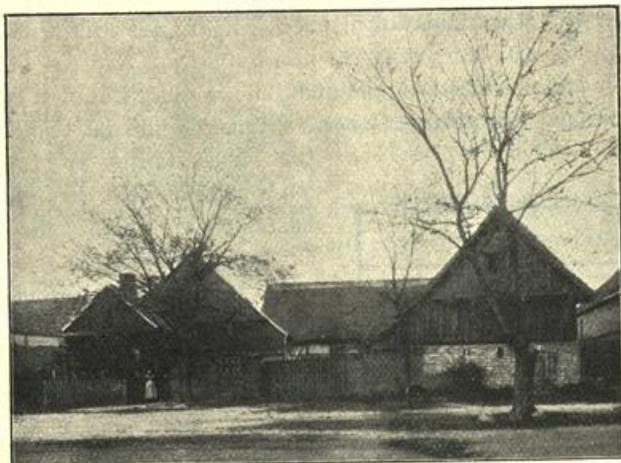


Abb. 35. Bauernhaus mit Speicher. Dennewitz.
Aufnahme von Dr. Reichhelm.

Auf die weitere Eigentümlichkeit, daß sich die unverkennbare Abwandlung des Altstückerhauses mit einem oberdeutschen Wirtschaftshofe verbunden hat, ist bereits hingewiesen (S. 28). Nur in der Stellung der Scheune ist insofern eine gewisse Freiheit gewahrt, als für diese bisweilen das Torhaus benutzt wird, das oft eine geradezu monumentale Gestalt hat (Abb. 11). In einem der ältesten Häuser in Kemnitz, dem sogenannten Nachtwächterhaus, ist an die Stelle eines Hofeinganges ein bretterbekleidetes Fachwerk getreten, das nach dem Hof einen Laubengang, nach der Straße einen zweiten von doppelter Tiefe hat. Die Scheune ist hier noch im Hintergrunde des Hofes. In ähnlicher Weise, nur mit einem Laubengange straßenseits, ist diese Laube in Kemnitz an einem Stalle ausgebildet, doch scheint sie in diesem Falle jünger zu sein als die anderen Baulichkeiten.

Während eine Laube an dem Torhaus häufig und an dem Stall bisweilen vorkommt, und in diesem Falle sich an der Giebelseite befindet, ist der auf eine alte einheimische Überlieferung hinweisende Futtergang (Abb. 10 u. 16) die Regel. Die Unbestimmtheit in der

Anordnung der Laube, bald an der Giebel-, bald an der Langseite, hier am Stall, dort am Speicher oder am Torhause deutet an, daß sie ursprünglich nicht mit dem Organismus des Hauses zusammenhängt, sondern durch Entlehnung gewonnen wurde. Vereinzelt scheint sie dadurch entstanden zu sein, daß der Futtergang einfach auf der Giebelseite herumgezogen ist, um einen Raum für Wagen und Geräte zu gewinnen. Jedenfalls hat sie nichts gemein mit der Vorlaube an ostdeutschen Häusern, mit der wir uns noch zu beschäftigen haben.

Das fränkisch-oberdeutsche Haus.

So einfach dieser Haustypus an sich ist, so verwickelt wird er, wenn man seiner Entwicklung innerhalb eines geschlossenen Gebietes nachgeht. In Brandenburg zumal, wo wir kaum noch hoffen dürfen, auf eine altertümliche Urform zu stoßen, hat dieser Typus so viel Änderungen schon in alter Zeit erlitten, daß es geradezu unmöglich ist, ihn auf eine Ausgangsform zurückzuführen. Und das um so weniger, als von Osten her das slawische Haus sich nicht nur in seiner Eigenheit behauptet und eine eigene Entwicklung eingeschlagen, sondern stellenweise sich mit deutschen Bauernhäusern vermischt

hat. Eine Klarheit über diese gegenseitigen Beziehungen wird wahrscheinlich nie gewonnen werden; wir werden uns begnügen müssen, aus den einfachsten Gestaltungen wenigstens die Eigenart in großen Zügen festzustellen.

Das fränkisch-oberdeutsche Haus ist an und für sich auch bei uns noch aus den Überschiebungen örtlicher und zeitlicher Herkunft klar herauszuschälen. Die Tür befindet sich an der Langseite und führt auf den Flur, in einzelnen Gebieten Eren¹⁾ genannt, von dem aus eine Tür in die dahinterliegende Küche, je eine links und rechts in die



Abb. 36. Haus in Dubrow bei Croffen.

Wohnstuben bzw. Kammern führen. Eine Leiter oder eine Treppe leitet vom Flur aus auf den Boden. Dieser so überaus übersichtliche und auch praktische Grundriß, von dem wir in Brandenburg außerordentlich viele finden, ist indessen das Ergebnis aus einer ungeteilten Urform, die nur im Südosten Europas noch in spärlichen Überbleibseln vorhanden ist.²⁾ Trotzdem kann man in der Provinz noch recht altertümliche Häuser dieses Typus beobachten (Abb. 36).

Die Wertschätzung der Feuerstätte und die sich hieraus ergebende Gruppierung der Wohn- und Wirtschaftsräume ist in vielen Beispielen noch unverkennbar. Durchgehends ist dabei zu verfolgen, daß in der Mitte des Hauses der Herdraum liegt, dem zur einen Seite die Wohnräume, zur anderen der Stall angeordnet sind. Wenn der letztere auch gleichfalls in Wohnräume umgewandelt und der Herdraum durch eine Zwischenwand

¹⁾ In Ober- und Mitteldeutschland allgemein als „Eren“ bekannt, hat im altnordischen arinn die Bedeutung von Feuerstätte und deckt sich im Sinn vielfach mit dem flet. S. Heyne: Das deutsche Wohnungswesen S. 33, Anm. 63.

²⁾ Meringer, Das volkstümliche Haus in Bosnien und der Herzegowina. Wissensch. Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina VII, Bd. 1900.

von dem Flur getrennt ist, so geht doch aus manchen, in der Entwicklung steckengebliebenen Häusern hervor, daß die in Brandenburg einst vorhandene Urform diese Dreiteilung: Wohnung, Herdraum, Stall besessen hat. Im einzelnen läßt sich das noch nachweisen. Das im Jahre 1898 abgebrochene Pfarrhaus in Dallgow bei Spandau, über dessen Veränderungen urkundliche Belege im Pfarrarchiv vorhanden sind, die bis zum Jahre 1671 zurückgehen, die das Haus aber noch in eine frühere Zeit zurückversetzen lassen, hat diese Dreiteilung noch bis in die letzten Jahre bewahrt.¹⁾ Ein oberes Stockwerk und mehrere Ausbauten sind, wie sich aus der Lage der Dachsparren und aus den das alte Haus tragenden Fundamentschwellen erkennen ließ, viel spätere Zusätze. Den räumlich bedeutendsten Teil nimmt der Mittelflur mit der zentralen Feuerungsanlage ein. Sie war durch eine Wand von einem Vorflur abgetrennt (Abb. 37), der nachträglich noch einmal geteilt wurde, um eine Wohnstube zu gewinnen. Der gemauerte breite Herd lag an der Rückwand dieser Stube und öffnete sich nach oben in einen gewaltigen Schlot, der sich zum Schornstein verengerte. Obwohl aus den späteren Einbauten hervorgeht, daß der sehr alte Herd nicht ursprünglich sein konnte und über die ehemalige Gestaltung keine Schlüsse zu ziehen waren, ist der übergroße Küchenraum selbst Zeugnis der altertümlichen Anlage. Die kleine Wohnstube und Kammer und der, von dem Herdraum nicht zugängliche Stall vervollständigen diese und stellen das Haus in dieselbe ursprüngliche Stufe, die Meitzen²⁾ und Henning³⁾ als Ausgangspunkt des Typus in Deutschland annehmen. Wenn es vielleicht noch zweifelhaft sein kann, ob der Flur und die Küche nicht

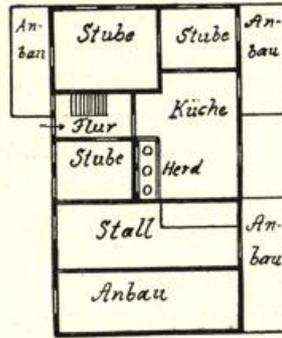


Abb. 37. Ehemaliges Pfarrhaus in Dallgow.



Abb. 38. Haus in Rübehorst.

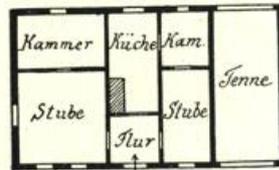


Abb. 39. Haus in Broichsdorf.

einen einzigen Raum gebildet haben, so wird dieser Zweifel behoben durch ein Haus in Rübehorst, Kr. Ruppín (Abb. 38), bei dem Flur und Küche noch vereinigt sind. Wir haben hier nicht nur dieselbe Tendenz, die bewohnbaren Gelasse an den Herd zu bringen, um teils den Rauch des Ofens in ihn abzuleiten, teils seine Wärme auszunutzen, sondern

¹⁾ Das Haus ist vermutlich stets Pfarrhaus gewesen; es zeigt aber, daß sich ein solches kaum von einem Bauernhaus unterschieden hat.

²⁾ Meitzen, Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen. Tafel I, fig. 2 u. 5.

³⁾ Henning, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung. Straßburg 1882, fig. 2 u. 3.

auch das naheliegende Bestreben, dem benachbarten großen Stall einige Kammern abzugewinnen wie in Dallgow.

Nicht immer geht die Entwicklung dahin, den Herdraum durch eine Mauer von dem Flur abzuschließen, wie es in Dallgow und fast durchgehends an den älteren Häusern in Broichsdorf bei Freienwalde (Abb. 39)¹⁾ zu beobachten ist, sondern sie sucht auch die Küche von dem durchgehenden Flur in einen Seitenraum abzurängen. So ist es in den Bauerndörfern des Ost- und Westhavellandes der Fall, die darin jedoch von der allgemeinen Entwicklung abweichen. In den weitaus meisten Bauerndörfern ist der ehemals einheitliche Mittelherdraum in der Längsrichtung in Flur und Küche, in einzelnen Gegenden selbst noch durch eine zweite Mauer in Vorflur, Küche und Hinterflur geteilt. Dies ist besonders in der Uckermark der Fall (Abb. 40), wo aber Stall und Tenne nur selten unter demselben Dache mit der Wohnung bestehen bleiben. Es liegt ja auch auf der Hand, daß diese Vereinigung sich nur in kleineren Verhältnissen erhalten konnte. So zeigt das Dorf Schönwalde, Kr. Sorau, das neben zwanzig Bauernhöfen eine größere Anzahl von Häusern hat, bei diesen neben Stube, Kammer und allenfalls Altensüßbchen, den Flur mit abgetrennter Küche, Rindviehstall und Scheune unter demselben Dach,

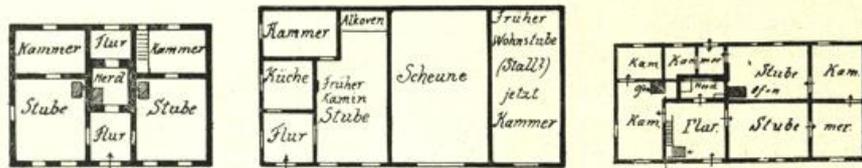


Abb. 40. Haus in Kerkow. Abb. 41. Haus in Rietzer Lucht. Abb. 42. Fischerhaus in Zolchow.

während die unter den früheren wirtschaftlichen Verhältnissen zurückgebliebenen Bauernhäuser dieselbe Einteilung mit Einschließung von Häckselkammer und Pferdestall besitzen.

Häuser, in denen der Herdraum an die Giebelseite gerückt ist, sind in Brandenburg selten. In Rietzer Lucht bei Treuenbrietzen ist dies der Fall; jedoch dürfte das Haus einen alten Typus nicht repräsentieren (Abb. 41). Eine sehr alte Anlage kann man aus dem sogenannten Fischerhaus bei Zolchow, unweit Werder a. H., heraussehnen (Abb. 42), wenn man die rechten Giebelkammern als spätere Anbauten unberücksichtigt läßt. Es ergeben sich dann rechts zwei Stuben, von denen die größere den alten, von der Küche aus heizbaren Ofen einschließt. Links sind der ehemalige, heute zu einer Stube eingerichtete Stall und in der Mitte der Flur, in dem sich der massiv gebaut: Schlot als die alte Herdstelle erhalten hat. Er steht mitten in dem Flur, diesen in einen vorderen und hinteren Teil trennend. Die nochmalige Teilung des letzteren kann die Einheitlichkeit der früheren Anlage ebensowenig verwischen, wie die Schließung des Durchganges neben dem Herdraum. Der aus dem 18. Jahrhundert stammende Bau ist ein Vertreter des oberdeutschen Typus trotz der vielen Umänderungen.

Eine Entwicklung, die den einfachen und klaren Grundriß völlig verwischt, ist bei

¹⁾ Hier ist, wohl als Zeichen einer weiteren Entwicklungsstufe — das Dorf ist 1776 als Gutsdorf angelegt — an die Stelle des Stalles eine Tenne getreten; doch ist die Vermutung nicht abzulehnen, in der neben ihr liegenden Stube und Kammer den alten Stall zu sehen.

dem oberdeutschen Typus ausgeschlossen. Eine Annäherung an neuzeitliche Bedürfnisse vollzieht sich durch Abtrennen des Stalles und der Scheune, durch den Ausbau des Herdraumes zu einer Küche und schließlich durch den Aufbau eines zweiten Geschosses, wie es in der Nute-Nieplitz-Niederung, vielfach auch in den großen Dörfern der Prignitz, des Ruppiner Landes und des Havellandes der Fall ist. Aber auch innerhalb dieser Beschränkung hat der Typus in der Prignitz noch eine besondere Ausbildung erfahren, die allerdings mit der benachbarten Altmark in Verbindung steht. Hier ist das große Torhaus, das an und für sich in breiter Lage an der Straße steht, derart zur Altflitzerwohnung ausgenutzt, daß sie auf der einen Seite des großen Torweges, der Schuppen auf der anderen zu liegen kommt. An der Rückseite des Hofes, an der sonst die Scheune steht, wird jetzt das Wohnhaus des Hofbesizers errichtet, zunächst noch mit den Scheunenträumen unter demselben Dache, später allein, weil die Scheune auf größeren Höfen die eine Seite des Hofes, das Stallgebäude die andere einnimmt. Bisweilen wird die Scheune, falls sie nicht an die Stelle des Schuppens gleich an den Mittelstorweg angeschlossen ist, so gelegt, daß dieser an die Seite geschobene Torweg unmittelbar in die Scheune leitet, ja bisweilen selbst zur Tenne wird, während für den Hofeingang eine offene Lücke übrigbleibt. Innerhalb

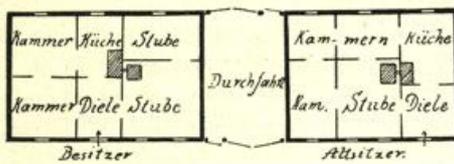


Abb. 43. Torhaus in Gr. Werjien.

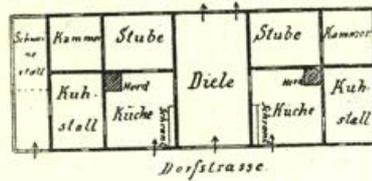


Abb. 44. Haus in Warnow.

dieser Entwicklung vollzieht sich neuerdings eine Änderung dahin, die Wohnung des Hofbesizers mit der des Altflitzers zu vereinigen und dadurch ein umfangreiches, zum Teil wenigstens zweistöckiges Straßenhhaus zu gewinnen (Abb. 43). Dieser, in der Prignitz herrschende, nur zaghaft in den Ruppiner Kreis vorgestoßene Typus scheint sein Vorbild in Thüringen zu haben, wo besonders in der Goldenen Aue die Höfe das Bestreben zeigen, das hier oft aus Steinen errichtete Torhaus zur Wohnung für den Altflitzer und später für den Hofbesizer auszunutzen. Es fehlt freilich noch das Zwischenglied, das diese Höfe mit den altmärkischen und weiter mit den prignitzischen verbindet; dagegen würde, falls diese Vermutung richtig ist, die Tatsache andere, durch sprachliche Untersuchungen¹⁾ gewonnene Ergebnisse stützen, die eine starke fränkisch-thüringische Einwanderung für den südlichen Teil der Prignitz anzunehmen gestatten. Sicher aber ist dieser Typus keine junge Bildung, denn er hat selbst unter kleinbäuerlichen Verhältnissen Platz gegriffen, wenn er auch dabei — stark vereinfacht — noch seine charakteristischen Merkmale bewahrt hat. In Warnow, nordwestlich Perleberg, standen noch 1898 drei Anwesen, die aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts stammten und noch echte Rauchhäuser waren (Abb. 44). Der Rauch entwich durch Öffnungen über der Tür, die durch wagerechte Scheite gebildet waren. Zur Seite der großen gemeinsamen Diele ist je ein gesondertes

¹⁾ O. Bremer, Ethnographie der germanischen Stämme (Pauls Grundriß III). Mackel: Die Mundart der Prignitz. Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung XXXI, 1905, S. 69 f.

Anwesen unter dem gemeinsamen Dache, das aus Stube und Kammer an der Rückseite, aus Herdraum und Kuhstall an der Straßenseite bestand. Es ist das die Einschränkung auf bescheidene Verhältnisse, die sich aus größeren Verhältnissen, in denen Hof- und Altstückerwohnung in gleicher Weise vereinigt sind, von selbst ergab.

Die kleine Bauernwirtschaft beschränkt sich, wie wir es oben (S. 46) gesehen haben, auf das einfache oberdeutsche Haus, dem der Stall und die Scheune angegliedert sind. Innerhalb des Wohnteiles erweitert sich der Typus durch das Eingliedern einer Altstückerwohnung nicht unwesentlich dadurch, daß zwei gesonderte Küchen eingerichtet werden.



Abb. 45. Haus in Wichmannsdorf.

Sind keine Altstücker vorhanden, dann wird die Wohnung auch vermietet. In ganz altertümlichen Verhältnissen, wie man sie in abgelegenen Gebieten, z. B. in Nantikow bei Arnswalde findet, ist der alte Herdraum mit zwei offenen Herden versehen, in anderen stehen diese auf einem gemeinsamen Flur, in entwickelbaren ist indessen die Scheidung durch eine Brandmauer streng durchgeführt. Die weiteste Verbreitung dieser einfach oberdeutschen Häuser haben die Gutsherrschaften bewirkt, indem sie den Typus fast übereinstimmend für die Insthäuser anwandten, obgleich auch alte Bauernhäuser benutzt wurden.¹⁾ In Grünberg bei Arnswalde sind die alten Bauernhäuser von der Gutsherrschaft einfach übernommen und als „Legen“, als Tagelöhnerhäuser erhalten, neuere aber in derselben Art erbaut worden. Selbst wenn Domaniälhäuser für mehrere Familien errichtet wurden, änderte sich wenig, es sei denn, daß ein gemeinsamer Herd für diese bestimmt wurde, was natürlich dem Hausfrieden nicht immer zuträglich war.²⁾ Derartige

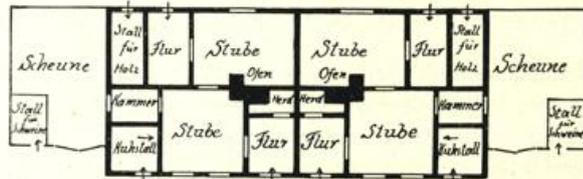


Abb. 46. Kolonistenhaus in Seydlitz (Warthebruch).

Gutshäuser stehen noch in Pözlau bei Prenzlau, in Bellin, Alt-Töplitz bei Potsdam u. a. Dörfern. Vorschub ist der weiteren Verbreitung noch geleistet worden durch die Siedelungen Friedrichs des Großen, dessen Baumeister dieses Vorbild fast allein benutzten,

¹⁾ Neben alten Bauernhäusern kommen noch die Gemeindegüterhäuser in Betracht, die ursprünglich in der Art der Bauernhäuser gebaut, aber je nach den Umständen auch für mehrere Familien eingerichtet wurden. In Polenzig a. d. O. standen früher drei Hirtenhäuser mit je zwei Wohnungen, die von der Gemeinde verkauft worden sind.

²⁾ In Alt-Töplitz finden wir ein Dreifamilienhaus mit gemeinsamem Herd, in Blumberg sogar ein Vierfamilienhaus mit einer Küche und mehreren Herden. Die älteren zwölf von Friedrich d. Gr. in Neuliegegründe 1754 angelegten Doppelhäuser haben gemeinsamen Flur mit zwei Herden, ebenso die etwas späteren in Pyrehne bei Vietz a. d. O., die heute verändert sind. Vielfach konnten allerdings die Küchen ganz fehlen, weil man in den Wohnzimmern Kamine hatte und das Backen von Brot in gemeinsamen Backöfen stattfand. So in Krämersborn bei Croßen, Jänischwalde bei Guben, Gerzlow bei Arnswalde. In Cöthen bei Freienwalde sind die Herde auf dem gemeinsamen Flur oder abgetrennt auf dem sogenannten „Vorgelege“.

obwohl sie dabei häufig Doppelhäuser für je zwei Bauernfamilien errichteten. Das Dorf Seydlitz bei Landsberg a. W., das von Friedrich dem Großen angelegt wurde, besteht noch heute zur Hälfte aus solchen Doppelhäusern, bei denen Stall und Scheune unter demselben Dache sind (Abb. 46).

Das wendische Haus.

Dieses Haus, das durchgehends als Blockbau vorkommt, ist über den ganzen Osten und Südosten verbreitet. Ob es bis in die Gegend von Berlin noch in geschichtlicher Zeit herrschend war, ist zweifelhaft, aber sehr unwahrscheinlich. Man spricht es allgemein¹⁾ dem oberdeutschen Typus zu, der bei den Wenden zu einer eigenen Ausgestaltung gediehen sei. Und in der Tat ist die Gleichheit im Organismus des Hauses überraschend mit dem des fränkisch-oberdeutschen. Erst wenn man ältere Formen mit dem letztgenannten vergleicht, machen sich recht bedeutsame Unterschiede bemerkbar. Die unter-

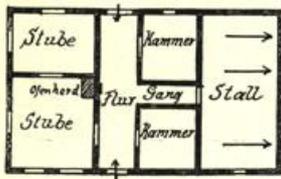


Abb. 47. Wendisches Haus mit Stall in Tschesheln.

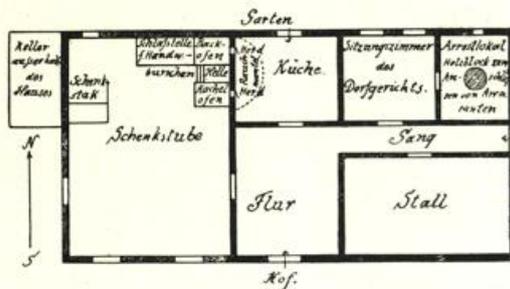


Abb. 48. Alter Krug in Tschesheln.

scheidenden Merkmale des wendischen Hauses liegen in der Form der Herdstelle und in der Lage des Wohnteiles zu diesem. Das Haus ist ein langgestreckter Bau, der in seiner frühesten Gestaltung Wohngelaß, Stall und (vielleicht nicht ganz so ursprünglich) auch die Scheunen unter demselben Dache vereinigt. Es sind also als früheste feststellbare Räume Herdraum, Wohngelaß und Stall anzunehmen, wie sie u. a. in einem Hause in Tschesheln bei Sorau bis 1870 erhalten waren (Abb. 47). Auch die 1874 abgebrannte, über ein Jahrhundert oder noch länger bestehende Schenke in demselben Dorf²⁾ zeigte dieselbe Anordnung, nur daß hier die Küche vom Flur getrennt ist und altertümliche Herde enthält, von denen aus Bank- und Kachelöfen der großen Stube geheizt werden konnten (Abb. 48).

¹⁾ Auch ich in meiner angezogenen Veröffentlichung in dem Archiv der Brandenburgia. Angesichts der großen Verbreitung des Hauses in den Teilen Deutschlands, die ehemals slawisch waren, in Oberfranken, Thüringen, Sachsen, Brandenburg, Osthannover (das hier aber aus besonderen Gründen ausscheidet), Holstein, bin ich längst zweifelhaft geworden, ob der oberdeutsche Haustypus wirklich eine solche Herrschaft über die Slawen hat gewinnen können. Heute bin ich überzeugt, daß bei den Wenden ein ähnlicher Haustypus bekannt war, der der ungeheuren Verbreitung des oberdeutschen entgegenkam.

²⁾ Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Lehrer Th. Brache in Tschesheln.

Die große Schenkstube, die die ganze linke Seite des Hauses einnimmt, ist nicht von dem Zwecke bedingt, denn es ist gerade diese große, von drei Hauswänden und der Flur- bzw. Herdwand eingeschlossene Wohnstube eine sehr bemerkenswerte Eigentümlichkeit der alten wendischen Häuser.¹⁾ Ein Haus in dem waldungenbenen Dorf Jerischke, südlich von Forst, gestattet einen Schluß auf die Umwandlung, die der Herdraum in den letzten Jahrhunderten durchgemacht hat (Abb. 49). Noch ist der ursprünglich einheitliche und schornsteinlose Herdraum erkennbar, auf dem der niedrige Herd wohl einst frei an der Wand stand. Hier hat er eine Ummantelung auf drei Seiten erhalten, die sich nach oben mit der rückwärts aufgebauten kurzen Mauer zum Schlothe verengt. In dem Winkel zwischen dieser und der Flurmauer ist die Feueröffnung des Zimmerofens. Noch aber ist in Erinnerung an die alte Herdstellung die eine Seite nach dem Flur nicht geschlossen. Neben dem Flur haben wir wieder die große ungeteilte Wohnstube mit dem von außen heizbaren Ofen. Ein schwacher Versuch zur Teilung ist durch eine kurze Mauer gemacht, um die halbfinsternen Schlafstellen von der Stube leicht abzutrennen. Dieser zum Teil offene Raum begegnet uns unter dem Namen „Alkoven“ in der ganzen Niederlausitz

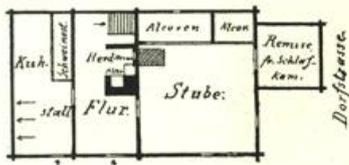


Abb. 49. Haus in Jerischke.



Abb. 50. Haus in Strado.

und nördlich bis Fürstenberg a. O. Als eine alkovenartige Erweiterung ist vermutlich der speicherartige Anbau aufzufassen.

Sehr altartige Häuser sind in den Dörfern zwischen Calau und Triebel erhalten, von denen solche aus Ogrosen und Strado genannt seien. Bei ihnen (Abb. 50) ist der Herd von allen vier Seiten mit Wänden unmauert, die sich nach oben zu dem Schlot verengern. Nur eine Tür führt in diese bisweilen „schwarze Küche“²⁾ (Trebichow bei Croffen, Heidenau und Günthersberg) genannten Herdraum. Eine Seite dieses Raumes, der sein Licht von oben oder durch die Tür erhält, bildet wieder die Stube und Flur trennende Wand, die übrigen stehen frei inmitten des großen Flures, gewissermaßen ein besonderes Haus im Hause bildend. Der am Ende liegende frühere Kuhstall ist durch eine Blockwand vom Flur getrennt, die durch vier davor gestellte Pfosten gestützt wird. (Diese interessante Konstruktion wird uns noch weiterhin beschäftigen.) Wenn auch die andere Flurwand unmittelbar an die Herdmauer herantritt, dann wird der Herdraum durch eine zweite Tür mit dem hinter ihm liegenden Flurteil verbunden und auf diese

¹⁾ Wendisch ist hier nicht in der Beschränkung auf die Lausitzer Wenden gebraucht, sondern bezieht sich auf alle östlichen Dörfer, bei denen slawische Einflüsse anzunehmen sind.

²⁾ Diese „schwarze Küche“ spielt im Osten, in Ost- und Westpreußen, Posen und Polen eine nicht unwichtige Rolle und leitet wie das atrium der Römer in eine weit zurückliegende Zeit. Sie legt aber auch nahe, diese östlichen Gebiete als eine bestimmte Typenzone dem oberdeutschen Hause entgegenzustellen.

Weise ein Durchgang durch das Haus gewonnen, wenn dieser nicht zu einer Kammer umgeschaffen wird. In einem solchen Falle haben wir eine Entwicklung, in der sich das fränkisch-oberdeutsche und das wendische Haus bezeugen. Während das erstere aber keineswegs an die zentrale Herdstelle festhält und den Herd mit Vorliebe in den Flur stellt, beharrt der wendische Herd bei der Mittelpunktlage und wird als ein besonderer Teil im Flure von Mauern umschlossen. In Trebichow bei Crossen erscheinen sogar die Stube und die dahinterliegende Kammer lediglich als eine spätere Einteilung des einst einheitlichen, mit Feuerstelle versehenen Raumes (Abb. 51). Immer drängt sich in alten Häusern die Beobachtung auf, daß die neben dem Flur bzw. neben der Feuerstelle liegende Stube ehemals nur eine Halle war, in die andere Gelasse erst nachträglich und nicht immer vollständig eingefügt worden sind. Selbst in den Spreewald, der keineswegs die ältesten Hausformen hat, kann man die Nachwirkung des alten Typus verfolgen. Wilibald von Schulenburg, der beste Kenner dieses Gebietes, hat einen Häusergrundriß veröffentlicht,¹⁾ der aus der Dreiteilung Stube, Flur und Stube besteht. Alle diese Räume haben rück-

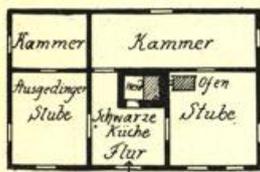


Abb. 51. Bauernhaus in Trebichow.



Abb. 52. Haus in Bürger-Kaupen.

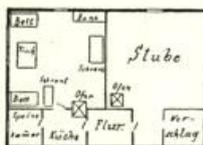


Abb. 53. Haus in Bürger-Kaupen.

wärts eine Abtrennung, die bei dem Flur zur Küche wird, von der aus die Stubenöfen geheizt werden. Die den Stuben abgewonnenen Kammern sind entweder mit Tür versehen oder offen oder fehlen selbst, wie die Zwischenwand von Flur und Küche, völlig. Es tritt also auch in diesem seltsamen Gemisch von Kultur- und Urform die ehemals ungeteilte Gestaltung des Wohnraumes und die Abhängigkeit seiner Heizvorrichtung von dem alten Herdraum deutlich hervor.²⁾ Ja selbst in einem kaum 50 Jahre alten Spreewaldhause, das nur zwei Stuben einschließt, ist die moderne Küche so in die nur durch eine dünne Wand getrennte Stube hineingedrängt, daß die alte Überlieferung des Zusammenhanges von Herdstelle und Stube sofort in die Augen springt (Abb. 52 u. 53).³⁾

¹⁾ Zeitschrift für Ethnologie 18, 1886, S. 123f.

²⁾ Die alten Häuser, die Prof. Jentsch 1884 in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft (S. 434) veröffentlichte und die sich auf die Orte Buderose (1795), Coschen, Kummro, Grano, Grodo, Großböitz, Guben, Müterberg, Haideschäferei, Horna, Jesnitz, Laeritz, Nimnaschleba, Ossitz, Pleffe, Pohlo, Schiedlow, Schlagen, Schlagdorf, Starzeddel, Steinsdorf, Strega Taubendorf, Treppeln, Vogelsang und Weltho beziehen und als älterer Typus bezeichnet werden, lassen dieselbe Vermutung zu.

³⁾ Man vergleiche hiermit den Grundriß eines oberlausitzischen Hauses, den R. Andree in seinen „Wendischen Wanderstudien“ S. 63 veröffentlicht, der den Stubenofen (Kachelofen) in den ungeteilten Herdflur reichen läßt, und man wird auch hier erkennen, daß das wendische Haus doch ein anderer Organismus ist als das fränkisch-oberdeutsche.

Auch im Osten des Regierungsbezirkes Frankfurt ist das Haus in gleicher Weise eingerichtet, wenn auch die Annäherung an das fränkisch-oberdeutsche größer ist als im Süden der Provinz. Der Herdraum ist auch hier als die charakteristische „schwarze Küche“ ausgebildet. In einer Beschreibung¹⁾ vor der Mitte des 19. Jahrhunderts heißt es: Zwischen Vorder- und Hinterflur war ein weiter aus Eust- oder Ziegelsteinen hergerichteter Raum, senkrecht in der Höhe der Balken, von da ab spitzten sich die Wände allmählich zu, bis sie als Schornstein aus dem Dache hervorrasten. Unten in diesem Raume befand sich an einer Ecke der Kochherd, und gleichzeitig waren an den freien Stellen die Öffnungen der Öfen zum Heizen. Wo der Schornstein begann sich zu verengen, waren zwei oder drei Stücken Hölzer durchgelegt, zwischen die das Fleisch und die



Abb. 54. Haus in Radensdorf.

Wurst zum Räuchern aufgehängt wurden. An einem dieser Hölzer hing eine Kette herab, an der ein größerer Kessel über dem Herde aufgehängt wurde. Später, als die gußeisernen Grapen mit Füßen in Gebrauch kamen, hörte die schwierige Arbeit des Aufhängens eines großen gefüllten Kessels auf. — Die Küche war dunkel, erhellt nur durch das Feuer auf dem offenen Herde, oder durch die geöffnete vordere oder hintere Flurtüre.“

In denselben Gegenden tritt noch ein Typus auf, der zunächst etwas bestreudet, der sich bei eingehender Betrachtung jedoch wieder zwanglos dem vorher geschilderten Hause anpaßt, aus dem er sich wohl auch entwickelt hat. Wie wir gesehen haben, zeigt auch das wendische wie das fränkisch-oberdeutsche Haus die Neigung, der Giebelseite einen Speicher vorzubauen (s. Abb. 54), der aber trotz der innigen baukonstruktiven Verbindung eine gewisse Selbständigkeit, besonders durch das eigene Dach, bewahrt. Diesen nur einen Raum einschließenden Ausbau hat man aber auch von innen aus der Organisation des

¹⁾ Freundlichst mitgeteilt durch Pfarrer Krumheuer in Mantikow.

Gesamthauses heraus erzielt, indem man das große gemeinsame Dach unangetastet ließ und nur einen Teil der Eckwände zurückrückte, um neben der kleinen Vorkammer noch einen Vorplatz zu gewinnen. Das Dach ist in diesem Falle von einem Eckpfosten gestützt und der Vorplatz dadurch zu einer Ecklaube geworden, ohne indessen diesen Namen zu



Abb. 55. Bauernhaus mit Ecklaube in Nurith.



Abb. 56. Haus in Räditz.

führen. Solche Häuser stehen in Räditz bei Crossen und in Nurith bei Frankfurt (Abb. 55, 56 u. 58, beides an der Oder gelegene Dörfer. Die Frage, ob diese Ecklaube eine Ausstrahlung der unterhalb Cüstrin gelegenen Oderdörfer mit ihren Laubenhäusern sei (s. S. 56), muß verneint werden, weil diese mit ihrem Grundplan in der Richtung des Firstes, jene aber von den Langseiten aus orientiert sind. Es scheint viel näher gelegen, den Ausgang von dem Speicher herzuleiten, der auf diese Weise zwanglos und viel billiger hergestellt werden konnte. Wir haben auch einen Hinweis auf den Hergang in einem Hause aus Starzeddel bei Guben (Abb. 57), bei dem, wie an den durchlaufenden Schwellen noch klar ersichtlich ist, die beiden Eckwände einfach herausgebrochen wurden, um eine Ecklaube und eine daneben liegende Kammer zu erhalten. 1901 standen von diesem Typus noch drei Häuser in Starzeddel und ein durch eine ähnliche Einbuchtung vielleicht hierher gehöriges in Guben.¹⁾



Abb. 57. Haus mit Ecklaube aus Starzeddel.
Aufnahme von Otto Sonneberg in Guben.

Das Innere dieser bäuerlichen Häuser schließt sich eng an das wendische mit seinem großen Mittelherdraum an. Zweifelhaft ist es, ob der südwestliche, in den Kreisen Belzig, Jüterbog und Teltow vorkommende Speicher diese Ecklaube verursacht hat, oder ob sie von selbst entstanden ist. Für das erstere spricht wenig, für das andere viel, namentlich, daß zwischen beiden Gebieten eine zehn Meilen breite Zone liegt, in der der Speicher noch nicht nach-

¹⁾ Nach freundlicher Mitteilung von Prof. Dr. Jentsch in Guben.

gewiesen ist. Es scheint daher, als ob der Vorbau an wendischen Häusern — und vorwiegend in Dörfern mit einer Fischerbevölkerung (Murrith, Rädnitz, Pommerzig an der Oder, Behnau am Bober, Starzeddel an der Lubst, Burg im Spreewalde, nur Klinge und Tschernsdorf liegen nicht unmittelbar, aber in der Nähe vom Wasser) als eine selbständige Entwicklung anzusehen sei, die dann vielleicht unter dem Einfluß der westlichen Bauüberlieferung stellenweise zum vollständigen Speicher wurde.

Fassen wir noch einmal zusammen, was an dem wendischen Hause bemerkenswert ist: die große ungeteilte Stube, die stets in der Mitte gelegene „schwarze Küche“, die innige Verbindung dieser mit dem Stubenofen und das Bestreben, den Flur mitsamt dem Herdraum als die wichtigste Grundlage der Wohnung auch räumlich hervorzuheben, dann darf

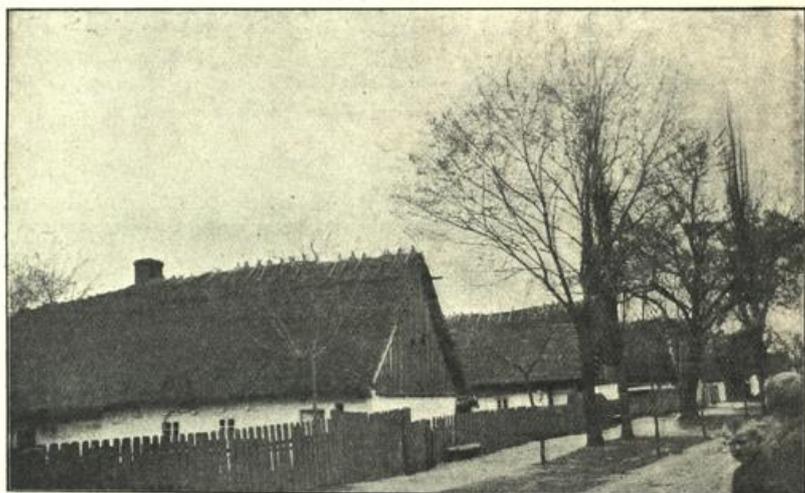


Abb. 58. Rädnitz (das mittlere Haus mit Ecklaube).

man dem wendischen Haus auch eine selbständige Stellung zubilligen. Demgegenüber schlägt das fränkisch-oberdeutsche Haus eine Entwicklung ein, die den Herd aus der engen Hülle des Schornsteins freizumachen und dem Herdraum einen stubenartigen Charakter zu geben sucht. Diese Küchensube ist nicht an die Mitte des Hauses gebunden, sondern rückt nach den Umständen an andere Stellen. Der Herd ist zwar in Verbindung mit dem Ofen, aber diese Verbindung ist mehr äußerlich und beschränkt sich oft auf die gemeinsame Benutzung des Schlotens, während die Feueröffnung in die Stube verlegt wird. Die große, von Vorder- zur Rückwand reichende Stube ist sehr selten, weil man ihr fast stets eine selbständige Kammer abzugewinnen weiß. Freilich sind die Abweichungen nicht derart, um ein durchaus selbständiges Haus anzunehmen, wohl aber gestatten sie, beide Typen auf eine gemeinsame Urform zurückzuführen, die weit hinter der erkennbaren Geschichte unserer Haustypen liegt, die vermutlich der Wiege der indogermanischen Kultur nahe steht.

Das Vorhallenhaus.

Neben den geschilderten Haustypen haben wir in Brandenburg noch einen weiteren, der mit keinem der anderen zusammenhängt, sondern für sich allein zu betrachten ist. Nach dem architektonisch hervortretendsten Merkmal hat man diesen Typus das Laubenhaus genannt. Er ist aber richtiger, sowohl nach der konstruktiven als auch nach seiner Entwicklung, als Vorhallenhaus zu bezeichnen. Seine Verbreitung ist hauptsächlich in der Neumark, sie hat hier aber besonders an der Oder ein dicht zusammenhängendes Gebiet, das nach Norden in das Pommersche, nach Westen in die Uckermark übergreift. Nach dem Osten wird die Verbreitung zunächst spärlicher, um dann über Westpreußen, wo besonders die Umgegend von Deutsch-Krone reich an solchen Vorhallenhäusern ist, mit dem etwas altertümlicheren Gebiet im Kreise Berent, im Süden mit dem posenschen zusammenzufloßen, das sein Zentrum in der Regeniederung bei Filehne hat. Alle diese Gebiete weisen in der inneren Einteilung Verschiedenheiten auf, die indessen den Typus nicht wesentlich umgestalten.

Die brandenburgischen Vorhallenhäuser zeigen deutlich, daß sie — im Vergleich mit den weiter östlich verbreiteten — eine jüngere Entwicklung des Typus darstellen. Die Giebelseite des häufig zweigeschossigen Hauses ist der Straße zugekehrt. Das Dach springt weit vor und wird von Pfeilern oder dicken Holzpfosten getragen, wodurch eine räumlich ganz bedeutende Vorhalle entsteht, unter der sich, meistens in der Mitte, seltener an der Seite, der Zugang befindet. Dieser öffnet einen Gang, der geradenwegs zu dem großen Herdraum führt und die Mitte des ganzen Hauses einnimmt. An den Seiten des Ganges und des Herdraumes liegen Kammern und Stuben; hinter dem letztgenannten zieht sich der Stall quer durch das ganze Haus. Der Herdraum selbst verringert sich nach oben zu einem Schlot, der häufig nur aus lehmverkleideten Brettern besteht, auf dem first aber mit einem gemauerten Schornstein endigt. Türen führen von dem Flur in den Herdraum und von diesem in den Stall. Auf den ersten Blick hat dieser Grundriß unverkennbar eine große Ähnlichkeit mit dem Dielenhaus. Wenn die Vorlaube durch Zubau oder durch Abbruch verschwunden ist, kann man überhaupt einen Unterschied zwischen einem alten Dielen- und Vorhallenhaus nicht mehr feststellen. Eine Identität beider Typen muß, wie sich das noch ergeben wird, abgelehnt werden. Dagegen hat bei der nahen Berührung zweifellos eine Beeinflussung dahin stattgefunden, daß das Dielenhaus den quergelegten Stall übernahm, als es sich aus dem Altjachsenhause zu seiner brandenburgischen Sonderstellung abwandelte. Auf der anderen Seite ist aber die Vorhalle etwas so Eigenartiges, daß sie um so weniger nur eine kleine örtliche Spielart darstellt, als sie konstruktiv mit dem ganzen Organismus des Hauses verwachsen ist. Nur eine lange Entwicklung kann sie mit dem Hause verbunden, nur ein gleichmäßiges Aufsteigen aus ganz bestimmten Vorstellungen heraus sie über ein weites Gebiet in fast derselben Ausgestaltung herangebildet haben. Daß das Haus sich von dem pommerschen und westpreussischen unterscheidet, liegt eben in der Berührung mit anderen Typen, die im Westen häufiger und einflußreicher war als im Osten. Während hier aber das Herkömmliche treuer bewahrt wird, ist bei uns mit dem Hause selbst auch im Innern manches verwischt und verändert worden. Wegen seiner Feuergefährlichkeit und vor allem wegen des großen Holzver-

brauches ist der alte Herd selten noch in Benutzung; man hat dann neben ihm einen neuen errichtet oder ihn in eine benachbarte Kammer gewiesen, die dann zur Küche wurde. Auch der Stall, der für Pferde, Rinder und Schweine bestimmt war, ist, da auch für diese Tiere ein gesonderter Stall errichtet worden ist, überflüssig geworden und in einen Schuppen oder Arbeitsraum umgewandelt worden. Es bezeugt eine große Viehzucht, wenn z. B. in einem Vorhallenhaus zu Zäckerick an der Oder (Abb. 59) einst 16 Kühe untergebracht waren, die mit dem Kopfe nach der Wand zu standen.

Die gewaltige Vorlaube hat einen praktischen Zweck nicht mehr, was als Beweis dafür dienen kann, daß sie ein recht hohes Alter besitzt. Zwar werden die „Läwinge“, „Löwinge“ oder „Vorläb“ dahin gedeutet, zum Unterfahren der Wagen oder (im Oderbruch) zum Trocknen der Tabaksblätter gedient zu haben. Dies sind aber nur Verlegenheitsgründe, um die fehlende Kenntnis zu verdecken; nur das ist sicher, daß die Vorlaube für einzelne Gewerbe recht vorteilhaft war, wie für Tuchmacher, Tabakbauer, Schmiede und vor allem für Gastwirte. Die beiden zuletzt Genannten haben denn auch die Vorlaube nach am treuesten bewahrt. Die dörfliche Schmiede wird sie wohl auch in Zukunft behalten, während der Gastwirt mit dem Aufhören des Fuhrverkehrs, der die Vorlaube (aber nicht den damit im Osten verbundenen Grundriß) weit nach dem Westen, bis an die Elbe getragen hat, sie bei Neubauten nicht mehr errichtet.

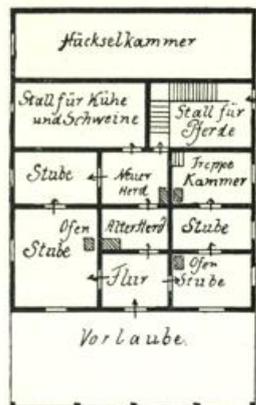


Abb. 59. Haus in Zäckerick.

größerer Veränderungen unterworfen worden, aber ohne dabei den Gesamtorganismus zu verwischen. Zumeist handelt es sich dabei um die Verlegung der Küche in einen Seitenraum, um die Umwandlung des Stalles in eine Remise und (in einem Fall) um die Fortnahme der Laube, wodurch das Haus allerdings arg verstümmelt wurde.

Selbst wenn man mit der größten Zurückhaltung an die Frage des Ursprungs der Laubenhäuser herantritt, wird man die weite östliche und nördliche Verbreitung nicht übersehen dürfen. Daß das alte nordische Haus ein einzelliges Herdhaus mit einer mächtigen Giebelvorlaube war, ist eine anerkannte Tatsache, die durch die in Norwegen noch erhaltenen Beispiele gestützt wird. Schwerer ist die ethnographische Stellung im slawischen Osten festzustellen, wo es verhältnismäßig selten vorkommt. Aber es leiten die volkstümlichen Namen auf einen germanischen Ursprung zurück.¹⁾ Wir müssen demnach die Vorhallenhäuser auf ein germanisches Vorbild beziehen, für das uns die Ausgrabungen

¹⁾ Polap, pulap, przylap = Laube. S. Jagić im Slawischen Archiv II, 215. Henning, Das deutsche Haus S. 83 führt auch belka, cwela und szahulce auf deutschen Ursprung zurück.

auf der Römerschanze bei Potsdam¹⁾ und Buch²⁾ auch die Beweise an die Hand geben. Es wird nicht zu weit gehen, unsere märkischen Vorhallenhäuser unmittelbar den Ostgermanen zuzuschreiben, nicht den Slawen, die den Typus nur übernommen haben. Wir würden damit aber ein nicht zu unterschätzendes Beweisstück in die Hand bekommen für das Zurückbleiben beträchtlicher Germanen während der Zeit der slawischen Übersutung. Welche Schlüsse sich sonst noch ziehen lassen, möge hier unerörtert bleiben. Man wird aber erkennen, daß die märkischen Bauernhäuser ein Stück Entwicklung bewahrt haben, das weit in die vorchristliche Zeit zurückgeht.

Die Vorlaube ist auch bei anderen Häusern zu finden, ohne hier jedoch eine typische Bedeutung zu gewinnen. Da es sich in den bisher festgestellten Fällen immer nur um Gasthöfe handelt, für die eine Vorlaube früher einen praktischen Wert besaß, so ist die Verknüpfung eines so in die Augen fallenden Bauteiles mit dem Langhause begreiflich (Abb. 60).



Abb. 60. Gasthof in Grünfeld.

Das städtische Haus.

Soweit das städtische Haus nicht eine kunstgeschichtliche Betrachtung erfordert, was im 4. Bande geschehen soll, gehört es in das volkskundliche Gebiet. Denn die typische Gebundenheit, die wir in den Dörfern treffen und die als Ergebnis einer vielhundertjährigen Volksgewohnheit entstanden ist, hat auch das städtische Haus in bestimmten Formen festgehalten. Das ist natürlich, weil die Kolonisten, die einst auf den Ruf der anhaltischen Fürsten unsere Städte besiedelten, ihre Lebens- und Wohngewohnheiten in diese übertrugen, nur mit dem Unterschiede, daß die räumliche Enge des Stadtgebietes bestimmte Forderungen an den Hausbau stellte, und daß für die Einwohner nur deutsche Elemente, nicht aber auch wendische in Betracht kamen. Damit schied das wendische Haus von vornherein aus. Der dem einzelnen zur Verfügung stehende Raum bedingte eine schmale, aber dafür tiefe Baustelle, die im Bedarfsfalle durch Aufsetzen eines oder auch mehrerer Stockwerke weiter ausgenutzt wurde. In der Regel sind die Baustellen in den alten Städten auf das typische Dreifensterhaus zugeschnitten. Sie zog dann weiter

¹⁾ Prähistorische Zeitschrift I S. 209.

²⁾ Ebenda II S. 371 und Monatsblatt der Brandenburgia. XVIII, 1909, S. 409.

die Giebelstellung des Hauses nach sich, die wir als die übliche in den alten Kolonialstädten finden. Erst später, als nach verheerenden Bränden und unter dem Einflusse der Landesherren manche Städte ein ganz anderes Straßensystem erhielten und auch andere wirtschaftliche Verhältnisse die durch die alte Ringmauer gebundene Bauordnung lösten, wurde, wie in Neu-Ruppin, Potsdam, Schwedt und anderen Städten, die Fünffensterfront beliebt, oder es trat durch die besonders nach dem Dreißigjährigen Kriege verbreitete Umwandlung des Giebelhauses in ein Langhaus eine fast unbeschränkte Zahl der Fenster auf, die dann freilich auch bei dem Ein- oder seltener Zweistöckerbau blieb.

Wenn also das Giebelhaus bereits durch den Stadtplan bedingt war, so hat doch die Herkunft der städtischen Kolonisten auch manche Eigentümlichkeit der heimischen Bauweise mit in die Stadt getragen, wobei aber zu beachten ist, daß Zuwanderer aus westlichen Städten bereits ein typisches Haus mitbrachten. Man kann aber trotzdem noch manche



Abb. 61. Haus in Niemege.

Beziehungen zwischen dem städtischen und dem bäuerlichen Hause der Umgebung aufdecken, da die Landwirtschaft auch für manche Stadt einen nicht unbedeutlichen Umfang besaß. Ein altes Haus in Niemege, das wohl in seinen Hauptteilen in die Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege zurückgeht, gibt eine Vorstellung von dem typischen Stadthaus mit alt-sächsischer Herkunft (Abb. 61). Das untere Geschoss ist ursprünglich mit Ausnahme eines kleinen, an der Straßenseite gelegenen, vermutlich für ein Gewerbe bestimmten Raumes eine ungeteilte Diele, von der aus eine Treppe in die höher gelegene Wohnung führte (Abb. 62). Dieser sächsische Dielenraum, der in den nördlichen Hansestädten eine gewöhnliche Erscheinung war, ist dann vom



Abb. 62. Fachwerkhaus in Perleberg.

17. Jahrhunderts an mehr und mehr zu Arbeits- und Wohnräumen umgewandelt worden; nur ein schmaler durchgehender Flur ist übriggeblieben. Es vollzog sich hier dieselbe Entwicklung, die vom Altsachsenhaus zum Dielenhaus geführt hat. Daß gerade dieses Haus so eng mit dem märkischen Handel und mit der Blüte der Hanse verknüpft ist, hat seine Ursache in den Vorteilen eines großen Dielenraumes und in der Unzulänglichkeit für eine städtische Landwirtschaft. Wo diese stärker hervortrat — nach dem Dreißigjährigen Kriege und in den Außenvierteln älterer Städte —, da genügte das schmale Grundstück für die Errichtung von Stall und Scheune um so weniger, als auch das Wohnhaus nicht geeignet war für diese landwirtschaftlichen Nebenräume. Man machte dann bei Neubauten lieber die Traufseite zur Hauptfront, wodurch eine Annäherung an den fränkisch-oberdeutschen Stil äußerlich zutage trat (Abb. 63 und 64). Aber auch in der inneren

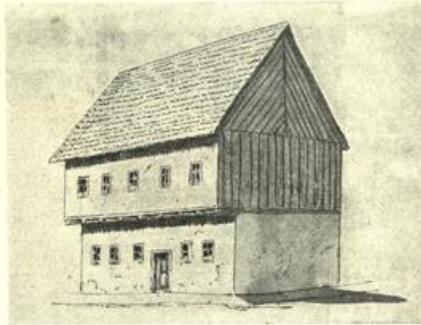


Abb. 63. Stadthaus in Baruth.

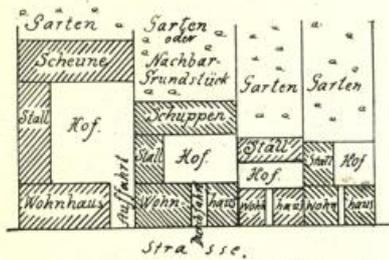


Abb. 64. Typische Anlagen städtischer Häuser in Treuenbrietzen.

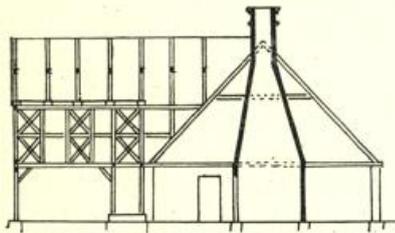


Abb. 66. Altes Stadthaus in Lenzen a. E. (Schnitt durch Vorlaube und Küche.)

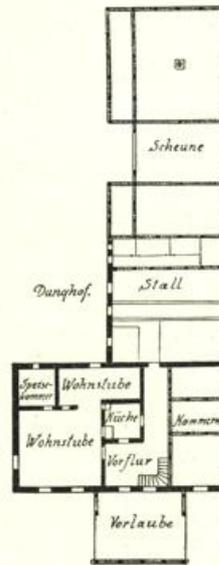


Abb. 65. Altes Stadthaus in Lenzen a. E.

Einteilung trat die — bewußte oder unbewußte — Anlehnung hervor, weil bei dem Aufgeben der Diele der ganze untere Geschossteil zu Wohn- oder Arbeitsräumen ausgenutzt wurde. Da entsteht dann ein Haus, wie in Lenzen a. E., das man keineswegs als eine Abwandlung des fränkisch-oberdeutschen betrachten darf, das aber

nichtsdestoweniger aus Gründen der Zweckmäßigkeit zu einer ähnlichen eingebauten Küche und zu beiderseitig dem durchgehenden Flur angegliederten Wohnräumen gelangt wie das erwähnte Haus (Abb. 65 und 66).¹⁾ In der Regel kommt man bei dieser Anlage mit vier bis sechs Fenstern aus, die den zweigeschossigen Häusern oft ein stattliches Aussehen geben. Erst der von den preussischen Königen, besonders von Friedrich dem Großen bevorzugte Palaststil ging darüber hinaus, ohne die fränkisch angehauchten Grundrisse wesentlich zu ändern.

Das mittelalterliche Giebelhaus fand im Südosten, der lange Zeit zu Schlesiens gehörte, eine von hier aus beeinflusste Sonderheit in den den Markthäusern vorgelegten Lauben (Abb. 67 u. 68). Sie bildeten einen völligen Umgang um den Markt, während sie

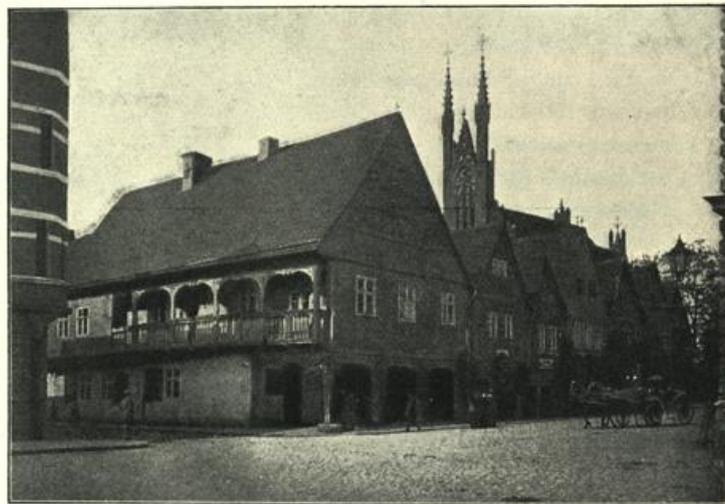


Abb. 68. Laubenhäuser in Schwiebus.

für jedes einzelne Haus eine Art von Vorhof waren, in dem die gewerblichen Arbeiten der Bewohner erledigt wurden. Eine Diele, wie beim sächsisch beeinflussten Hause, war an diesen Giebelhäusern nicht vorhanden. In der westlichen Mark gibt es heute zwar keine städtischen Laubenhäuser, doch sind sie wohl früher auch verbreitet gewesen. 1284 erteilen die Markgrafen Otto und Konrad ihren „treuen Bürgern in Ratenaw“ die Erlaubnis, die ihnen gehörigen Hausstellen mit Vorlauben vor den Häusern zu bebauen.²⁾

Aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts stammt eine andere Art von Häusern, die gewissermaßen Vorläufer von Kasernen waren. Es sind dies die sogenannten Reiterhäuser für Kavallerie, die im Untergeschoß die Ställe, im oberen Wohnungen für die Reiter enthielten. Solche gibt es noch in Belitz und Wusterhausen, während sie in Gransee, Kyritz, Lenzen u. a. verschwunden sind.

¹⁾ Nach Verhandl. der Berl. Ges. für Anthropologie.

²⁾ Riedel, Cod. Dipl. VII, 408.

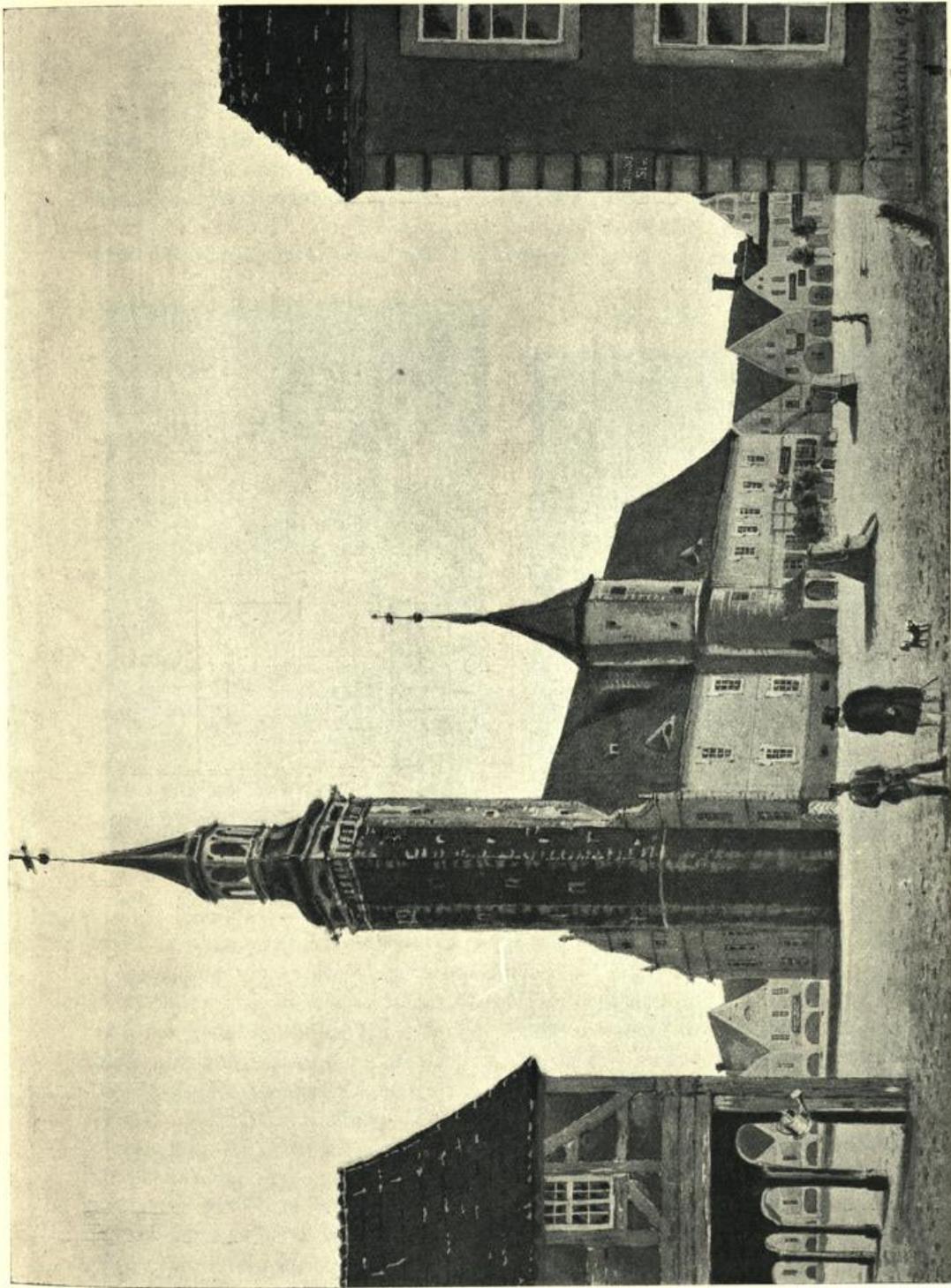
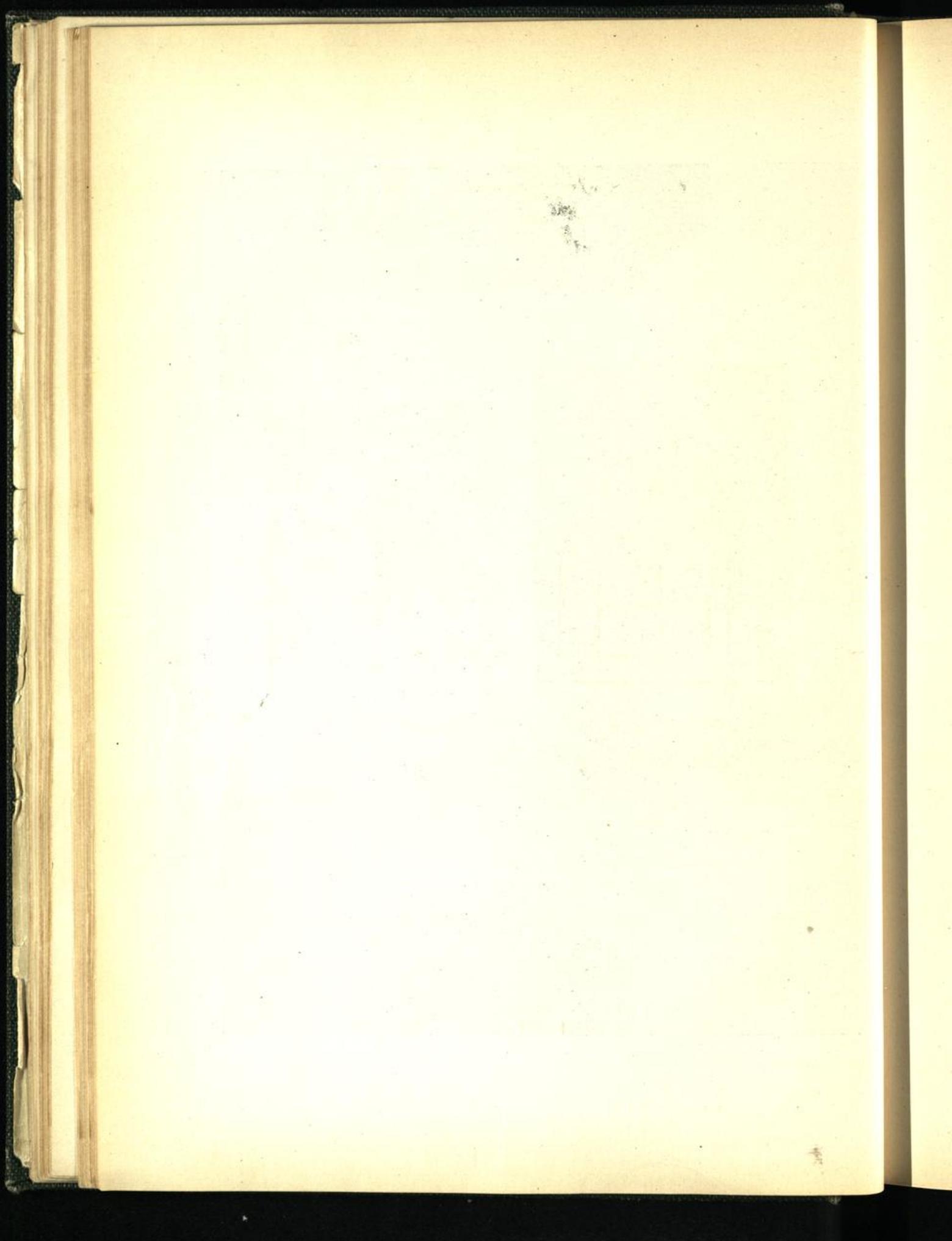


Abb. 67. Ehemaliger Markt in Züllichau mit Laubenhäusern.



Die Wohnung.

Die Küche. Von den einzelnen Räumen des Hauses erscheint verhältnismäßig am größten die Herdstelle, die in dem Maße zusammenschrumpft und unbedeutender wird, in dem sie sich der modernen Küche annähert. Noch vielfach erinnert in dem Bauernhause dieser Herdraum an die Urzeit, in der sich der Herd mitten in dem einzelligen Hause erhob. Mit der Abtrennung der Küche ist der schon vorher an die Seite gerückte Herd höher geworden und in feste Verbindung mit dem Stubenofen gebracht. Von der größten Bedeutung für die Entstehung der Küche war jedoch das Betreiben der Landes-

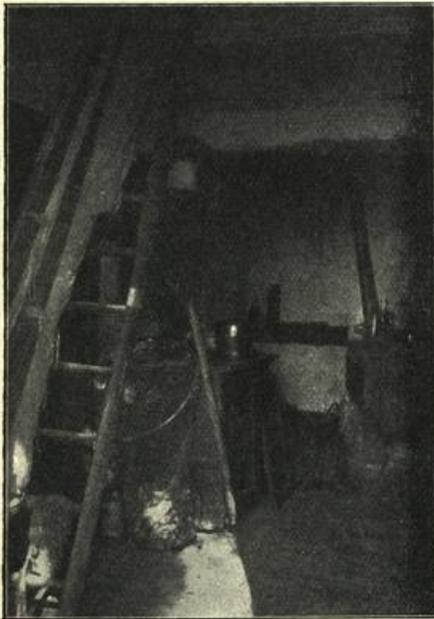


Abb. 69. Alte Küche in Geltow.
Aufnahme von Marie Goslich.

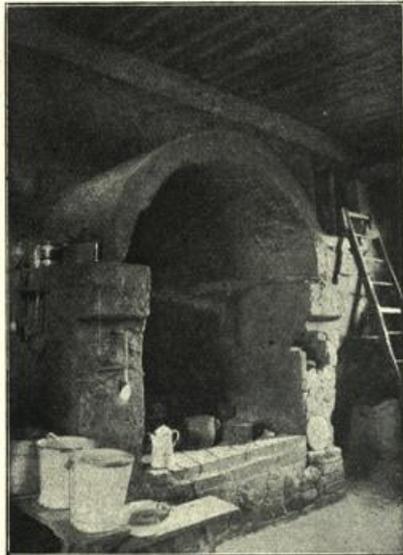


Abb. 70. Schwibbogen in Moor.
Aufnahme von P. Mauch e in Kenzen.

fürsten, die Häuser mit Schornsteinen zu versehen; denn seit der Rauch nicht mehr durch das ganze Haus ging, sondern durch einen Rauchmantel in den Schornstein und ins Freie geleitet wurde, war die Küche in ihren Grundlagen vorhanden. Der Rauchmantel, der mit seinen Fundamenten auf der Erde stand, bildete mit seinen vier Wänden bereits eine Küche. Sie brauchte nur mit einem Vorraum vereinigt zu werden, um sie den modernen Verhältnissen schon nahezubringen, wenn auch die ursprüngliche Bedürfnislosigkeit noch in mancher Bauernküche nachklingt (Abb. 69). Selbst in dem altsächsischen Hause, das seinem ganzen Organismus nach am meisten dem Schornstein widerstrebt, ist der letzte offene Herd schon seit Jahrzehnten in Brandenburg verschwunden. Dagegen ist der schon erwähnte Schwibbogen zur charakteristischen Herdform geworden, die in ganz Nordwestdeutschland verbreitet ist (Abb. 70). Sie ist gewissermaßen ein Kompromiß, um den offenen Herd in das zu einer Wohnküche gewordenen Flet hinüberzuretten. Denn immer

mehr zog sich dieser aus dem engen Verband mit der Stalldiele zurück und wurde mit der hinter ihm liegenden Wohnung zu einem besonderen Wohnteil. Noch fehlt die trennende Wand mit der Diele, aber schon werden die Seitenarme zu Gelassen abge sondert und das Flet selbst mit Möbeln versehen (Abb. 71). Den letzten Schritt, den Flet durch eine Mauer von der Diele zu sonderu und sie mit den Stuben zu einem großen Wohnkomplex zu vereinigen, hat man in Brandenburg erst seit zwei Jahrzehnten und sehr schüchtern gemacht.



Abb. 71. Flut mit zwei Schwibbogen in Mödlich.
Aufnahme von Photograph Zeißig in Perleberg.

Auch das wendische Haus widerstrebt noch einer Küche, obwohl die Abschließung des Herdraumes von dem Flur und seine Ummantelung mit den unteren Schlotmauern hier zeitlich ebenso früh, sachlich und ebenso folgerichtig von statten ging wie im fränkisch-oberdeutschen Hause. Das Hindernis entstand hier durch die eigenrümliche Gestaltung der Feuerstätte. Das deutsche Haus hat bis in die letzten Jahre hinein den Herd als Kochstätte bewahrt und demgemäß den Ofen an diesen Feuerherd angegliedert; das altslawische Haus aber strebte, soweit wir die Vorentwicklung an der Hand von Beobachtungen¹⁾ zurückverfolgen können, auf die Ausbildung des Koch-

¹⁾ Die wissenschaftliche Begründung dieser Entwicklung hat K. Rhamm in seinem großen Werke: Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde II. Abt., II. Teil, 1. Band gegeben, ein Werk, das zum ersten Male und gründlich das russische, im weiteren Sinne das slawische Haus der Forschung erschließt.

o f e n s. Das schloß auch bei den slawischen Häusern in Deutschland eine geringere Ausbildung der Küche ein. Sie ist, wie wir gesehen haben (S. 52), wohl vorhanden, aber sie diente bis in naheliegende Zeiten mehr als Räucherammer und zum Brotbacken als zum Kochen, für das in der Stube eine besondere Einrichtung vorhanden war. Wir kommen darauf noch zurück. Die Herdstelle, wie man diese, mit dem Schlot vereinigte Stätte wohl trotzdem nennen darf, hat daher im wendischen Hause selten die räumliche Ausdehnung wie im deutschen; sie läßt mindestens noch einen Durchgang durch den Hausflur zu, den das deutsche Haus zugunsten der Küche einschränkt oder aufhebt. Hier strebt eben alles der Küche zu, während in jenem der enge Schlot ein kümmerliches Dasein im Hause führt und ursprünglich nur im Sommer benutzt wurde. Mögen sich auch im Innern des Schlotes Übereinstimmungen finden, in der Tendenz zu einer großen Küche hat das deutsche Haus etwas, das es hoch über das wendische stellt.

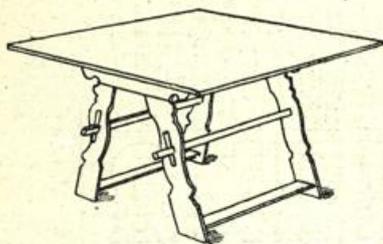


Abb. 72. Tisch aus Perleberg.

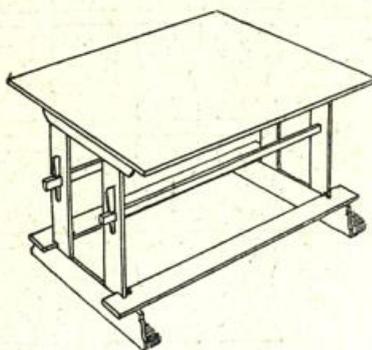


Abb. 73. Tisch aus Sifadel i. Spr.

Die Wohnstube. Auch bei der Wohnstube zeigt sich deutlich ein Einfluß der typischen Hausgestaltung, die mit Ausnahme des Vorhallenhauses in einzelnen Formen zum Ausdruck kommt. Im Altsachsenhause ist, der Dreiteilung des Vordertheiles entsprechend, auch der eigentliche Wohntheil gern, aber durchaus nicht ausschließlich, in eine größere mittlere Stube (Döns oder Dönse) und zwei schmälere Seitenkammern geteilt. Die eine dient als Schlafkammer für die Jugend, die andere oft als Wohnraum der Altsitzer. Die Bauernleute schliefen früher und bisweilen noch heute in der Döns, die zu diesem Zwecke an der einen, früher auch an beiden Seiten eine in die Wand eingerückte Bettstatt, einen Alkoven, hat. Er ist in der Regel mit Gardinen geschlossen. Die Fensterwand des Zimmers enthält zwei Fenster, zwischen denen entweder eine Lade oder ein Tisch steht. An der gegenüberliegenden Wand steht der Stubenofen, möglichst in der Nähe des rückwärts angelehnten Schwibbogens. Da überall moderne Möbel eingedrungen sind, haben sie das feste und mit Olfarbe gestrichene Mobiliar der Vergangenheit verdrängt; nur die Standuhr, die gern neben dem Ofen steht, gehört noch oft zu dem älteren Hausrat. Im fränkisch-oberdeutschen Hause, das in kleineren Verhältnissen vielfach beliebt war, ist das Wohnzimmer nicht groß, ein Fenster nach der Trauf-, zwei Fenster nach der Giebelseite oder auch umgekehrt. Den gedielten Fußboden bedeckt, namentlich am Fläming, noch

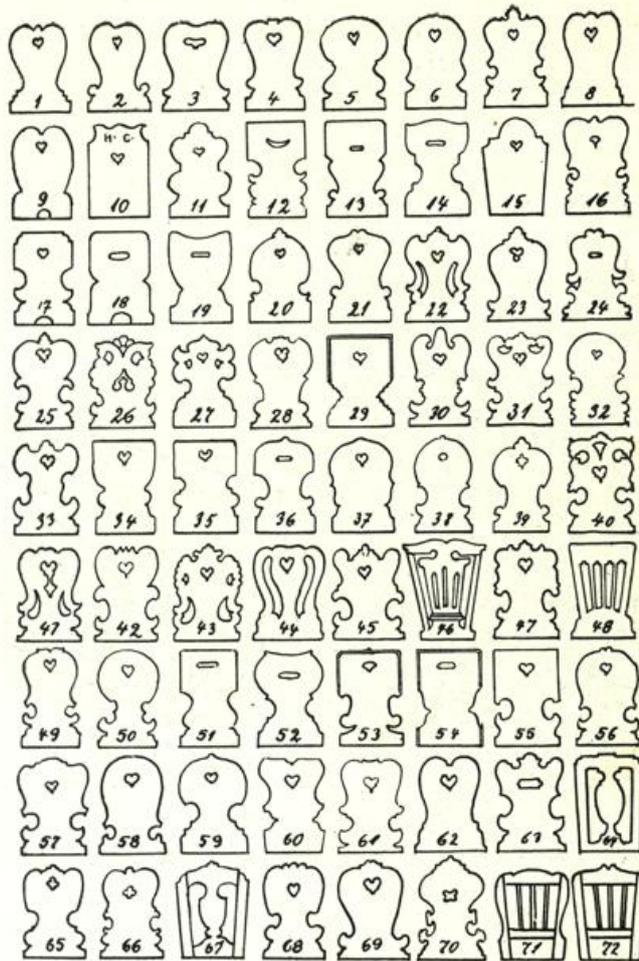


Abb. 74. Hölzerne Stuhllehnen.¹⁾

häufig der weiße Sand. Wo die Möbel noch nicht ganz modern sind, bestehen sie aus Tannen- und Kiefernholz, dessen gelblicher Farbenanstrich durch jahrelanges Abseifen fast restlos verschwunden ist. Die Wände sind durch Schablonenmalerei geschmückt,

¹⁾ Wendisches Gebiet: 1, 2 Liederfahle, 3, 4 Pitschen, 5 Colpin, 6 Schöna, 7—9 Rade-
witz, 10 Brestau, 11, 12 Linderode, 13 Wendisch-Drehna, 14 Eugau, 15 Rissen, 16 Mohfan,
17 Wandern, 18, 19 Kutschlau, 20 Stenzig, 21, 23 Byhlegure, 22 Jüllichau, 24 Alt-Klemzig.

Nördliche Mark: 25 Garz, 26 Stolzenhagen, 27, 28 Sarnow, 29, 30 Vehlesanz, 31 Möd-
lich, 32 Reetz, 33 Seehausen, 34—36 Warnow, 37, 38 Himmelpfort, 39 Heiligengrabe, 40, 46
Vertikow, 41 Stegelitz, 42 Pessin, 43 Jückerick, 44, 45 Schmölln, 47 Knackstädt, 48 Pozlow.

Nuthe-Nieplitz-Niederung: 49, 50, 52 Luckenwalde, 51 Jachzenbrück, 53 Lübnitz, 54,
61, 64 Schlamman, 55 Genshagen, 56 Bergholz, 57 Postbrücke, 58 Nischel, 59 Gömnick, 60 Belzig,
62 Dallgow, 63, 65, 66 Linthe, 67 Krähnepuhl, 68, 69, 71, 72 Kemnitz, 70 Jühlsdorf.

während die Decke und der Unterzugsbalken einfach geweißt bleiben. An Möbeln sind ein viereckiger Tisch, hölzerne Stühle (Abb. 72—74), eine Bank am Ofen, das mit dicken Betten hochgetürmte Bett und eine Schwarzwälder Uhr vorhanden. Mit der Kommode, die fertig bezogen wurde, zogen Gardinen vor etwa zwei Menschenaltern ein, die wohl der Anfang für die moderne Bauernstube mit ihren rot- oder gelbpolierten Möbeln waren. Bilder, unter denen selten Photographien aus der Militärzeit fehlen, bedecken die Wände. Andere stellen Mitglieder des Herrscherhauses oder geschichtliche Szenen aus den Kriegen des 19. Jahrhunderts vor. Auch gestickte fromme Sprüche sind vorhanden. Der Kleiderschrank ist meistens in die Kammer gewiesen, in der sich vorzugsweise Betten befinden. Vereinzelt findet man auch noch alte eichene Eaden.

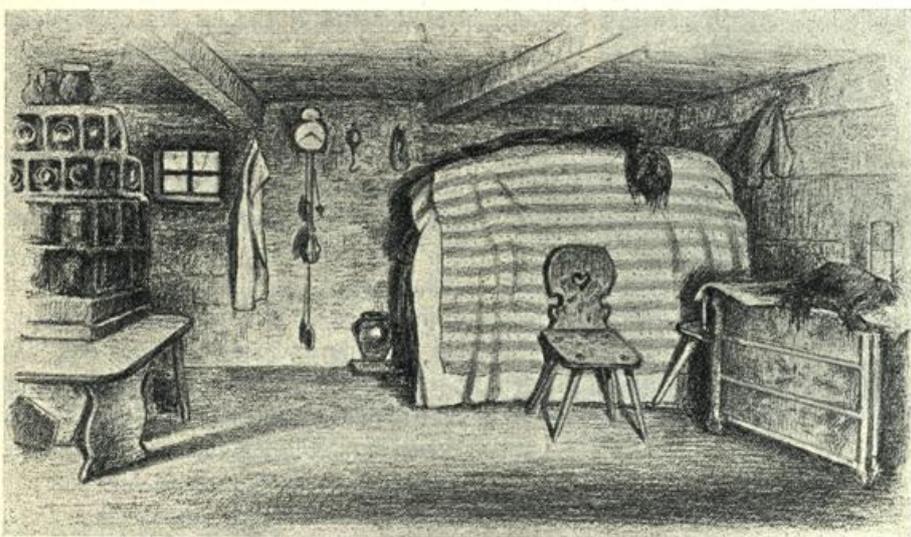


Abb. 75. Stube aus Burg i. Spr.
Nach einer Zeichnung von Willibald von Schulenburg.

Farbenfreudiger ist das wendische Wohnzimmer mit dem blau oder dunkelgrün gestrichenen und blumenbemalten Möbeln, unter denen das Himmelbett eine hervorragende Stellung einnimmt. Die Wohnstube (Abb. 75) ist zum Teil auch Wohnküche, denn neben dem Flurherd ist auch in der Stube ein Herd, der sich als eine kastenförmige Vertiefung in der Wand befindet und durch Türen verschließbar ist. Unter ihm befindet sich eine zweite Öffnung für Feuerungsmaterial, in kleinen Wirtschaften wohl auch für Federvieh bestimmt. Der eigentliche Stubenofen steht daneben und hat zwischen sich und der dem Fenster abgewendeten Seite einen großen Zwischenraum, die auch im deutschen Hause bekannte „Helle“. In der Regel ist der Ofen aus Kacheln, in älteren Häusern aus schüsselförmigen Hohlkacheln. An seiner Schmalseite ist die Feueröffnung, darüber liegen ein bis zwei Wärmeöffnungen. Da er auf den der Stube zugekehrten Seiten mit einer Bank umgeben ist, und der Aufbau, um Töpfe aufzustellen, sich stufenförmig verjüngt, so macht der Ofen oft einen pyramidenartigen Eindruck. Der Rauch

wird nach dem Flurschlot abgeleitet, dagegen ist der Ofen, wie im deutschen Hause häufig, aber nicht immer von der Stube aus heizbar. Von dem Badeofen, der ursprünglich Ausgang des slawischen Ofens ist, und sich in Rußland und Polen noch erhalten hat, sind nur noch wenige Spuren in Brandenburg vorhanden. Ein altes Insthaus in Neuendorf bei Lübben (Abb. 76) zeigt zwischen Ofen und der trennenden Schlotwand noch einen niedrigeren Lehmaufbau, der vielleicht die letzte Erinnerung an diese Vorentwicklung ist. Sehr verbreitet sind ein offener Geschirrschrank, der in der Nähe des Ofens aufgestellt ist, und ein unter der Holzdecke angebrachtes Wandbrett für denselben Zweck. Heute ist der Zimmerofen einfacher und kleiner geworden und näher an die Wand gerückt, wodurch die mollige „Helle“ mehr und mehr verschwindet. Man hat in ihr eine Erinnerung an die ehemalige Heiligkeit der Feuerstelle — ob mit Recht, sei dahingestellt — erkennen wollen; jedenfalls ist er, der mit Ausnahme des alt-sächsischen Hauses überall in Brandenburg bekannt war, häufig der Ort wendischer Sagen.

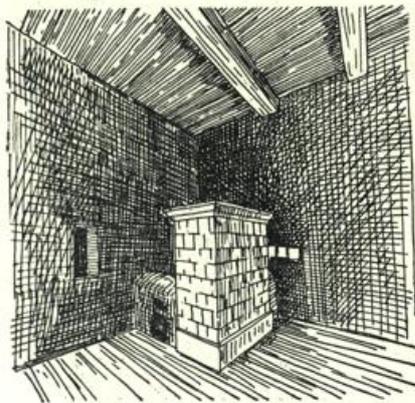


Abb. 76. Wendischer Ofen in Neuendorf.

Das von dem Wohnzimmer abgetrennte kleinere Zimmer, das in slawischer Gegend nur unvollkommen geschlossen ist und in der Regel auch keine Heizvorrichtung hat, dient entweder zum Schlafen oder zur Ablage von Gegenständen, während das Gesinde eine dürftig ausgestattete Kammer auf der anderen Seite des flures hat. Der Pferdeknecht begnügt sich wohl auch mit einer Bettlade in dem Pferdestall. Da der Bauer einen Widerwillen gegen hochgelegene Wohnräume hat, so ist der Bodenraum sehr selten zu Schlafstätten ausgenutzt. Dieser Boden, zu dem von dem flur aus eine steile

Treppe führt, hat im Havellande früher die Bezeichnung „Bohne“ oder „Bühne“ geführt, was auf die niederdeutsche Heimat der Kolonisten zurückleitet. Dahin deutet auch die Bezeichnung „Weesten“ für den Winkel zwischen Dach und Boden, der aus dem Westhaveland (Strodehne) belegt ist. Dagegen dürfte das Wort Dönse, Dörnze, Turniza,¹⁾ das im 15. Jahrhundert sogar im Schlosse zu Berlin²⁾ vorkommt, aus dem Slawischen stammen und einen heizbaren Raum bedeuten.

Für die abendliche Beleuchtung genügte früher ein Leuchtpahn, den sich jeder mit einem dazu bestimmten Messer selbst zurechtschnitt. Später ist diese ursprüngliche Beleuchtung von dem Ölleuchter, dem Krüsel, verdrängt worden, der sich noch bis in das 19. Jahrhundert hinein erhalten hat. Die selbstgezogene Kerze hat im Bauernhause nur für eiserne Stallaternen Verwendung gefunden.

¹⁾ K. Rhamm, Beiträge II. Abt., II. Teil, 1. Buch, S. 92 und Jellinghaus, Globus 82, S. 241.

²⁾ Riedel, Cod. dipl. I, 374. Im Statut des Dorfes Bredow von 1541 heißt es: „Es soll auch Niemand's sein Korn und Heu auf die Dornsen Bohne oder im Hause niederlegen.“ Bär X, 1884, S. 239.

Die äußere Gestaltung.

Neben Ziegel und Holz kommt der Granit als einheimischer Baustoff nur wenig in Betracht. Zwar nennt der märkische Chronist Leutinger in seiner Topographie auch Bruchsteine als Baumaterial, aber er kann sich dabei nur auf städtische Bauwerke bezogen haben, wenn er sich äußert: „Die Häuser der Reichen baut man aus Ziegeln oder Bruchsteinen, Mörtel und Holz; letztere auch niedriger. In der Mittelmark deckt man sie mit Ziegeln oder Schiefer; sowohl des besseren Aussehens, als der geringeren Feuergefahr halber; in der Lausitz und im Crossenschen mit Schindeln, was in letzterer Hinsicht weniger sicher ist. In der Uckermark, sowie in der alten und neuen Mark sind Strohdächer die Regel.“ Das gibt ein Bild, das im großen ganzen auch noch heute zutrifft. Den Bruchstein verwendet erst die Gegenwart reichlicher in den Gebieten der Endmoränen, aber sie beschränkt sich mit wenigen Ausnahmen auf die Wirtschaftsgebäude.

Der Backstein hat, mit Ausnahme der Dörfer in der Lenzener Wische (Abb. 77 und 78), erst im 19. Jahrhundert eine steigendere Verwendung gefunden. Nachdem er eine Zeitlang fast allein als zeitgemäßer Baustoff galt, ohne zu einer künstlerischen Gestaltung beizutragen, ist er neuerdings unter dem Widerspruch der führenden Baukünstler zurückgetreten zugunsten des Putzbaues, der anscheinend



Abb. 77. Altfachsenhaus in Unbefandten (Rückseite).

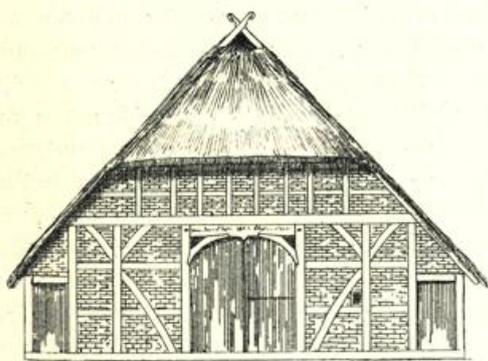


Abb. 78. Groß-Wooß.

für die äußere Gestalt der Ortsbilder von wesentlichem Einfluß zu werden verspricht. Als Füllmaterial bei dem Fachwerk ist der Backstein nur vereinzelt zu finden; dagegen hat der an der Luft getrocknete Lehmziegel, der früher im Hausbetriebe hergestellt wurde, im Süden und Osten reichlich Verwendung gefunden.

Das Hauptmaterial ist das Holz gewesen; solange noch reichlich Eichenwälder vorhanden waren,

benutzte man dieses unverwüßliche Material, seitdem sie spärlicher wurden, tritt die Kiefer an seine Stelle. In der Anwendung zeigt sich indessen nach den Landesteilen ein großer Unterschied. Der Westen und Norden bevorzugt, wie es bereits Leutinger ausdrückt, Lehm und Holz, der Osten und teilweise auch der Süden den Block- und Schrotbau. Freilich ist seine Herrschaft nicht unbestritten, denn sie muß sich auch das

fachwerk gefallen lassen, das wohl von deutschen Kolonisten eingeführt wurde. In deutschen wie in slawischen Gegenden werden die Gefache dadurch hergestellt, daß zwischen den Pfosten und Riegeln Holzschelte senkrecht eingemutet werden, die mit Strohflechten durchflochten werden und den Lehmputz tragen. Auf deutschem Gebiete wird die Putzschicht geweißt, auf slawischem — es kommt das besonders an den Wirtschaftsgebäuden zum Vorschein — wird sie mit einer mehrzinkigen Kelle mit einem Netz von wellenförmigen Linien versehen, die an das charakteristische Wellenornament der wendischen Keramik erinnern.

Beide Bauarten beschränken sich auf das Untergeschoß, während der Giebel immer mit Brettern verkleidet ist. Bei dem deutschen Fachwerk, das übrigens in der Anwendung des Holzes durchaus nicht sparsam ist, sind die Bretter senkrecht angebracht, beim slawischen hat sich eine ganz charakteristische Anordnung herausgebildet. Bis zur Mitte des Giebels stehen die Bretter senkrecht; die oberen und unteren Abschlusslinien werden dann durch schräge Schutzbretter hervorgehoben, und die obere Dreieckshälfte wird schließlich mit Brettern benagelt, die parallel der Dachschräge laufen und in der Mitte zusammenstoßen. Es entsteht auf diese Weise ein äußerst wirkungsvoller Giebelschmuck, der durch die Fugenleisten noch mehr hervortritt. Das ist ein ganz eigenartiges Giebeldreieck, das vereinzelt den Giebel mit schrägen Linien überzieht (Abb. 52), und das wohl aus der Konstruktion hervorgegangen ist.¹⁾ Dieses so eigenartig ausgestaltete Giebeldreieck kehrt überall wieder, wo einst slawische Stämme gewohnt haben und zeugt dann, wenn Sprache, Sitte und Tracht längst entschwunden sind, noch immer von ihrer einstigen Herrschaft.

Bei dem deutschen Fachwerk wird das Holz durch rote oder mehr noch durch schwarze Farbe hervorgehoben, während der slawische Blockbau auf die Farbe verzichtet. Schutzdächer sind sowohl dem wendischen wie dem deutschen Hause eigen und sind über den Fenstern, Türen und am Giebel angebracht. Bei ersteren finden sich auch Läden, die von außen zuklappen und ein Lichtloch in Gestalt eines Sternes oder einer konventionellen Tulpe haben. Verschiebbare Läden, die in Thüringen häufig sind, hat nur das Haus der Lenzener Wische. Es liegt in dem Organismus des alt-sächsischen Hauses, daß es einen zweiten Stock ausschließt. Sowie es aber diesen Organismus ändert, wie in den Gebirgsgegenden des südlichen Hannover oder in Brandenburg bei den Dielenhäusern, zeigt es auch die Neigung zu einer Erhöhung. Schon im Kreise Ruppin kann man dies beobachten; in der Nuthe-Nieplitz-Niederung ist ein oberes Halbgeschoß sogar zu einer bestimmenden Regel geworden.

Gegenüber der deutschen Fachwerküberlieferung, die technisch auf einer sehr hohen Stufe steht und große Entwicklungsmöglichkeiten bietet, ist der slawische Block- und Schrotbau verhältnismäßig einfach und wohl auch im Hausbetriebe geblieben. Der Blockbau, bei dem die viereckig oder rundlich behauenen Balken schwalbenschwanzartig verbunden sind, ist auf das Wohnhaus beschränkt geblieben, während die Wirtschaftshäuser gern im

¹⁾ Das deutsche Haus hat zumeist keinen Firstbalken. Dagegen scheint das altslawische einen gehabt zu haben, der im Giebelfelde von einer senkrechten Stütze getragen wurde. Diese Stütze gibt den Brettern Halt, die aus diesem Grunde diagonal angeordnet wurden, und daher jenes schräge Muster entstehen ließ.

Schrotbau errichtet wurden. Es sind also recht einfache Elemente, die gerade dadurch dem slawischen Bau etwas sehr Alttertümliches gegeben haben, die indessen durch ein sehr merkwürdiges Baugerüst bereichert sind. Nicht selten hat die Blockwand mehrere aufrechte Pfosten, die durch schräge, oft ausgeschnittene Kopfbänder mit Querbalken verbunden sind. Erst dieser trägt die Oberschwelle und das auf ihr ruhende Dach (Abb. 79 u. 80). Was liegt bei dieser wirkungsvollen Konstruktion näher als die Annahme, daß sie der Rest einer ehemaligen Vorlaube sei!¹⁾ Und doch ist sie kaum etwas anderes als eine Entlastung der Blockwand, die sogar nicht einmal slawisch ist, sondern vermutlich von deutschen Handwerkern nach dem Osten getragen wurde. Für diese Herleitung spricht die Anwendung an dem 1579 erbauten Rathause zu Schwalenburg in Hannover und ihre Verbreitung in Thüringen, Niederbayern, Böhmen, Schleswig, Ostpreußen, Posen



Abb. 79. Haus in Lehde mit Entlastungspfosten.

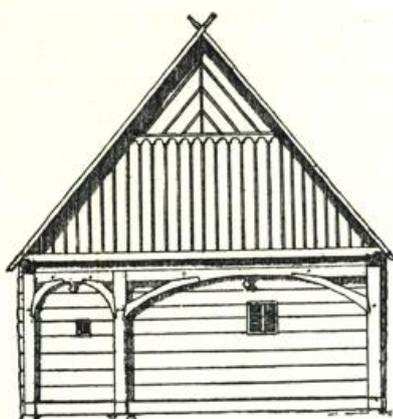


Abb. 80. Strado.

und Schlesien, wo sie stets vereinzelt, nie in typischer Allgemeinheit erscheint. Gegen die Herleitung aus dem Vorhallenhaus spricht die Tatsache, daß die so konstruierten Häuser nie einen Giebeleingang haben, und die andere, daß die Konstruktion zwar oft an der Giebelseite erscheint, aber auch an den Langseiten zu finden ist, ja selbst an den inneren Hauswänden vorkommt. Es kommt vereinzelt in Ostpreußen, wo die Pfosten zudem häufig reich geschmückt sind, vor, daß sie von der Wand etwas abgerückt sind; aber dieser kaum einen Meter große Abstand wird nur als Lagerplatz für Brennholz, nie als Unterschlupf für den Bewohner benutzt.

Einst deckte auch das Stroh oder Schilf die meisten der märkischen Bauernhäuser. Sie verschwinden zusehends und mit ihnen eine Technik, die mit den einfachsten Mitteln recht wirkungsvolle Formen hervorbrachte. In der Leuzener Wische ist der Walm noch üblich wie im benachbarten Hannover. Er schrumpft aber etwas zusammen und wird, um den

¹⁾ Ich selbst habe in meiner ersten Veröffentlichung (Archiv der Brandenburgia I, S. 117) diese Vermutung ausgesprochen, muß sie aber heute auf Grund einer vollständigeren Kenntnis unserer östlichen Bauweisen zurücknehmen.

Schlagregen vom Giebel fernzuhalten, in bogenförmiger Gestalt über diesen vorgezogen (Abb. 24). Die dem Winde ausgesetzten Giebelkanten des Daches werden durch Windlatten geschützt oder wie in der Lausitz durch eine Strohummantelung, bei der der Holzziegel anscheinend als Vorbild gedient hat. Ganz besondere Sorgfalt erfordert natürlich die Firstbindung, die durch wagerechte Latten und sorgfältig gebundene Strohschrauben erreicht wird, die aber auch durch kreuzweis miteinander verbundene Holzfloßen „Scheren“ genannt, oder auch durch einen zweiten aber kürzeren Strohmantel ersetzt wird (Abb. 54 u. 57). In zierlicher Weise ist diese Bindung in Mäddlich durch ein Gestell von Holzflämmern hergestellt, die teils mit wagerechten Latten, teils mit einer den ganzen First begleitenden oberen Abschlußlatte in Verbindung stehen.

In wendischen Gegenden war, wie schon Leutinger hervorhebt, das Schindeldach gebräuchlich, das jedoch heute auf Kirchen beschränkt ist. Was der genannte Schriftsteller von Schiefer berichtet, kann sich nur — und das ist auch eine Ausnahme — auf städtische Häuser beziehen. Ein geschiefertes Dach in einem gebirgslosen Lande wie Brandenburg würde den, für die bodenständige Gestaltung so empfindlichen Bewohnern doch wohl etwas seltsam vorgekommen sein. Auch der markige Holzziegel, der auf den städtischen Gebäuden — freilich noch bis ins 19. Jahrhundert hinein — im Kampfe mit dem Strohdach — eine immer größere Anwendung fand, fehlt den älteren Bauernhäusern, weil die Technik des Bindens den Bauern geläufig, die Anschaffung der Ziegel jedoch zu kostspielig war, um sie auf dem Lande zu verbreiten.

Das Giebelzeichen.

Nach der landläufigen Meinung, die auch wissenschaftlich zu begründen versucht wurde, ist das Giebelzeichen eine uralte Erinnerung an das Heidentum. Bei einer nüchternen Betrachtung namentlich des reichen Materials, das heute aus allen Gebieten Deutschlands vorliegt, wird man sich solchen Schlüssen zunächst noch abwartend gegenüber verhalten müssen, obwohl die gekreuzten Giebelpferde auf vielen alt-sächsischen Häusern eine Beziehung auf Wodans heiliges Roß nahelegen. Die Entdeckung einer Hausurne mit Andeutungen von Pferdeköpfen an der Traufe und auf dem First¹⁾ schien diesen Schluß zu unterstützen. Aber, abgesehen von der durchaus zweifelhaften Erklärung dieser Formen als Pferdeköpfe, wird man auch aus technischen Gründen eine solche Folgerung abzulehnen haben, wenn man dabei auch auf eine liebgewordene Vorstellung verzichten muß. Da das Zeichen mit der Konstruktion des Daches in Verbindung steht, so ergibt sich anscheinend die Gewißheit, daß es erst verhältnismäßig spät aufgekommen ist. Das ältere Strohdach ist sowohl bei den, freilich nicht ganz beweiskräftigen Hausurnen wie auch an den primitiven alt-sächsischen Bauernhäusern am Giebelende abgeschrägt und bietet keinen Halt für die Anbringung der gekreuzten Bretter. Erst durch die Aufrichtung des Walmes und seine Umwandlung in eine senkrechte Giebelfläche, die kaum vor dem 16. Jahrhundert erfolgt sein wird, ist das Giebelzeichen konstruktiv notwendig geworden.

¹⁾ Verhandlungen der Ges. f. Anthropologie 1892, S. 328. Zeitschr. des Harzvereins 1892, S. 224—235.

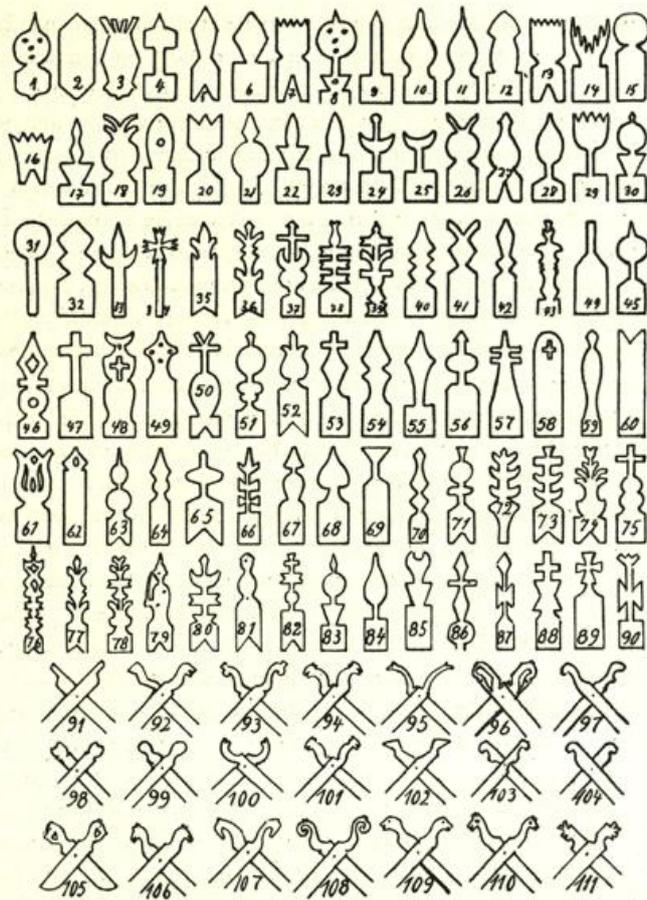


Abb. 81. Siebelzeichen.

1, 7-10, 85 Catz'g Am., 2, 3 Bärfelde Am., 4 Bernstein, 5, 6 Breitbrück, 11-13 Brügge, 14 Deeh, 15 Gr.-Kreuzberg, 16 Gr.-Mandelkow, 17 Eichwald, 18 Clausdorf, 19 Krining, 20-23 Mäckenberg, 24-26 Neuenburg, 27 Neuhaus, 28 fs. Schmiedelbrück, 29 Wuckensee, 30 Altenfließ, 31-34 Gusch, 35 Schwaneberg, 36, 37, 39-42, 41 Lorenzdorf, 38 Sechow, 43 Jantsch, 45 Granow, 46, 56, 57 Jäderick, 47 Neu-Wustow, 48, 49, 58 Jädisendorf, 50 Hohenkräniz, 51 Zichow, 52, 53 Butterfeld, 54, 55 Nästschin, 1-159 Bürger-Kaupen, 60, 62 Sechow, 61 Schmölln, 63 Eichbruch, 64-67 Udr. Wuzow, 68 Fangschleuse, 69 Pfaffendorf, 70, 87 Granow, 71 Tempel 72, 73 Schülow, 74, 78 Dechsel, 79, 81 Cladow Am., 80 Kutz, 82, 88 Jorndorf, 83, 84 Friedeberg Am., 86 Genshagen, 89 Wechow, 90 Kunersdorf, 91 Lugaun, 92 Rudow, 93 Byhlegure, 4 Schönfließ, 96 Seien, 97, 103 Seehausen, 98 Bagohmühle, 99 Gr.-Wachenow, 100 Mesehof, 101 Summit, 102 Fahlenhorst, 104 Below, 105, 106, 108, 109 Möblich, 107 Kl.-Wachenow, 110 Pröttlin, 111 Krielow.

Dem dadurch sind die Giebelkanten des Strohdaches, die vordem nicht vorhanden waren, den Angriffen des Windes preisgegeben. Um sie zu schützen, hat man sie vereinzelt mit Strohmuffeln an den Endsparren gebunden oder ein besonderes Schutz Brett, Windbrett oder Windrispe (Abb. 52 u. 54) angebracht, das sich über dem First mit seinem Gegenbrett kreuzte und zu einem Tierkopf ausgesägt wurde. Da selbst das sogenannte Eulenloch, eine Rauchöffnung unmittelbar unter dem First des Walmdaches, durch Strohbündel hergestellt war, so lag gar keine Veranlassung für hölzerne Kreuzbretter vor.

Es steht damit im Zusammenhang, daß das Siebelzeichen ursprünglich ein senkrechter Pfahl war, der zuerst in Stroh gebunden, später in Holz gebildet wurde und sich dem Walm leicht aufstecken ließ.¹⁾ Als hölzerner Pfosten — nicht als Brett! — ausgebildet wird es am senkrechten Siebel ein wirkungsvolles Wahrzeichen (Abb. 81), das mitten im Gebiete des Altsachsenhauses, zwischen Weser und Haase in Havelland, im westlichen Hannover und in der Altmark, im nordwestlichen Brandenburg vereinzelt auftritt und dadurch in die sonst unbefruchtete Herrschaft des Sachsenrosses bedeutende Enklaven schafft. Östlich der Oder erscheint der Pfahl als senkrechttes Brett, das der Phantasie Gelegenheit zu mancherlei Darstellungen bot. Die ungeheure Verbreitung dieses Siebelbrettes (Holland, Hannover, Friesland, Schleswig, Schwarzwald, Tirol, Ostdeutschland), die dem der gekreuzten Windrispen mindestens gleich ist, beweist zur Genüge sein hohes Alter.

Man muß annehmen, daß die senkrechte Siebelverzierung älter ist als die der Siebelpferde und ihre Abwandlungen. Wirkliche Pferde sind eigentlich nur in den Ländern des welfischen Herrscherhauses und ihren Grenzgebieten, in Brandenburg nur in der Westprignitz, zu finden. Das spricht um so mehr für eine Herleitung aus dem welfischen Wappen mit seinem Ross, als auch Abbildungen, die vor dem 17. Jahrhundert entstanden sind, ein solches Siebelzeichen nicht zeigen, und als Beispiele für die Beeinflussung der Kunst durch ein Wappen, mehrfach nachzuweisen sind.²⁾ Wenn man in Brandenburg nach dem Gegenstand der Darstellung fragt, dann erhält man wohl vereinzelt ein Pferd als Antwort, das leicht durch literarischen Einfluß in den Vorstellungskreis des Volkes gekommen sein kann, daneben aber auch einen Hund oder einen Hasen nennen. Diese Unsicherheit, die mit der schwankenden Darstellung selbst im Einklange steht, bezeugt zur Genüge, daß von einer eingewurzelten Überlieferung nicht die Rede sein kann. Bei den spirallig geschnittenen Siebelzeichen des Spreewaldes (Abb. 81^{ss}) wird der Hahn als Sinnbild angegeben, der übrigens auch außerhalb dieses Gebietes (Groß-Glienicke bei Potsdam, Stenzig bei Drossen, Mödlich bei Lenzen) erscheint. Daß daneben vereinzelt auch wirkliche Pferdeköpfe vorkommen (Lagow N. N. Dechsel bei Landsberg a. W.), beweist für die mythologische Deutung ebensowenig wie das vereinzelt auftauchende im inneren Rußland, wo diese Beziehungen fehlen. Daneben kommen in Brandenburg rein ornamentale Bildungen vor, die kaum noch als Nachbildungen von Tieren anzusprechen, die aber doch wohl als Verkümmern solcher Vorbilder zu betrachten sind.³⁾ Nicht selten trifft man auch verschiedene Sinnbilder an demselben Hause an, von denen das eine wohl eine ungenaue und nachträgliche Ergänzung sein wird. Die Gruppe der Siebelbretter geht nicht auf Tierbilder zurück, sondern ist aus Blumen, geometrischen Gebilden wie dem Kreis, dem Stern oder aus dem Kreuz entwickelt. Vielleicht ist hier und da auch ein altes Hauszeichen unter der Form verborgen. Bei einzelnen Siebelzeichen der östlichen

¹⁾ Siebelspieß, auf Fehmarn: Brant, dänisch: Husbrand, altnordisch: Brandr, plattdeutsch: Bram genannt, dient zur Versteifung der Endsparren, wenn das Dach zum Schutze gegen den Schlagregen über den Siebel hinaustritt.

²⁾ z. B. der Doppeladler als Wahrzeichen des alten Reiches, die Bourbonen-Lilie u. a.

³⁾ Demgegenüber ist auch der Versuch nicht selten, bei Neubauten den bekannten Pferdekopf wieder herzustellen. Ich selbst habe auf Wunsch die Zeichnungen für einen solchen geliefert, der jetzt den Stall des Pfarrhauses in Nackel bei Griesack schmückt.

Neumark scheint es sich auch um Nachbildung menschlicher Figuren zu handeln, die in einer fast vorgeschichtlich anmutenden Form erscheinen (Abb. 81^{1,2}), was durch deutlich gearbeitete Figuren in Cladow bei Landsberg a. W. fast zur Gewißheit wird (Abb. 81^{70,81}).

Bei Ziegeldächern, die immer zahlreicher in unseren Dörfern werden, fallen Giebelzeichen in der Regel fort. Doch kann man sich von den Vorstellungen, daß an dem First eine Figur sein müsse, anscheinend nicht ganz freimachen. Da ist man dem manchmal auf wunderliche Gedanken gekommen, um diesem Mangel abzuwehren. So fand ich einmal einen geschnitzten Vogel, ein anderes Mal einen aus Blech geschnittenen Reiter, in der Niederlausitz selbst die Gipsbüste unseres alten Kaisers Wilhelm auf der Giebelspitze, in demselben Dorf (Friedersdorf bei Dobrilugk) allerdings auch eine Katze aus demselben Stoff.

Wenn sich im Regierungsbezirke Potsdam vorwiegend Windbretter am Giebel finden, während der Osten durch senkrechte Giebelbretter ausgezeichnet ist, so ist doch eine strenge Scheidung nicht möglich. Die Umgebung von Berlinchen ist reich an Giebelbrettern, dagegen ist der Strich nordöstlich an der pommernschen Grenze bis nach Reetz von den Windbrettern erfüllt.¹⁾ In der östlichen Uckermark durchdringen sich beide Arten, in der Niederlausitz überwiegen wieder die Windbretter. Trotzdem kann man eine ungefähre Grenze zwischen beiden Giebelzeichen quer durch die Uckermark bis an die Oder bei Cüstrin und von hier dem Lauf der Warthe aufwärts entlang ziehen, bei der das Vorstoßen des Giebelbretts nach Westen spärlicher, die Durchsetzung des Ostens mit den Windbrettern reichlicher ist. Die westlichsten Giebelbretter fand ich in Seedorf und Rühstedt an der Elbe, die jedoch weniger von Osten als von der Altmark hierher gebracht sein werden.¹⁾

Hausinschriften.

Man kann vielleicht nirgends das Fühlen und Denken einer Zeit so schnell übersehen wie bei den Inschriften, die den Nachfahren erzählen, was der Vorfahr einst erlebt, erlitten, erhofft und gefürchtet hat. Welch eine zarte Innigkeit und Frömmigkeit, welche Lebensweisheit und Menschenkenntnis aus solchen Dokumenten der Zeit herauszulesen sind, kann schon eine kurze Umschau lehren. Im westlichen Deutschland ist die Sitte der Hausinschriften verbreiteter als in Brandenburg, als im Osten überhaupt. Aus sehr natürlichen Gründen! Denn das, was sie offenbaren, kann nur blühen, wo der einzelne in seinem Streben wenig gehemmt, in seinen Anschauungen nicht eingeschüchtert ist. Hausinschriften finden sich daher bei der bäuerlichen Bevölkerung nur in der Prignitz, wo in großen Bauerndörfern ein selbständiger Besitzerstand lebte; sie finden sich naturgemäß auch mehr in den Städten, deren Bürgerschaft den Sinn, die Mittel und das Verständnis für diese Poesie hat. Freilich stellt sich hier auch bald ihre Grenze ein; denn sehr schnell erstarrt das Leben in dieser Dichtgattung, wenn sie, in feste Formeln gebannt, über das Land weht. Dann ist ihre Äußerung nur traditionelle Floskel; aber es bricht doch

¹⁾ Ein Teil der S. 75 abgebildeten Giebelzeichen (1—45) ist mir von Herrn Paul Krause in Berlinchen freundlichst zur Verfügung gestellt worden.

auch in der Wiederholung eine Zeitstimmung durch, wenn sie nicht von vornherein durch den Bezug auf ein bestimmtes Ereignis eine örtliche Orientierung erhält.

Die älteste Hausinschrift aus dem 16. Jahrhundert, die uns von einem Bürgerhaus in Perleberg überliefert ist, trägt schon der pessimistischen Zeitrichtung mehr Rechnung, als daß sie durch ein bestimmtes Ereignis bestimmt worden ist. Dem ihr niederdeutscher Wortlaut:

Treve det is en seltgen Gast
Wer den het, de hölt em fast
Distel und dahrn de steken ser
Valsche tongen noch völ mer
Ick will mi liber in distel und dahrn baden
As ick will sin mit valsche tongen beladen

findet sich inhaltlich und teilweise auch wörtlich wieder 1580 in Oldersum bei Emden. Größer noch ist die Gefahr einer Erstarrung bei kurzen Sentenzen, bei einer mechanischen Anwendung von Sprüchen und Versen aus der Bibel und dem Gesangbuch. Trotzdem nimmt ein feineres Ohr noch aus den angeschlagenen Tönen die Richtung der Zeit wahr, weil es nicht Zufall ist, wenn ein Wort in derselben Zeit mehrmals erscheint. Wir haben in der Provinz Brandenburg allerdings nicht Gelegenheit, auf diese Entwicklung mangels eines allgemeineren Gebrauchs einzugehen. Vielleicht sind auch die Inschriften mit den Häusern verschwunden. Wenn man in Rechnung stellt, was nach einer Schrift des Pastors Schmidt¹⁾ 1729 in Berlin an Inschriften vorhanden war und mit dem erhaltenen Bestande vergleicht, dann wird man wohl eine größere Verbreitung wenigstens in den Städten annehmen müssen.

Es mag fraglich sein, ob die Entstehung unserer Sitte auf die bei unseren Vorfahren gut bezeugte Stimmung für die Einwertung geschichtlicher Ereignisse zurückgeht, oder ob sie auf dem tieferen Grunde der Schaden-Abwehr steht. Für die letztere Annahme spricht die Übereinstimmung vieler Inschriften mit dem Gedanken der sogenannten Neidsymbole (s. S. 84). Schon die oben angeführte Perleberger Inschrift wendet sich gegen die falschen Zungen, wozegen die Oldersumer sentimental klagt, daß „de Trovwe is Over dat Weite Meer Ghefloegen.“²⁾ Derselbe Gedanke kehrt in einzelnen, nimmehr verschwundenen Berliner Inschriften wieder. So heißt es in einer solchen aus der Georgenkirchstraße:

„Wider Gott ist kein Rath,
Es hilft kein Neid, wenn's Gott gab.“
„Vanitas Vanitatum, Omnia Vanitas“
Heinrich Rilisch, Doctor, Monumentum hoc posuit.
Es kümmert sich mancher umb dies und das
Und weiß nicht was.
Bist du fromm, ohn' Neid und Haß,
Was Bessers bau, ich behalt mir das.“³⁾

¹⁾ Jakob Schmidt, Memorabilia Berolinensia. Berlin 1729.

²⁾ Monatsblatt der Brandenburgia VII, 1899, S. 290.

³⁾ Bär XV, 1889, S. 341.

Was der gelehrte Doktor in philosophischer Erkenntnis sagt, drückt ein Hofbesitzer in Mödlich um 1713 und fast wörtlich einer aus Wustrow a. E. durch den in Niederdeutschland weit verbreiteten Spruch aus:

*Ach Gott, wie geht das immer zu, daß mich einer hasset,
dem ich nichts thu, Und so sehr kümmert um mich, da er
doch genug zu thun hat vor sich. Mir nichts gönnet und
nichts thut geben. Muß doch leiden, daß ich lebe.*

Oder ein Berliner in der Prenzlauer Straße durch den ebenso verbreiteten Spruch:

*Laß Neider neiden,
Laß Hasser hassen,
Was Gott mir gönnt
Müssen alle bösen Menschen mir lassen.¹⁾*

In abgeschwächter Form tritt uns dieselbe Gesinnung in Seedorf²⁾ bei Lenzen a. E. entgegen:

*Allein auf Gott setz dein Vertrauen, auf
Menschen Hülf solt du nicht bauen. Gott
ist allein, der Glauben hält, sonst ist kein
Glaub mehr in der Welt. 1797*

und in dem benachbarten Mödlich aus derselben Zeit:

*Wir loben, preisen, anbeten. Was solt grämen mich ermüden,
Unfall trag ich mit Geduld, bin mit meinem Glück zufrieden,
so mir gönnet Gottes Huld. Menschen seh ich
sind betrüglich. Georg Köhl. Maria Elisabeth Blüthmann.*

Zu einer sehr billigen Weisheit ist diese Gesinnung in der häufig angetroffenen Inschrift zu Strasburg in der Uckermark verflüchtigt:

*Wer kann es machen überall
Daß es jedermann gefall?*

oder in Seedorf 1799:

**TRACHT STETS DANACH WAS RECHT
OBS SCHON NICHT LOBET JEDERMANN. 1799**

Vielsach hat man sich bei Neubauten auf die Angabe der Erbauer beschränkt, wenn auch diese Beschränkung nicht immer allzu wörtlich zu nehmen ist. Der „Hochwürdige und Hochwohlgeborene Herr, Herr Thomas Philipp von der Hagen“ hat 1765 die Errichtung eines Stalles zu Elslake bei Rathenow in einer langatmigen Inschrift bezeugt,

¹⁾ Bär XV, 1889, S. 341.

²⁾ Die mitgetheilten Seedorfer Inschriften sind mir zum Teil mitgeteilt von Herrn Pastor Handtmann.

die den Nachkommen alle die vielen Titel dieses Herrn kündigt. Wie ganz anders mutet dagegen die Inschrift am Treuenbrieger Rathause an mit ihrer Beziehung auf die Ludwig dem Bayern bewiesene Treue:

„HAEC URBS PRAEMERUIT, QUAE BREZIA FIDA VOCETUR,
PRINCIPIBUS BELLI TEMPORE FIDA FUIT“

oder die kurze Angabe der Zeitgenossen vom Kaiser bis auf den Maurermeister am Rathaus zu Strasburg i. U.:

Imperatore Rudolpho Secundo, Electore
Brandenburgensi Joachimo Frederico,
Consulibus Joachimo Krupesack
Joh: Reberck. Christ: Wegener extracta
Est Haec Curia Anno MDIC.

Dankbar erkannte 1772 ein angesiedelter Böhme in Nowawes die Hilfe des Landesfürsten an, wenn er bekundet:

Gott und des Großen Königs Wort
versorgten mich an diesem Ort
1772

Vielfach bezeugen die Inschriften die Verheerungen, die früher der Brand in unseren Ortschaften anrichtete. Wenn es auch dabei manchmal mit der Orthographie und der Grammatik hapert, so berührt um so wohlthuender die fromme Gesinnung eines Geschlechts, das aus solchem Unglück immer wieder die Zuversicht zu seinem Schöpfer fand. Nur einige Proben mögen hier aus der Fülle der Brandinschriften mitgeteilt werden:

Was mich geraubt der Brand,
wird ersetzt durch Gottes Hand 1797
Seedorf bei Lenzen a. E.

Erbaue was zerstört und was die Gluth verheret, Ersetze
diesen Brand, so wollen wir von neuen uns deiner Güte
freuen und ehren danckbar deine Hand 1811
Groß Wooß a. E.

Da das gewesene Haus am 7^{ten} Sept. 1833 Abens 9 Uhr Niddergebrant,
den 27^{ten} Merz 1834 wieder mit Gott erbant, Hei. Schulz. G. M. Schulz.
Breitenfeld (Prignitz).

In den Städten werden in enger Verbindung von Poesie und Prosa die Inschriften oft mit Anspielungen auf die Tätigkeit der Erbauer, nicht selten mit glücklichem Humor, durchsetzt. Ein Jüterbogger Arzt drückt das nur durch einen kurzen geschichtlichen Hinweis aus:

Dieses Haus stehe in Gottes Hand
Von Alters her die Vise genand
Jochrist Hoffmann Phys.:
1748

während einige Berliner Handwerker etwas deutlicher werden. Ein Lichtgießer, der offen für Qualitätsware eintritt, sagt:

Blast uns, o Herr in diesem Haus
Der Tod das Lebenslicht einst aus.
Wird am Geruch es offenbar,
Wer Talglicht und wer Wachslicht war.

Ein Schlossermeister, der wohl unter dem Eindruck böser Erfahrungen stand, klagt:

Wenn an ein jedes böse Maul
Ein Schloß gelegt müßt werden,
Dann wär' die edle Schlosserkunst
Die beste auf der Erden.

Zwei Fischer aus der kleinen Burgstraße stellten die Bibel in ihren Dienst:

Christus kehrte einst bei einem Fischer ein;
Drum läßt der Herr dies Haus gesegnet sein.

Diese Selbstzufriedenheit scheint der andere nicht gehabt zu haben, der sich tröstet mit:

In allen Tagen
Läßt Gott anstragen
Wohl Krebs und Fisch,
Drum nit verzagen,
Sich redlich plagen,
Falls ich auch keinen erwisch.

während eine Inschrift aus Neu-Ruppin den vorher erwähnten Berliner Spruch 1876 ergänzt:

Christus kehrte einst bei einem Fischer ein,
Drum läßt Gott dies Haus gesegnet sein,
Wer nur fromm und gut hier wohnt,
Dem Gott mit reichem Segen lohnt.

Einen breiten Raum nehmen Bibel- und Gesangbuchverse ein, von denen nur einige angeführt seien:

DIE GÜTE DES HERREN IST DAS WIER NICHT
GAR AUS SEIN VND SEINE BARMHERTSIGKEIT
HAT NOCH KEIN ENDE. KLAGL: JER.

Wilsnack 1694.

Derselbe Spruch aus dem gleichen Jahre und dann 1721 findet sich in Kietz a. E., was vielleicht auf die Identität des Bauherrn oder Maurermeisters schließen läßt, deren Namen oft die Inschriftverse ergänzen:

Gott macht die dürrn Berge naß, er kleidet Blumen, Laub und Gras,
für seine Müß ist nicht zu klein, er wird auch mein Versorger sein. Hans Joachim
Wend. Anne Ilse Wårneken. Errichtet den 3. Juny 1703. Hartw. Schulz,
Zimmermeister. Mödlich.

Du dir mein Gott steh mein Vertrauen, du bist mein Schuld, mein Schutz.
Auf dich, Herr will ich bauen, mit dir biet ich dem Feinde Trub. Ist
Gott für mich und bleibet mein, wer mag mir dann zuwider seyn. Christoph Mertens.
Anna Elisabeth Kühnen: Zimmer Meister Hartw. Schulz den 8. July Anno 1793. ¹⁾
Mödlich.

Auf dich Herr, nicht auf meinen Rath will ich mein Glücke bauen und dir,
der mich erschaffen hat mit ganzer Seele trauen! Du der die Welt Allmächtig hält
wirft mich in meinen Tagen als Gott und Vater tragen. Schwi: Eltern George
Werncke. Else Salime Brandts. Anno 1793 den 3. Juny.

Mödlich (Rückseite des vorher genannten Hauses).

Alles, was mein Thun und Anfang ist, daß geschehe im Namen
Jesu Christ; der steh mir bey fruh und spatt, bis all mein Thun ein Ende
hat. Hierauf wag ich noch verwegen meine Arbeit fangen an. Du Gott
Vatter wirst es fügen, daß es wol geraten kann. Jesus Christus Segnen Du
Heiliger Geist, sprich Ja Herr in Deinen großen Namen sey mein Ende
und Anfang. Amen. Hans Johnn Neumann. Elisabeth Werncken 1794
Groß-Wooß bei Dömitz a. E.

Alles ist an Gottes Segen und an seiner Gnad gelegen, über alles
Geld und Gut. Jochen Jürgen Mertens. Ilse Berken, den 12. october 1791
Mödlich.

Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut im Himmel und auf Erden. Wer
sich verläßt auf Jesum Christ, dem muß der Himmel werden. Ano 1792
Kietz a. E.

Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich
So oft ich sing und bete, weicht alles hinter mich.
Hab ich das Haupt zum Freunde und bin geliebt bei Gott,
Was kann mir thun der Feinde und Widersacher Rott! 1811

Mödlich.

¹⁾ Ist offenbar ein Nachkomme des Voranstehenden.

In Gottes Namen fang ich an was mir zu thun gebühret.
Mit Gott wird alles wohlgethan und glücklich ausgeführt.
Joachim Georg Wernicke. Dorothea Elisabeth Neumann.
Anno 1817

Mödlitz.

Sing bet und geh auf Gottes Wegen, verricht das Deine nur getreu
und trau des Himmels reichem Segen so wird er bei dir werden neu;
denn welcher seine Zuversicht auf Gott setzt, den verläßt er nicht.
ver Wittwete Ortman geb. Maria Elisabeth Ortman & Sahn Christian
Ortman May 18..

Mödlitz.

Wo Gott die Hand dir reget, zur Arbeit Grund selbst leget, da fügt
er Segen bei, wenn er davon sich wendet, wird nicht das Werk vollendet,
ob noch so klug der Meister sei. 1857

Taßen i. Prignitz.

Gedenke mein, mein Gott in vesten 1797

Seedorf.

ACH BLEIB BEI VNS HERR JESV CHRIST
WEIL ES NVN ABEND WORDEN IST
DEIN GÖTTLICH WORT DAS HELLE LICHT
LASS JA BEI VNS AVSLOSCHEN NICHT

Brüsenhagen. Ostprignitz (Kirche).

Eine wohlthuende Freude am eigenen Heim flingt oft aus den Sprüchen heraus.
Ein Havelberger Bürger, der wohl sicher aus Westfalen eingewandert war, bringt das
im 17. Jahrhundert etwas pharisäisch zum Ausdruck:

Lieber chott, ich danke dir
Das du aus chnaden bescherest mir
Ein haus, darin ich wohnen kan.
Und wen's decheinen nicht chefelt,
Mich kostet es ein chut stück chelt.
Drum dank ich, chott,
Drum dank ich dir
Und hoffe vest,
Das du die deinen nich verlest. —
O herr hilf,
O herr, lass wol chelingen
Chib auch chluck und heil zu allen dingen.¹⁾

Es ist ein etwas fremder Ton in diesen Versen, der zu der demütigen und auch
altruistischen Färbung unserer sonstigen Inschriften nicht passen will. Nicht nur, daß

¹⁾ Bär XV, 1888, S. 27.

man das Unheil vom Hause fern wünscht, sondern auch der Gast soll den Segen des Hauses genießen, wie in Kyritz gesagt wird:

WAS ZV DIESEM HAVS EINGEHET MIT DER HANDT
WENDE WAS HIR NICHT BESTEHET VNGLVCK KRANCKHEIT
KRIEG VND BRANDT. ANNO 1700

oder mit anderen Worten in Seedorf:

GOTT BEWAHRE DIESES HAVS VND ALLE, DIE HIER
GEHEN EIN VND AVS. 1797

oder in Mödlich:

DER HERR SEGNE UNDT BEHUTE DICH VOR ALLEM
UNGLUCK UND UBEL. DIS HAUS GEBAWET STOFFER MERTENS
DEICHSCHAWER 1626

Freilich denkt der Märker auch in seiner Heimfreude an seine Nachkommen, wie der schöne Spruch von 1851 bezeugt:

Schütze Vater diese Scheune vor dem Feuer Wasser Sturm fülle
segnend ihre Räume, du der nicht vergißt den Wurm. Lange blühe mein
Geschlecht, lebe fromm und wandle recht. Kieß a. E.

Daß man den Sinn vom zeitlichen zum ewigen Heim wendet, belegt der in ganz
Deutschland bekannte und als Hausinschrift benutzte ernste Vers aus Prenzlau:

Wir bauen hier sehr feste
Und sind nur fremde Gäste;
Und wo wir sollten ewig sein
Da bauen wir am wenigsten drein.

Mit schweren Tönen, die dem Orte angemessen sind und an die grandiose Wirkung des Mospilli-Liedes erinnern, steht am Eingange des alten Kirchhofs zu Belitz die inhaltvolle Inschrift:

Hora Ruit

Rath zu Belitz

Mors Ingruit

Flos perit

Sol vergit at
occasum.

Bedenck es Weißlich
in der Zeit
und Flieh den Schlaff der Sicherheit
Sei augenblicklich wacker
Deñ wiß, es bleybet dabei nicht
Das mañ dich hier aus diesen Licht
Trägt auf den Gottes Acker

Wir müssen aus den Gräbern gehn.
und alle vor dem Gerichte stehn,
Das Gottes Sohn wird siegen
Weñ auf der Engel Feld Geschrey
Nim, Leser dis die Gluth dis Kleine Welt Gebäu Ich Hab
inacht, dencke das Wird in die Asche legen Betacht

Stehet auf ihr Todten. Offenb. Johann. 20. v. 12

Jes. 26. v. 19

Dan. 12. v. 13.

Oskar Schwebel hat noch eine andere nicht minder ernste Inschrift aus der Stralauer Straße in Berlin dem Gedächtnis erhalten,¹⁾ die wie eine gedrängte Leichenpredigt anmutet:

„Bald, lieber Leser, wird's um dich geschehen sein; siehe also zu wie du gelebt hast. Heute schaust du noch das Licht der Sonnen; morgen aber vielleicht nicht mehr. Sei also kein Thor.

Wie kannst du denken, lange noch zu leben,
da über deinem „morgen“ tiefe Dunkel schweben?

Wie viele Menschen, die auf ein langes Leben gehofft haben, sind furchtbar enttäuscht und plötzlich abberufen worden! Wie oft hast du nicht selbst in Hinsicht auf einen Fremden das Wort vernommen:

„Ach, der ist nun schon lange tot.“

Tot und Ewigkeit: das also ist unser aller Ziel! Wie ein Schatten gehet der Mensch dahin. So wird er auch dahin gehen er, der dieses Haus gebaut hat:

F. A. S.

und seine Stätte wird nicht mehr sein.“

Das Prophetenwort des ernstesten Mannes ist in Erfüllung gegangen. Wir wissen nicht, wer er war, kennen auch die Stätte nicht, von der das Wort den Vorübergehenden an das Ziel des Lebens erinnerte, aber es belegt doch die tiefe Wirkung, die der Pietismus auf die sonst so vergnügten Berliner ausübte. Wie er auf die gebildeten Kreise beschränkt blieb, so sind auch seine Äußerungen mit Vorliebe in das Gewand der lateinischen Sprache gekleidet worden. Die niedere Bürgerschaft und die Landleute konnten den Sinn der Inschriften wohl kaum verstehen; für diese waren sie wohl auch an den öffentlichen Gebäuden kaum bestimmt, wie die schöne lateinische Sentenz „IRAE · MALORVM · SVNT · MDCCXX · LAVDES · IVSTITIAE (Der Bösen Zornwallungen sind Lobe der Gerechtigkeit). Mit welcher naiven Ausschließlichkeit die Inschriften für ein begrenztes Publikum bestimmt waren, bezeugt die Sentenz an dem Hause eines Refugie an der Stechbahn zu Berlin: O, que l'homme est prudent (et) sage, qui se confie au Dieu. (Wer klug und weise ist, vertraut sich Gott an), die nicht, wie das bekannte Non soli cedit an der Garnisonkirche als preussischer Wahlspruch Umlaufwert erhalten konnte.

¹⁾ Bär XV, 1889, S. 34, 35.

In den letzten Jahrzehnten ist die schöne alte Sitte abgekommen. Nur vereinzelt haben junge Eheleute bei dem Errichten eines eigenen Hauses auch eine Inschrift anbringen lassen. Und diese ist — ganz im Charakter unserer Zeit mit ihrer Neigung zu leerem Prunk — auf eine Marmortafel mit vergoldeter Jahreszahl und die Namen beschränkt worden. Von einer lebensvollen Volkskunst, die in den Poesien wie in der schönen Flachschneiderei so viele schöne Beweise ihres Könnens gegeben hat, ist nichts übrig geblieben. Wenn auch die Bauart nicht immer die Anbringung von Holzbalken begünstigt, dann würde ein Bedürfnis schon andere Wege für die Inschrift finden. Die Hauptsache ist das Bedürfnis. Hoffen wir, daß es eines Tages wieder erwache wie manches andere, das wir vergessen wähten.

Wahrzeichen.

Durch die ganze Entwicklung der Volksanschauungen geht wie ein roter Faden die Vorstellung, daß es unheilvolle Wesen gibt, die den Menschen zu schädigen trachten. Und mit der vermeintlichen Erkenntnis dieser Feinde wuchs auch das Bestreben auf, ihre feindlichen Wirkungen durch Gegenkräfte aufzuheben. Die Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige Caspar, Melchior und Balthasar werden im Osten und vereinzelt im Westen der Provinz noch heute am Dreikönigstag mit Kreide an die Türrahmen der Ställe geschrieben, um das Vieh vor Krankheit, soll heißen vor dem Verhegen, zu schützen. Das Kreuz, das sich bisweilen als Siebelschmuck findet, das Domerkraut oder Hauswurz, Hauslaub, Hauslauch (*Sempervivum tectorum*) auf den Strohdächern oder geeigneten Mauervorsprüngen, der Domerstein (Belenmit) auf dem First, das Hufeisen auf der Schwelle haben in dieser Abwehr- oder Schutzform dieselbe Wertung in Brandenburg wie der ornamentale Hegebesen oder die Mühle bei den Niedersachsen. Aber diese letztgenannten Schutzmittel sind in Brandenburg zum Teil nicht vorhanden, auch gehören sie mehr in das Gebiet der inneren als äußeren Volkskunde. Nur ein Wahrzeichen hat sich mit seiner Gestaltung zugleich eine durch Sagen unterstützte Bedeutung in Brandenburg erkämpft, die auch die Gattung im übrigen Deutschland beeinflusst hat: das ist der Weidkopf.

Besonders um den Berliner Weidkopf, Spandauerstraße 38, hat die Sage einen bunten Schleier gewebt, der geradezu die eigentliche Bedeutung des Kopfes lange Zeit verhüllte. Trotzdem läßt sie, die in diesem Falle sehr ehrfame geschichtliche Persönlichkeiten mit dem Sinnbild in Verbindung bringt, doch noch leise die alte Anschauung durchschimmern. Der Weid, der schädigende Haß wird in der novellistischen Erzählung an den Pranger gestellt, um eine ursprünglichere Empfindung: die Abwehr einer Schädigung zu verschleiern. Diese Aufgabe der Gattung Weidkopf, die in ganz Deutschland zu finden ist, ist dann später von bestimmten Hausinschriften abgelöst worden.¹⁾ Ihr Inhalt ist Anrufung des Schutzes Gottes und Kennzeichnung der feindlichen Kräfte als Weid und Mißgunst. In der älteren Auffassung wurde deren Gewalt gebrochen durch ein Abbild ihrer selbst, an das man sich im Anschlusse an die antike Überlieferung des Me-

¹⁾ Robert Mielfe, Der Weidkopf. Monatsblatt der Brandenburgia VII, 1889, S. 286 f.

dufenhauptes lehnte und einen möglichst schreckhaften Ausdruck formte. Der Berliner Kopf ließ es daran nicht fehlen; aber andere Köpfe lehnen sich mehr an das klassische Vorbild an. Im Märkischen Museum befinden sich verschiedene Weidköpfe, leider ohne nähere Bezeichnung (Abb. 82 u. 83).

Vielleicht sind auch andere Köpfe, von denen die Sage merkwürdige Geschichten raunt, ursprünglich Weidköpfe. Aber dem Kamin im Lehminer Abtshause ist eine Büste angebracht, bei der offenbar mangelndes Können und bewußte Absicht vereint eine scheußliche Fratze geschaffen haben. Sie dürfte kaum so alt sein, wie sie geschätzt wird, aber immerhin in das 15. Jahrhundert zurückreichen.¹⁾ Ob ein kleiner, im Museum zu Prenzlau befindlicher Kopf mit aufgerissenen Munde und starren Augen hierhergehört, steht dahin, doch scheint er wenigstens stilistisch in diese Gruppe zu gehören und vielleicht einst als Wasserausguß gedient zu haben.²⁾ Es war das Schicksal dieser Köpfe, daß ihre ursprüngliche Bedeutung vergessen wurde, und daß sie als inhaltloses Ornament ihren Platz behaupteten, der über dem Fenster- oder Türsturz war. Von diesen Öffnungen,



Abb. 82. Weidkopf aus Berlin.



Abb. 83. Weidkopf aus Berlin.

durch die das Unheil in das Haus ziehen konnte, haben sich die Weidköpfe auch in der Vergessenheit nicht verdrängen lassen. Am bekanntesten ist wohl das Medusenhaupt über dem Eingang des Gutshofes in Klein-Nachnow bei Teltow, von dem die Sage berichtet, daß es das Bild eines hartherzigen Besitzers sei, den die Schlangen verzehrt hätten. Ein anderes Gorgonenhaupt befindet sich im Nauener Stadtmuseum und wurde 1864 im Stechow'schen Garten gefunden. Es mag aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts stammen und einstmals den Eingang eines Patrizierhauses geschmückt haben.

Wenn schon der Berliner Weidkopf der einzige ist, der in dieser Eigenschaft durch die Sage beglaubigt ist, so darf man andererseits doch annehmen, daß die Gewohnheit, aus einem Mauerwerk unvermittelt irgendein menschliches Haupt herauspringen zu lassen, auf einer alten Anschauung beruht. Unsere mittelalterliche Kunst ist viel zu ernst, viel zu redend, als daß sie aus Lust an rein ornamentaler Spielerei dergleichen Wahrzeichen geschaffen hätte. Gewiß wird sie sich des Sinnes oft genug nicht mehr bewußt gewesen sein, aber sie folgte dem Gebrauch unbewußt, weil er durch eine vielleicht mehr-

¹⁾ Monatsblatt der Brandenburgia XVIII, 1910, S. 402, wo auch eine Abbildung zu finden ist.

²⁾ Bär XXV, 1899, S. 462 mit Abbildung.

tausendjährige Vergangenheit unlöslich mit der Volksanschauung verbunden war. Und das Befremdende einer Erscheinung wird dann durch irgendeine Sage erklärt wie an den zwei Köpfen an der Kirche zu Belitz, die mit einem Hostiendiebstahl in Zusammenhang gebracht wurden. Wenn nicht eine fast zweihundertjährige Mörtelschicht sie begraben hätte, würden wohl auch die beiden Köpfe am Altstädter Rathaus, die in Brandenburg a. H. unlängst zum Vorschein gekommen sind, eine erklärende Sage haben entstehen lassen. Alle solche Wahrzeichen entwinden sich mit der Zeit dem gemeinsamen verbindenden Gedanken, der sie einst lebensfähig gemacht hat; sie werden selbständig und gewinnen durch die Sage ein mehr persönliches oder örtliches Interesse. Das hat dem Hause mit den 99 Schafsköpfen in Berlin, von dem die Sage eine sehr entfernte, abgeblasste Erinnerung an Habgier und Neid hindurchschimmern läßt, zu einem Wahrzeichen der Stadt gemacht, wie es das Rathenower Tor in Brandenburg¹⁾ durch die Vogel-



Abb. 84. Wahrzeichen in Lübbenau.

Ochsenkopf (Abb. 84), von dem eine angebrachte orthographisch und grammatisch wacklige Inschrift sagt:

Ich trug den kühlen Wein aus meinem Vaterland
 Ich meyn aus Ungarland, für Könige von Stralsund
 Daselbst ward ich verkauft, nach Lübbenau am Strande
 Mein fleisch war schön und fest und Jedermann gesund
 Man nemte mich Husar, ich wog auf Siebzig Steine
 Vor Vierzig Thaler Geld, gab mir mein Herr nicht weg
 Es sagte Jedermann, ich war gewiß nicht kleine.
 Man sahe auch an mir, nicht einen Tadel fleck
 Ein Tausend Sieben Hundert u. Funfzehn ifts geschehn
 Daman mich vor Stralsund
 In Pommern hat gesehn.

¹⁾ Auch in Prenzlau ist aus gleicher Veranlassung diese Sage nachgewiesen.

Auf der anderen Seite hat der Wanderzug selbst die bemerkenswerten Stätten mit Zeugnissen versehen, die oft in allerlei Kratzelungen, Inschriften und Signaturen bestehen. Die leider 1909 abgebrochene Kapellenruine in Blankensee, die Nikolaikirche in Treuenbrietzen, die Klosterruine in Himmelpfort (Abb. 85) und viele andere sind mit solchen Anwesenheitsbeglaubigungen versehen, die bis in das 14. Jahrhundert zurückreichen. Daß besonders kirchliche Gebäude für diese unbefugten Krätzeleien benutzt wurden, lag wohl an dem suggestiven Einfluß, den sie auf das seelische und körperliche Wohlbefinden des Menschen ausüben können. Sind sie doch umgekehrt auch benutzt worden, seltsame, nicht erklärbare Gebilde, wie alte Mahlmühlen (Heiligengrabe, Gießmannsdorf bei Pritzwalk), Weihwasserbecken (Pritzwalk), Bildwerke (Jüterbog), unlesbare Inschriften (Gerswalde) in ihrem vermeintlichen Teufelsfuß durch Einmauern unschädlich zu machen! Im Grunde genommen ist das wieder das alte Neid-Prinzip, das in seiner letzten Folgerung den ganzen Bau als dämonen- oder unglückbannend betrachtet und wenige Teilchen seiner Substanz zu Heilzwecken benutzt, wie es die Rundmarken und Schreifrillen hundertfach bezeugen, die man in Brandenburg festgestellt hat.



Abb. 85. Ziegelsteine mit Inschriften in Kloster Himmelpfort.

Häusernamen.

Wie lebensvoll und beseelt erschien doch unseren Vorfahren die Umwelt, in der sie sich bewegten! Auch die Häuser haben ihre Sprache, in der sie nicht sich als gleichgültige Baukörper eines Gemeinwesens anzeigen, sondern ausdrucksvoll ihren Stand, ihr Äußeres oder ihre Lage angeben. Auf dem Dorfe kennt man sich persönlich, in der Stadt ist es schon schwieriger, eine Person aus der Menge zu ermitteln, da verschwindet sie hinter dem Hause, das leichter auffindbar ist. Die bürokratisch-nüchterne Bezifferung der Häuser ist erst im 19. Jahrhundert allgemeiner in Aufnahme gekommen; vorher genügten die charakteristischen Bezeichnungen, die u. a. in den ältesten Berliner Adressbüchern häufiger Verwendung fanden, als die wenigen im Volksmunde geläufigen Straßennamen. Die Bezifferung, die in Lübeck 1756 auf Betreiben der Brand-Assekuranz eingeführt wurde,¹⁾ findet sich schon zwei Jahre früher in Berlin. Die anderen märkischen Städte folgten nach und nach; wenige Jahre nach der Einführung der Städteordnung war sie allgemein durchgeführt. Damit wurden die alten Häusernamen außer Kurs gesetzt, nachdem sie schon lange vorher sich hauptsächlich auf die Gasthöfe und Apotheken konzentriert hatten. Wie sehr sie von dem Handel abhängig waren, bezeugt die Tatsache, daß sich die meisten geschichtlichen Erwähnungen in den Städten finden, die an den verkehrsreichen Handelsstraßen liegen. So haben wir alte Bezeichnungen in Niemegk, Treuenbrietzen, Belzig, Jüterbog, Berlin, Frankfurt a. O., Guben, also mit Ausnahme der letztgenannten Stadt vorzugsweise in Städten, die an der alten von Sachsen an die untere Oder führenden

¹⁾ Robert Mielke, Deutsche Häusernamen in Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte II, 1891, S. 365 f.

Straße liegen. Das Ende des 14. Jahrhunderts entstandene Berliner Stadtbuch¹⁾ erzählt, „daß die Krämer von Berlin und Cölln und von anderen Städten in der Mark von ihrem Zelte, das ein Kreuz hat, von jeglichem 4 Denär geben“, was man wohl schon als einen Hinweis auf die Sitte der Kennzeichnung durch ein charakteristisches Hauszeichen ansehen kann.

Die älteste Erwähnung eines unmittelbaren Hausnamens geschieht in Frankfurt, wo 1419 ein Haus zum Rebstock genannt wird. In Berlin werden im 16. Jahrhundert erwähnt: Zum Hirsch, zu den drei Linden, die bemerkenswerterweise in der Spandauer Straße, in der Nachbarschaft des durch die schöne Sage von den drei Verkehrtlinden bekannten heiligen Geißkirchhofs lagen; 1608 wurden in Jüterbog der Goldene Löwe, 1655 der Weiße Schwan erwähnt. In Berlin finden sich 1640 der Schwarze Bär, die Drei Kronen, 1711 der Blaue Hecht, und weiter die Blaue Hand, der Goldene Löwe, der Goldene Arm, der Weiße Engel (1729), der Weiße Schwan (1727), der Ochsenkopf (1742), die Weiße Taube (1789), die Sonne (1800) und in den Jahren 1720 bis 1730: Stadt Braunschweig, Goldener Anker, Römischer Kaiser, Preussischer Wagen, Stadt Ruppin, Weißer Schwan. Belgien hat 1640 den Weißen Schwan und den Ring, 1780 den Goldenen Stern. In Guben kommt 1760 vor der Rote Löwe, in Niemegeß 1697 der Löwe. Im 19. Jahrhundert, vielleicht weniger wegen der einsetzenden Numerierung als wegen der abschleifenden Wirkung des Eisenbahnverkehrs, treten die charakteristischen Namen zurück vor den gedankenlos angewandten Städtebezeichnungen, die früher als Quartier der Einwohner einen Sinn hatten. Trotzdem haben sich die alten Gasthöfe häufig noch ihren überlieferten Namen erhalten.

Von der Mannigfaltigkeit der alten Bezeichnungen mögen folgende aus der Mark zeugen: dem Tierreich sind entnommen der *A d l e r*, der in der Mehrzahl sich durch das Eigenschaftswort „schwarzer“ als gut preussisch kennzeichnet, in wenigen Fällen aber auch als roter oder weißer, vielfach indessen als goldener erscheint; ferner der *B ä r*, der durchgehends schwarz ist, das weiße, rote oder schwarze *R o ß*, der heraldisch sich gebende „Goldene *L ö w e*“, der jagdfreundliche Braune und Goldene Hirsch. Sehr verbreitet ist der Weiße Schwan. Mit religiösem Einschlag erscheinen das *L a m m*, die *T a u b e* und der *E n g e l*. Die humoristische *L a h m e E n t e* und der hungrige *W o l f* sind mehrfach vertreten. Dem Pflanzenreich gehören an der typische *G r ü n e B a u m*, die *L i n d e*, die *E i c h e* (deutsche, grüne), der *A p f e l* und die *T r a u b e*. Von *S o n n e*, *M o n d* und *S t e r n e n* hat die erstere die meisten Liebhaber gefunden, während dem Handel und dem Gewerbe ihre Bezeichnungen verdanken: Die *G o l d e n e K u g e l*, der *A n k e r*, der *H e c h t*, der *R i n g*, der *B l a u e A r m* (für einen Färber). Künstlerische Wahrzeichen unterstützten oft die Namen.

Das moderne Leben bringt es mit sich, daß die alten Namen selbst bei Gasthöfen verschwinden. Gemütliche und traute Bezeichnungen wie *L i n d e*, *E i c h e*, *L ö w e*, *A d l e r* und andere, in denen eine örtliche Beziehung oder ein derber Volkshumor zum Ausdruck kommt, machen neueren, oft unverständlichen Platz. Namen wie „Zum Kaiser“, „Zum Kronprinzen“, „Zum König von Preußen“, „Zur Post“, „Zum Bahnhof“ oder „Zur

¹⁾ P. Clauswitz, Berliner Stadtbuch. Berlin 1883, S. 15.

schönen Aussicht“ kann man noch gelten lassen, wenn sie begründet sind. Ein „Terminus-hotel“ oder ein anderer Name, der nur gedankenlos aus irgendeiner Großstadt übertragen ist, ist uns gleichgültig. Denn es fehlen ihnen, was die alten Bezeichnungen meistens besitzen, Beziehungen zur Umgebung oder zur Geschichte.

Die Tracht.

Abgesehen von den wendischen Gegenden ist die Tracht in Brandenburg wohl stets niederdeutsch gewesen, als Volkstracht hat sie jedoch nur ein kurzes Leben geführt. Die wendischen Bewohner allein machen darin eine Ausnahme. Ihre Tracht gehört einem ganz anderen Kulturkreise an; sie ist auch noch nicht ausgestorben, obwohl jedes Jahr mehr verschwinden läßt. Wo sie noch besteht, ist ihre Lebenskraft jedoch nicht aus dem natürlichen Entfaltungsprozeß der Tracht herausgewachsen, sondern von äußeren, zum meist städtisch gerichteten Interessen gestärkt. Kein Mittel wird das Schwinden der Tracht aufhalten können, da die Hauptgrundlagen ihrer Entstehung und ihrer Entwicklung, die in der Selbsterzeugung der Kleiderstoffe lagen, nicht mehr vorhanden sind und kaum wieder ersetzen werden. Eine Trachtengeschichte der Mark wird daher vorzugsweise die Form eines Nachrufes annehmen müssen.

Die Kultur des Flachses und des Rapses stand Pate bei unseren Volkstrachten. Auch die Schafzucht hatte ihren Anteil. Solange die Kleiderstoffe im Hause gewonnen wurden, erhielt die Tracht alle Anregungen von innen heraus, so lange wurde sie auch von den Schneidern im Orte selbst bestimmt, wenn auch jede Änderung von den Schwankungen der zeitlichen Tracht abhängig war; denn die Anregungen, die von den Städten ausgingen, die auch von dem Fürstenhof und von den Adelsitzen auf das Land strömten, sind gewiß nicht ohne Einfluß geblieben. Was bedeutet aber diese langsame Beeinflussung, die ein ganzes Menschenleben und mehr gebrauchte, um ein Kleidungsstück in seinem Schnitt zu verändern, was machte das Eindringen einer neuen Mode angesichts der Tatsache aus, daß die Hauptteile der eigentlichen Tracht während des ganzen Lebens getragen wurden! Die langsame Entwicklung ist weiterhin noch gefestigt worden durch die starre Bindung handwerklicher Unterweisung, die für jedes Kleidungsstück eingehende Lehrvorschriften hatte, die jede Form, jeden Schnitt bis in das einzelste bestimmten. Das Innungsbuch der Schneiderinnung in der niederlausitzischen Stadt Triebel von 1595 gibt darüber interessante Aufschlüsse.¹⁾ Es werden dort mit Zeichnungen, genauen Aufschlüssen über Größe und Art des Stoffes Anweisungen gegeben über damastene Bräutigamsröcke, Kaseln für Priester, Dalmatiken, Friesröcke, Kofskappen, Satteldecken, Zelte, Rüstwagen, Tornister, Bauern- und Narrenkleider, was zugleich ein interessantes Bild der Aufgaben des Schneidergewerkes gibt. Triebel ist ein recht kleines, kaum über ein Dorf hinausgehendes Städtlein, dessen Kulturregungen sicher ein halbes Jahrhundert in der Zeit zurückgeblieben sein dürften. Was der Bauer — in der Regel dürfte das nur selten im Leben vorgekommen sein — nicht hat in der Stadt an-

¹⁾ Robert Mielke, Das Innungsbuch der Schneider in Triebel. Monatsblatt der Brandenburgia VIII, 1900, S. 259. Mit Abbildungen.

fertigen lassen, das ist im eigenen Hause hergestellt worden, was natürlich eine Abweichung vom Herkömmlichen noch weniger zuläßt.

Die Geschichte der märkischen Tracht — soweit sie nicht Hoftracht ist — entfernt sich nicht von der Entwicklung der deutschen Kleidung; eher kann man behaupten, daß sie erheblich hinter der der großen Handels- und Hansestädte zurückgeblieben ist, wo Reichtum und Prunkbedürfnis die Entwicklung oft schnell vortrieben. Mindestens läßt es auf recht bescheidene Ansprüche großer Volkskreise schließen, wenn 1331 der Rat von Berlin gebieten mußte, daß niemand barfuß oder im bloßen Hemde über die Straße gehen dürfe. Also nicht in bloßen Füßen sollten die Bürger gehen, was doch selbst heute noch nicht selten in den Vorstädten ist! Zwar wendet sich der Erlaß nur an Leineweber und Wollknechte; man darf ihn aber wohl auch auf die Gewohnheit der anderen Gewerke beziehen. Vornehme Leute haben offenbar mehr Sinn für ein Übermaß der Kleidung als für einen Mangel; denn wenige Jahre darauf werden den schönen Berlinerinnen Geschmeide, Spangen und Perlen, die mehr als eine halbe Mark an Gewicht haben, Tobelbesatz und Borten auf den Kleidern bei zehn Mark Strafe verboten.



Abb. 86. Szene aus dem Berliner Totentanz.

Zur Hausstracht der Handwerker gehörten offenbar die Holzschuhe, Holschen oder Pantinen, die der Berliner Totentanz in St. Marien bereits als Patynken kennt. In diesem Denkmal haben wir wohl dies älteste Zeugnis in der Mark für eine Scheidung der Tracht nach den Ständen (Abb. 86). Bei den Würdenträgern überwiegt die Gleichheit mit der höfischen Tracht; bei dem Bürgermeister, Wucherer, Stadtkunke, Kaufmann, Amtmann und Bauern scheint die Kleidung örtlich beeinflusst zu sein, wenn auch das pelzverbrämte Gewand, das blaue Unterkleid und die schwarzen Strümpfe des ersteren schon der Tracht eines Vornehmen zuzurechnen ist. Die anderen Vertreter der städtischen Einwohnerschaft sind um 1460 sehr einheitlich gekleidet. Alle haben enganschließende bunte Kleider an, deren Oberteil von einem bald kürzeren, bald längeren, von einem Gürtel zusammengehaltenen Abergewand bedeckt ist. Als Kopfbedeckung dient das Barett; die Füße stecken in niedrigen Schuhen.

In diesen Darstellungen des Totentanzes haben wir einen charakteristischen Ausschnitt aus der Tracht des Mittelalters, der für die Mark Brandenburg lange Zeit ziemlich unverändert ist. Der Typus bleibt jahrhundertlang stehen, bis eine Reihe von äußeren Ereignissen ihn in kurzer Zeit beiseiteschiebt, wemgleich auch dann noch eine ständische Gliederung die Tracht im einzelnen verschiedenartig macht. Sie ändert im

einzelnen, vertauscht die Farben; sie nimmt Einzelheiten von ferne auf, aber sie erweitert nur den Abstand zwischen der Kleidung der Bevölkerungsschichten. Und je höher die Stände stehen, um so mehr unterliegen sie der Neigung zum Prunk und zur Pracht. „So wurde auch die Tunika in den Scheckenrock oder Lendner und endlich in die Jacke verengt. Die alte Kleidung war über den Kopf angezogen worden; das war nun nicht mehr möglich, man schnitt also das Gewand jetzt vorn seiner ganzen Länge nach auf und hatte die Ausgangsformen des heutigen Rocks. Der kurze Rock bedingte jetzt ein von der Hüfte bis zum Fuß in einem Stück herabreichendes Beinkleid; in lästiger Enge lag es wie angegossen da. Ähnlich waren die Veränderungen des Frauenkleides; die Enge am Oberkörper wird bis zur Unnatur fortgesetzt, die Taille rückt größtenteils bis unter die Brust, die übermäßigen Schleppen hindern die Bewegung, die Ärmel verlängern und erweitern sich ins Ungemessene, und die wachsende Dekolletierung legt Brust und Rücken bloß bis hinab zum Gürtel. Daneben blühen die Torheiten der flatternden Binden, der klingenden Schellen, der Schnabelschuhe und der klappernden Pantoffel.“ (Jakob Falke.) Bis zum 16. Jahrhundert dauerte diese Richtung, die dann in den oberen Ständen ebenso energisch von einer strengeren, farbloseren und nüchternen abgelöst wurde.

Wie in einem spitzen Winkel lief der märkische Sonderschnitt der Trachtenentwicklung von der breiten europäischen Bahn aus, ohne wesentlich örtliche Formen einzugliedern. Jede Veränderung ist durch langsames Weiterwachsen entstanden, aber sie verlor dabei nicht den Zusammenhang mit der Zeittracht. Da trat eine neue Macht auf, die die gesamte Oberschicht der Bevölkerung: Bürger, Ratmänner, Amtsmänner, Ritter, Beamte, Gelehrte u. a. zwang, neuen, oft plötzlich gekommenen Wandlungen zu folgen. Es waren die Landesfürsten und der Hof. Was namentlich der letztere, trotz seiner Vielköpfigkeit und Ziellosgigkeit an Einfluß ausübte, wie durch ihn die dunkle, faltenreiche, halblange Schaub in Aufnahme kam, wie der Schnabelschuh vom Breitschuh, der sogenannten Barentage, verdrängt wurde, wie die stoffreichen Frauengewänder sich tiefer und dunkler tönten, und die Haare unter der Haube und dem Kopftuch verschwand, wie andererseits wieder die „Hoffart“ einen Prunk in Gold und Edelstein begünstigte, und die wunderliche Pluderhose siegreich heraufzog, alles dies wächst aus der Zeit heraus als eine äußerliche, aber unbewußte Begleiterscheinung fürstlicher und höfischer Gewalt. Das Volk als solches ist daran nur beteiligt, soweit es in der Stadt in den unmittelbaren Einflußkreis des Hofes geriet. Der Landmann folgt dieser Entwicklung erst in Menschenaltern; hat er sie erreicht, dann ist die Mode natürlich schon längst wieder eine andere geworden; sein Heute war stehengebliebene Vergangenheit.

Freilich in den Städten lockt und zerrt die Versuchung auch kräftiger in den unteren Ständen als auf dem Lande, um den Reichen auch in der Tracht gleichzusehen. Jener Leineweber im Hemde, dem dieses ehrsame Gewand 1351 als zu dürftig verboten wurde, scheint 1580 ausgestorben zu sein. Denn in diesem Jahre eifert Joachim II. nicht wenig gegen die Verschwendungssucht der Hausleute, Tagelöhner, Knechte und Mägde. Wenn diesen jedes seidene Gewand, ferner Perlen, Bändchen, Anzen Gold verboten wurden, dann mußten sie es wohl ziemlich arg getrieben haben. Und trotz dieser Epistel, die die Bewohner Berlins in vier Stände teilte, machte ihnen der, einem würdevollen Prunk allerdings nicht feindselige Fürst noch Konzessionen, indem er zu Jacken,

Brüstlein und Brustlätzen den nicht minder prunkenden, aber etwas billigeren Atlas gestattete. „Wenn sie aber zu Ehren ausgesteuert werden, mögen sie den Brautrock mit einem Wülstlein Samt verbrämen lassen. Zum Hauptschmuck mögen sie gebrauchen wie vor alters die Kränze mit Spangen und samtenen Borten.“ Hier, wo nicht die Mode allein, sondern ein altes Herkommen mitsprach, versuchte es der Kurfürst gar nicht mit einer Einschränkung, vielleicht auch, weil er die Verglebllichkeit eines Verbotes voraus sah.

Viel geholfen wird die Verordnung nicht haben; denn bereits 1604 sah sich Joachim Friedrich¹⁾ wieder genötigt, gegen den Kleideraufwand seiner lieben Berliner einzuschreiten und besonders den Dienstmägden ins Gewissen zu reden. Diese müssen es geradezu toll getrieben haben, wenn ihnen auf das strengste verboten wird, seidene Kleider oder solche mit Samt verbrämt zu tragen, goldene Borten und Schnüre zu verwenden. Vielleicht hat er damit etwas mehr Erfolg durch die geschickte Taktik gehabt, die Schneider für etwaige Ubertretungen haftbar zu machen. Und sollte die Neigung zu Prunk und Prassen im stillen weitergeblüht haben, dann haben bald die Ereignisse eine eindringlichere Sprache geredet; denn schon standen drohende Wolken am politischen Himmel, die bei ihrer Entladung den ganzen Kleidertand auseinanderlegten. Der Dreißigjährige Krieg zog herauf.

Ein ganzes Menschenleben lang rauchten seine Brandsackeln. In Trauer und Not war gestürzt, was vordem in prunkender Kleidung einherstolzte. Die Not gestattete kaum die Blößen zu bedecken, um die vor drei Jahrzehnten die ellenbreiten Pluderhose schlotterte. Da gingen die Überlebenden wie die Juden bei der Zerstörung Jerusalems in Sack und Asche. Die alte germanische Trauerfarbe Weiß war schon seit der Reformation allmählich in Schwarz umgewandelt worden, das jetzt die einst so farbfreudigen Trachten beherrschte. Fast ein halbes Jahrhundert! Was aber die Ursache dieser ernsten Kleidung war, das wurde auch zu einer Wendung nach einer lichterem, fröhlicherem Tracht. Die vielen Tausende von gewerbetätigen Franzosen, die der Große Kurfürst ins Land zog, wiesen nicht nur neue Wege für die Herstellung von Kleiderstoffen, sondern sie brachten auch elegantere Schnitte und Formen mit, vereinzelt auch ganz neue Trachtenstücke. Wenn auch die Kleidung straffer und praktischer war als die der beiden Joachim, wenn auch das Bestreben hervortrat, ganze Erwerbsschichten in gleiche Gewänder zu hüllen, so begann doch der alte „Kleiderteufel“ bereits wieder seine Herrschaft zurückzuerobern. Schon 1689 suchte eine Schrift, „Der Teutsch-Französische Moden-Geist, wer es liest, der verstehets“, der Kleiderverschwendung entgegenzutreten; der Nachfolger Friedrich Wilhelms, der Kurfürst Friedrich,²⁾ der gewiß kein Eichtensagender war, mußte sich 1696 zu einer scharfen Kleiderordnung für die Kurmark verstehen, und wieder ist es der überhandnehmende Luxus von Gold, Silber, Edelstein, kostbaren Stoffen und Stickereien, den er verbieten mußte, aber nicht verhindern konnte. Denn er durfte die Industrie, die er so sehr gefördert hatte, nicht durch völliges Verschließen ihres Marktes schwächen. König Friedrich I. ging sogar weiter, indem er gerade die Luxusgewerbe pflegte und ins Land verpflanzte. Es war ein Glück, daß

¹⁾ Kleiderordnung Joachim Friedrichs 1604. Bär II, S. 229.

²⁾ Kleider und Moden unter König Friedrich I. Bär XI, 1885, S. 585.

sich der einfache, schlichtgeformte Friedrich Wilhelm I. der wachsenden Verschwendung entgegenstellte, die sich namentlich bei den faltenreichen Tuchröcken geltend machte, und die im Einklange zur Allongeperücke stand. Auch er ging dabei zunächst von wirtschaftlichen Bestrebungen aus. Ein Edikt¹⁾ von 1731 suchte dem Luxus mit besonderer Berufung auf die durch ihn hervorgerufene Schädigung der Wollmanufakturen zu steuern, selbst mit der durchaus ernstgemeinten Drohung, daß den Dienstmädchen und „ganz gemeinen Weibes-Leuten“ die seidenen Kamisols, Röcke und Lätze öffentlich auf den Straßen abgenommen werden sollten (Abb. 87).

Noch einmal leuchtete die ganze farben- und formenfreudige Trachtenentwicklung auf in der an Textilmanufakturen reichen Rokokozeit, dieser glänzendsten Epoche eines prunkfüchtigen Jahrhunderts. Sie schwebte aber wie eine Wolke über dem Volke, das erst dann von ihr etwas befruchtet wurde, als schon eine Wertherstimmung auf ihm lagerte. Denn schon zog ein neues Zeitalter mit ernsten, männlichen Gedanken und



Abb. 87. Berliner Trachten des 18. Jahrhunderts.
Nach Chodowicki.

Anschaunngen herauf, das der Perücke und dem Galanteriedegen keinen Geschmack abgewann. Der faltige Rock mit den Einfäsen und Beschlügen wurde verdrängt. Wo noch ein Rest von höfischem Prunk war, verschwand er — auch von den Höfen! — in dem sich überstürzenden Wandel der Napoleonischen Kriege. Mit eiserner Notwendigkeit und klarem Ernste hatte das neue Jahrhundert vor allem den bunten Stoffen den Untergang gebracht, in der — sicherlich falschen — Erkenntnis, daß nun die Stände sich ausgleichen, daß die Unterschiede zwischen Reich und Arm, zwischen Hoch und Niedrig verschwinden werden, daß nun die Anschauungen des Königsbergers Immanuel Kant höhere Ziele als den äußerlichen Tand aufstellen müßten.

Das war ein Irrtum, weil er nicht mit der geschichtlichen Überlieferung, nicht mit den vielen Ecken individuellen Strebens rechnete, aber die läuternde Kraft einer solchen Bestimmung hatte doch die Massen gepackt und den Sinn auf die Arbeit gerichtet, die allen Ständen ein Ziel gab. Mindestens ist bis in unsere Zeit hinein der Kleiderluxus von der Straße mehr in das Haus gedrängt, ist das stufenweise Herabsinken ständischer Kleidermoden von oben nach unten, das immer mit einer Veräußer-

¹⁾ Bar IV, S. 49.

lichung gesunder Formgedanken einhergeht, verhütet und die Bahn damit frei geworden für eine vernünftige nationale Kleidung.

In einer Richtung aber hat diese Entwicklung eine besondere Wirkung ausgeübt, die zwar notwendig war, die indessen doch auch mit Bedauern aufgenommen wurde: sie hat der Volkstracht nahezu ein Ende bereitet. Und nun kehren wir zurück zu dem Ausgange unserer Betrachtung, zu der Kleidung des Landvolkes, im weiteren Sinne zur Volkstracht.

Von allen Wandlungen der städtischen und höfischen Mode hat das Landvolk wenig aufgenommen. Und dieses wenige ist von der in dem Hausfleiß ruhenden Kraft aufgesogen, ist der bäuerlichen Tracht eingeschmolzen worden; die sich behauptete wie das ländliche Platt trotz der Beeinflussung der hochdeutschen Literatur und Bildung, trotz der vielen, durch die Literatur eingeführten französischen Brocken. In der Kleidung der brandenburgischen Landbevölkerung dürfen wir als stets wiederkehrende Stücke eine enganliegende Hose und ein Obergewand annehmen, dem noch ein losehängender, ärmelbesetzter Übermantel hinzugefügt wurde. Um so ergöglicher mutet es an, wenn ein solches Kleidungsmotiv in der Nachahmung städtischer Moden zu Bildungen führt, die mit dem eigentlichen Zweck im Widerspruche stehen. So hat sich einmal im 16. Jahrhundert ein Bürger von Wriezen auf seinem Grabdenkmal mit halblangen, aber unten nicht befestigten Hosenträgern darstellen lassen, die verraten, daß der kleinstädtische Schneider das Kompromiß zwischen alt und neu durch eine kleine Gewaltthat schloß. Daß der hohe Hut mit aufgeschlagener Krempe, ein charakteristisches Kennzeichen bäuerlichen Lebens, zu den Füßen liegt, ist wohl nur eine Eigenmächtigkeit des Bildners und nicht eine Herabwürdigung der bäuerlichen Tracht, aber ein ungewolltes Zeugnis von dem Wechsel der Anschauungen. Seine Frau trägt wie der biedere Wriezener Kragen und Mantel über dem Rock und ein Kleid, das Fuß und den unteren Teil des Kleides freiläßt.

Das charakteristische Kleidungsstück ist, wie auf dem Berliner Totentanz, noch bis in das Ende des 16. Jahrhunderts das Hemde, aus dem sich schon in der Kolonisationszeit der Kittel entwickelt hatte. Dieser ist erst im 18. Jahrhundert zum Rock ausgewachsen, während beide Geschlechter ein im Schnitt verändertes Unterhemd behielten. Im allgemeinen blieb der Bauer bei seinen langen Hosenträgern, die er im 19. Jahrhundert gern unter den hohen Schafstiefeln verbarg.

Die vielen Verordnungen gegen die Auswüchse der Tracht wenden sich sehr selten gegen den Bauern. Das hatte seinen Grund, denn dieser war durch seine Tätigkeit gezwungen, sich derb, praktisch und einfach zu kleiden, mit anderen Worten, die wenigen Stücke, die er auf dem Leibe hatte: Hemd, Hose, niedrige Schuhe aus Holz oder Leder, Kittel und Hut, so zu gestalten, daß sie ihn nicht hinderten. Aber wenn auch die Arbeitstracht rein praktisch und daher nur in untergeordnetem Beiwerk örtliche Abweichungen zeigte, so legte die sonntägliche Kirch- und die Feiertracht andere Maßstäbe an. Etwaige Verordnungen richteten sich daher nicht gegen diese, sondern gegen das Übergreifen der Feiertracht in die Werktagstracht, was natürlich auf die Dauer nur da möglich ist, wo sie die Arbeit nicht hindert, d. h. bei weiblichen Diensthöfen und einzelnen städtischen Gewerken. Auf dem Lande ist dies doppelt erschwert, denn es wird ver-

hindert durch die Feldarbeit und durch die Kontrolle seitens der Dorfbewohner. Für wen sollte der Bauer auch stattliche Trachten anziehen? Doch nur für seine Genossen, die dafür aber nur in der Kirche Zeit und Sinn haben.

Wir haben demzufolge auf dem Lande eine sehr langsame Entwicklung der Tracht, die zudem noch durch Stehenbleiben infolge von Kriegen gehemmt wurde. Das bezeugt uns allein die Zeit, die zwischen der Entstehung des Berliner Totentanzes und dem 18. Jahrhundert liegt, in dem wir zuerst eigentliche Volkstrachten wahrnehmen. Obgleich wir aus dieser langen Zeit eigentlich recht wenig wissen von der bäuerlichen Kleidung in der Provinz Brandenburg, so werden wir in der Annahme kaum fehlgehen, daß sich hier nur wenig verändert habe. Auf einem hölzernen Wappenschild in Pritzwalk, das vielleicht gleichaltrig ist mit dem Totentanz, trägt der bäuerlich gekleidete Wappenhalter dieselbe Tracht wie der Bauer des ersteren; nur der Kittel hat einen breiten offenen Halsauschnitt, hinter dem das Hemd hervorsieht; das Bar:tt ist von einer Pelzmütze ersetzt.¹⁾ Eine größere Veränderung trat erst nach dem Dreißigjährigen Kriege ein, als die lange Hose etwas verkürzt wurde. So sehen wir die Bauern auf den Merianschen Städtebildern, die Füße in groben Schuhen und den Kopf mit einem breitrandigen Hut bedeckt. Das ist aber vielleicht nur Feierkleidung; in der Woche hat der Bauer wohl durchgängig bei der Arbeit seine Holschen getragen, gegen die aus wirtschaftlichen Gründen — sie machten den Schuhmachern einen erfolgreichen Wettbewerb²⁾ — eingeschritten wurde. Noch konservativer als die Männer waren auf dem Lande die Frauen. Der kurze faltige Rock ließ die derb beschuhten Füße frei. Eine kurze Jacke mit langen Ärmeln und das weitverbreitete altgermanische Kopftuch vervollständigten die Tracht, zu der bei älteren Personen noch ein langer, vorn offener Mantel kam. Eine besondere Schwierigkeit boten die Abendmahlstrachten; denn 1684 verordnete das Konsistorium, daß die Pfarrer bei dem Abendmahl den Frauen, die die großen Mützen trugen, sollten den Kelch in die Hand geben.³⁾

Die eigentlichen örtlichen Trachten treten, wie überall in Deutschland, auch in der Mark Brandenburg erst nach dem Siebenjährigen Kriege bemerkbar auf. Jetzt tauchen der dreispitzige Hut, Schnallenschuhe, Gamaschen, die im allgemeinen schon während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. Verbreitung fanden, eng anliegende, kurze Hosen, die farbige Weste und der lange Rock in der Provinz auf. Da die Stoffe selbst noch im Hause erzeugt wurden, so konnten sie sich leicht bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten. Selbst die Biedermeierzeit mit ihren grundsätzlichen Wandlungen ist hier fast spurlos vorübergegangen. Was sich in der Mark an Spuren von Volkstrachten erhalten hat, weist übereinstimmend in die Zeit von 1760 bis 1850.

Die märkische Trachtengeschichte ist reicher, als man es im allgemeinen glaubt. Keineswegs ist sie auf die wendischen Gebiete beschränkt. Es ist im Gegenteil sicher,

¹⁾ Die linksseitig angebrachte Frau ist allerdings städtisch gekleidet. Es ist also immerhin möglich, daß auch der Mann einen Städter darstellt. Dann würde aber angesichts des Berliner Totentanzes nur bewiesen werden, daß in Pritzwalk städtische und bäuerliche Tracht noch sehr vieles gemeinsam hatten.

²⁾ Bär VII, S. 27; XV, 1889, S. 227.

³⁾ Büsching, Reise nach Kyritz, S. 85.

daß die hausgewebte Kleidung sich in der ganzen Provinz zu örtlichen Trachten herausgebildet hat, und daß namentlich die Brautkleidung es zu einer gewissen reichen Kleiderfreudigkeit brachte. Am geringsten sind die Spuren der Tracht in der Prignitz, dem Havellande und dem Kreise Ruppin. Nur abgerissene Fäden leiten dahin, daß der Hausfleiß auch hier die Tracht bis zu einem gewissen Grade bedingt hat. Aus Frehne (Ostprignitz) wird berichtet, daß die Frauen einst einen Hut mit Borten und dunkle Warfröcke mit breitem Saume getragen haben. Die Nachricht, daß die Frauen in Warnow (Westprignitz) einen großen, breiten Hut im Sommer aufsetzten, der hinten Wachsklappen hatte, ist wohl auf den allgemein bekannten weißen Sonnenhut zu beziehen, der auch heute noch benutzt wird. Die Männer trugen in der nördlichen Mark noch Ende des 19. Jahrhunderts stellenweise jene langen dunkelblauen Schoßröcke, die für die Bauerntracht des 18. Jahrhunderts charakteristisch waren, und die selbst im heißesten Sommer einen dicken Schal bargen,¹⁾ während die Frauen bei ihren, aus Fabrikstoffen hergestellten Kleidern möglichst große Blumenmuster bevorzugten. Dazu kamen ein tellerförmiger Strohhut oder Filzhut oder das Kopfstück und eine blaue Bluse.



Abb. 88. Uckermärkische Bauern.
Nach v. Minutoli.

Am längsten hat sich bei den Männern die Tracht noch bei den Hirten und Arbeitern erhalten. Alexander von Minutoli gibt auf dem Titelblatt seiner „Denkmäler der mittelalterlichen Kunst“ einige Trachtenbilder aus Gramzow (Uckermark), die bei der Zuverlässigkeit dieses Schriftstellers unbedingt Glauben verdienen (Abb. 88). Das Uckermärkische Museum in Prenzlau bewahrt einige gestickte Frauenhauben, Reste eines alten Brautgewandes, die indessen auch bei anderen Gelegenheiten benutzt wurden. Demnach sollen solche Hauben noch um 1880 in dem benachbarten Dorfe Melzow getragen worden sein.

Vergessene Zeiten! Die Tracht ist verschwunden, wie auch die Erinnerung daran entweicht. Nur im Süden von Berlin reicht sie noch in das Ende des 19. Jahrhunderts hinein; ja, hier gibt es noch ältere Frauen, die am Sonntage ihre feiertagstracht wieder hervorholen. Nach einer mündlichen Mitteilung²⁾ trugen 1868 noch die Frauen in Groeben, Stangenhagen, Siethen, Beuthen, Jütgendorf, Kietz, Schiaß, Stücken, Fresdorf, Wildenbruch u. a. bei Potsdam, blau- bzw. schwarzpunktierte Kopfstücker, die Mädchen dunkle Mieder, bunte, quergestreifte Röcke, Hemden und Strümpfe, die sie selbst gefertigt hatten. In Brück war vor wenigen Jahren sogar noch die Erinnerung an die Kniehosen und den kurzen Tailleurrock nicht erloschen. Unaufhaltsam entwindet die Tracht auch aus den Kreisen Belzig und Jüterbog-Luckenwalde, in denen selbst die jungen Mädchen noch 1911 ihre selbstgefertigte Tracht nicht abgelegt

¹⁾ Solche sah ich noch 1890 bei alten Leuten in dem brandenburgisch-mecklenburgischen Grenzgebiet. Daß der Bauer auch im Sommer recht warme Kleidung trägt, ist eine in ganz Deutschland zu machende Beobachtung.

²⁾ Von Pfarrer Handmann.

haben. Hauptsächlich ist es der Fläming mit seinen deutschen Dörfern Hohenschlenger, Rosenthal, Schwebendorf, Hohenseefeld, Niederseefeld, Bärwalde, Niedergörsdorf, Euthersbrunn, Marzahne, Schlalach, Dennewitz u. a., wo noch Trachten vorhanden sind. Der für die märkische Forschung leider viel zu früh gestorbene Postrat a. D. Steinhardt in Treuenbriezen spricht sich über diese Trachten einmal folgendermaßen aus:¹⁾ „Die Jahre nach dem großen Einigungskriege bezeichnen auch hier den Wendepunkt, denn noch in den sechziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts kamen die Bauern aus der weiten Umgebung von Treuenbriezen zu den Jahrmärkten in ihren bunten, abwechslungsreichen Trachten, die auf dem Fläming fast von Dorf zu Dorf verschieden waren, nach der Stadt herein, und da war es ein erfrischender Anblick, die Frauen und Mädchen zu sehen in ihren großen Hauben mit Flügeln und den breiten, seidnen Bändern daran, die von der Kopfbedeckung bis fast auf den Erdboden herabreichten, in ihren kurzen, gefältelten bunten Röcken mit den farbig gemusterten, seidnen Schürzen; die Männer in dunklen, langen Röcken, meist schwarz oder dunkelblau, und den steifen, schwarzen Schirmmützen, an jeder die preussische Kokarde. Das war ein lebensvolles, farbenfrisches Bild, bunt ohne auffallende grelle Farben, dem selbstbewußt gemessenen Auftreten der Bauern würdig angepaßt“ (Abb. 89).

Der selbstgemachte kurze und weite Rock der Bäuerin legt sich in tiefe Falten; er ist an dem schwarzen Samtmieder, das mit schmaler, bunter Litze besetzt ist, befestigt. Eine gestickte Patte hält über der Brust das bunte Halstuch. Perlborten und kunstvoll ausgeschnittene Samtstreifen bilden den unteren Besatz des Kleides, der von den Mädchen gleichfalls selbst angefertigt wurde. An großen Feiertagen, zur Konfirmation, zur Hochzeit und im Sarge wird der schwarze Tuchrock getragen, den jedes Mädchen zur Einsegnung erhält. „Puffjacken und gestickte Hauben mit großen Rüschen, die unter dem Kinn geschlossen wurden, waren bis 1890 der Schmuck dazu. Seit diesem Jahre ist die kleidsame Haube verschwunden und hat dem schwarzen Kaschmirtuche mit bunten Blumen Platz gemacht.“ Die Abendmahlskleidung hat besonders in den Dörfern bestimmte Formen angenommen; sie ist auch da, wo die Tracht schon geschwunden ist, d. h. in den Dörfern nordwärts des Fläming, die mit dem obengenannten Gebiet südlich Berlin in Verbindung stehen, noch vielfach bei älteren Leuten Sonntags zu finden (Abb. 90). Eine solche aus Euthersbrunn beschreibt Steinhardt als aus schwarzem, bemerkenswert feinem Tuche mit Keulenärmeln gefertigt. „Zu dem Kleid gehören



Abb. 89. Flämingstracht junger Frauen.

¹⁾ Monatsblatt der Brandenburgia XII, 1904, S. 481.

Schürze und weißes Taillentuch, und zwar eine schwarze Schürze zum Abendmahl, eine bunte zum gewöhnlichen Kirchgang und eine weiße zu besonderen Festlichkeiten.“

Während die weibliche Jugend die großen, kunstreichen Flügelhauben trägt, ziehen ältere Frauen ein schwarzes oder buntes Kopftuch vor, das als Haube getragen wird (Abb. 91). Aber auch hier machen sich örtliche Unterschiede bemerkbar. Die Bäuerinnen der Flämingsdörfer lassen beide Zipfel des Kopftuches über den Rücken herabhängen, und die aus den, vielleicht mehr slawisch durchsetzten Buschdörfern, lassen den einen Zipfel über den Rücken, den anderen über die Brust fallen. M. W. Hefster, der Chronist Jüterbogs, schildert die Tracht um 1850 in ähnlicher Weise. „Sonst hat in der hiesigen Männerkleidung Altertümliches sich nicht erhalten.¹⁾ In der weib-



Abb. 90. Flämingsracht älterer Frauen (links Abendmahlstracht).

lichen, meist leinewollenen, aber farbigen und buntgestreiften Tracht tritt der Mangel alles Aufbausehens hervor, doch vorzüglich ein hinteres Auslaufen des schmal umgebundenen Kopftuches in zwei möglichst breitgezogene faltige Flügel, welche nicht sowohl Merkurs- als Engelsflügeln gleichen.“ Einzelne Hinweise, wie diese Flügel oder die bei der Jugend bemerkbare Vorliebe für rote Kleider lassen vermuten, daß eine Beeinflussung von dem östlich angrenzenden wendischen Gebiet stattgefunden habe. Dem stehen zwar die Tatsachen entgegen, daß die genannten Dörfer deutsche Gründungen sind,

¹⁾ Hefster, Chronik von Jüterbog, S. 50. Er ergänzt jedoch diese Behauptung durch die Mitteilung aus den handschriftlich in Jüterbog aufbewahrten Etmüllerschen Annalen, daß Anno 1693 der Richter Dümchen auf dem Neumarkt gestorben sei und „ist der einzige und letzte gewesen, der einen spitzen Hut mit niedergeschlagenen Krempe in hiesiger Gegend getragen, welche Mode beinahe 600 Jahre allhier gebräuchlich gewesen, und sah dieser Hut so aus, wie man die alten holländischen Bauern abgemalt findet“.

und daß, den Namen der Bewohner nach, auch deutsche Besiedelung vorliegt. Über andererseits widerspricht die streng innegehaltene Gewohnheit, das Kopfhaar ängstlich unter der Haube zu verbergen, keineswegs dem wendischen Gebrauch, denn auch dieser verlangt das Verbergen des weiblichen Haares.¹⁾ Solange nicht endgültige Beweise für den deutschen Ursprung dieses Trachtengebietes vorliegen, wird man eine slawische Beeinflussung um so mehr annehmen dürfen, als süd- und ostwärts tatsächlich eine wendische Trachtenzone vorgelagert ist, die mit dem Vordringen wendischer Einflüsse im Hausbau in Verbindung steht.

Dieses große, über die Provinz Sachsen und über das östliche Königreich Sachsen mit der Oberlausitz in Verbindung stehende Gebiet hat seinen Mittelpunkt heute im Spreewalde; doch hat es sich früher über die ganze Niederlausitz und bis zur Wartthe hin erstreckt, obwohl hier vielleicht schon polnische bzw. posensche Einflüsse hineinspielen. Wenigstens läßt eine Mitteilung aus Maauskow, südöstlich Sonnenburg, die sich auf die Jahre 1868—1874 bezieht und den Bauern lange blaue Röcke mit blanken Knöpfen und enge, unten zusammengebundene Hosen zuspricht, darauf schließen.²⁾ Der zugleich vereinzelt vorkommende Dreimaster ist dagegen städtischen Ursprungs. Als auf einer abgerissenen Scholle des einst einheitlichen Trachtengebietes haben sich im Kreise Weststernberg in einzelnen Dörfern weibliche Trachten erhalten. Es sind dies die nahe der Oder gelegenen Dörfer Rampitz, Klopitz, Grinnitz, Balkow, Ziebingen und Sandow. Ein weiter, buntgestreifter Warfrock mit einem breiten Streifen als unterem Abschluß, der in Ziebingen aus blauem Wollstoff, in dem benachbarten



Abb. 91. Sonntagstracht aus Jandchwitz.
Aufnahme von Bibliothekar Kädicke.

Grinnitz aus schwarzem Samt besteht, bedeckt einen oder mehrere Unterröcke, die der Trägerin ein volles Aussehen geben. Die Brust wird von einem weißen Oberhemde mit weißgestickten, breiten und weit zurückgeschlagenen Ärmeln bedeckt, auf dem ein weit ausgeschnittenes, ärmellofes Leibchen aus schwarzem Samt mit bunter Kante liegt. Ein gleichfalls buntes Halstuch kreuzt sich mit den Enden über der Brust und wird auf dem Rücken, unter dem dreieckig herunterfallenden Zipfel verknüpft. Den Kopf deckt eine kleine, weiße Haube mit einer gleichfarbenen Schleife, die sich noch nicht zu der ansehnlichen Größe des Spreewaldes entwickelt hat. An die Stelle der weißen oder blauen Schürze tritt oft ein buntes, in zwei breiten Streifen herabhängendes Band.

¹⁾ Die bekannte Redensart „unter die Haube kommen“ darf man jedenfalls nicht als Beweis für einen deutschen Ursprung der Sitte anführen, denn sie bezieht sich nicht auf das Verbergen des weiblichen Kopfhaares sondern auf die Haube, die nur verheirateten Frauen zukam.

²⁾ Nach mündlicher Mitteilung des Herrn Pastor Handtmann.

Bei Trauer oder bei der Abendmahlsfeier werden die bunten von schwarzen Kleidern ersetzt (Abb. 92). Die Männer trugen früher über einer wollenen Jacke eine geblünte Manchesterweste, dazu eine schwarze oder dunkle Hose aus gleichem Stoffe und einen schwarzen Filzhut. Zum feierlichen Kirchzuge zogen sie einen stattlichen Tuchrock an. Eine verwandte Tracht, vielleicht mit einer leisen Hinneigung zu grünen Stoffen, finden wir in Neu-Hardenberg, zwischen Strausberg und Seelow. Wenn diese Tracht auch noch dem wendischen Kulturkreise zuzusprechen ist, und wenn sich vielleicht auch noch weiter westlich Reste nachweisen lassen, so dürfte doch Berlin mit seiner Umgebung völlig im deutschen Trachtengebiete gelegen haben. Was davon bekannt ist, z. B. eine aus den östlichen Vororten stammende Brauttracht im Märkischen Museum, hat mehr Beziehungen zur Uckermark als zum näher gelegenen wendischen Osten.



Abb. 92. Ziebingen Tracht.

Der wendischen Trachtenentwicklung gegenüber sind wir günstiger gestellt als der deutschen, weil trotz aller örtlichen Abweichungen sich doch überall die gleichen Grundzüge finden. Das gilt für das ganze wendische Gebiet mit Einschluß von Sachsen und der Oberlausitz. Für die wissenschaftliche Betrachtung kommt es außerdem zustatten, daß sich das Slawentum trotz seines geringeren wirtschaftlichen Gedeihens — oder vielleicht eben darum! — mit Vorliebe einer bunten Festestracht und all dem Eintagszauber einer temperamentvollen Festesfreude hinzugeben wußte. Umgekehrt hat gerade dieser Zug schon früher die Aufmerksamkeit der deutschen Grundherren erregt. Wir sind darum in der glücklichen Lage, über die Entwicklungsgeschichte der wendischen Tracht in Deutschland schon vom Anfang des 18. Jahrhunderts Aufzeichnungen und Bilder zu besitzen, die uns einerseits eine feste, einheimische Überlieferung bezeugen, andererseits aber auch die merkwürdige Übereinstimmung zwischen den einzelnen Gebieten begründen. Es würde viel zu weit führen, dies jetzt auf die oberlausitzischen Wenden auszudehnen; wir müssen uns begnügen, auf die Tatsache kurz hinzuweisen und hervorheben, daß, wie die obenerwähnten abgesplitterten Trachtengebiete mit der Niederlausitz sachlich zusammenhängen, dieses Gesamtgebiet in innigster Berührung mit der Oberlausitz steht.¹⁾

Der Spreewald ist als Trachtengebiet am bekanntesten, aber nicht am zuverlässigsten, da die Mode und vor allem die Beziehungen zu Berlin doch vieles verändert haben. Aber vor einem Menschenalter konnte die Eigenart dieses Gebietes noch studiert werden, wenn auch eine eingehende Beobachtung zeigt, daß von einer Einheitlichkeit nur so weit

¹⁾ Material für weitere Forschungen hat der fleißige Amtmann Prensler in seinem von der Wissenschaft natürlich vielfach überholten Werke „Blicke in die vaterländische Vorzeit“, Leipzig 1841, zusammengestellt.

gesprochen werden darf, als in untergeordneten Tüzen, in einzelnen Farben, Bändern, Schmuckgegenständen, in der Art Tücher zu Knoten u. a. m. jedes Dorf wieder seine Eigentümlichkeit hatte. Die wendische Niederlausitzerin trägt einen feuerroten, faltigen, aber recht kurzen Rock, der mit eigengewebter Leinwand gefüttert ist. Er ist an dem ärmellosen, schwarzsamtenen Nieder befestigt, aus dessen verhältnismäßig großen Ärmellöchern die weißlinnenen, halblangen und weiten Ärmel des Kittelchens ragen, eines kurzen, unter dem Nieder befindlichen Oberhemdes. Die nur an Festtagen getragenen weißen Strümpfe stecken in niedrigen Lederschuhen. Das stets vorhandene, buntfarbige und in der Regel helle Brusttuch wird mit Hilfe eines Samtbandes mit den beiden vorderen Zipfeln befestigt, während der Rücken von dem breiten Dreieckzipfel bedeckt ist. Eine, dem Rocke gleich lange weiße Schürze verbirgt den ersteren bis auf ein schmales Stück auf der Rückseite. Um den Kopf wird ein weißes, in einzelnen Gegenden farbiges Tuch,



Abb. 93. Kirchtrachten aus Cornow, Drehna u. a. Dörfern bei Peitz.

die Kappa, derart gebunden, daß Haar, die obere Stirn und die Ohren teilweise bedeckt sind, und daß zwei Zipfel seitwärts abstehen. Die gestärkten Tuchzipfel, die den Anstoß zu den schönen Flügelhauben des Fläming gegeben haben, dürften kaum vor den Anfang des 19. Jahrhunderts zurückgehen. Dieses Kopftuch, das auch die Kinder schon tragen, wird an Festtagen mit einer Mütze vertauscht. Sie besteht aus einem Pappgestell, das ziemlich weit über den Kopf gelegt wird und mit einem weitabstehenden, hinterwärts eingeschnürten Linnen- oder Seidentuch bedeckt ist. Häufig ist es gestickt und steht dann mit der Stickerei des Brusttuches im Einflange. Bei der Trauer ist es wie das letztere einfach weiß oder schwarz (Abb. 93).

Einfacher ist die Kleidung der Männer. Der blaue Leinwandrock ist wohl schon überall verschwunden; nur der Sonntagsrock aus blauem Tuch wird noch von älteren Männern getragen. Vor einigen Jahren soll es in der Cottbuser Gegend noch einen kurzen Leinwandkittel mit grüner oder roter Friesfütterung gegeben haben.



alte traditionelle Pelzmütze, die in feierlichen Stunden von einem breiten Zylinder ersetzt wurde, ist der Mütze oder dem Filzhut gewichen. Kein Wunder, denn gerade die Niederlausitz ist ja ein Hauptgebiet der deutschen Hutfabrikation! Auch am Hochzeitstage wächst diese Einfachheit nicht über die größere Gediegenheit der Stoffe hinaus, während die Braut am sicheren Bande der Überlieferung die Tracht erheblich durch Prunk und Farbenfreudigkeit zu steigern weiß. Der breite „Hupatz“, ein aus einem Spitzenkranz, künstlichen Girlanden, blauen und weißen Blüten und goldenen und silbernen Perlen bestehende Brautkrone, deckt das Haupt, eine schwarze zugehaftere Tuchjacke, aus der die Falten des schleierartigen Halstuches hervorkommen, den Hals. „Am Nacken, wo die Falten des Halstuches durch eine Spange zusammengehalten werden, bemerkte man zwei Strähne umspinnener Seide, sog. Flockseide, eine weiße und eine grüne, die von dem „Wenk“, dem Sträußchen, dem höchsten Schmuck und Stolz der Braut, einem



Abb. 94. Tauftrachten aus Neuendorf bei Peitz.

einfachen, schlichten Myrtensträußchen, das zwischen den Girlanden hinten am Hupatz seinen Ehrenplatz hatte, herührten.“ Auch der Brautrock von Tuch wie die seidene Schürze waren schwarz und bildeten mit den schneeweißen Strümpfen einen feierlichen Afford.

Hier in diesen hohen Zeiten findet die Volkstracht ihre schönste Entwicklung auch in den oben genannten Gegenden. Vieles von ihr wird zurückgelegt und folgt der Verstorbenen in das

Grab, oder es schmückt in modernisierter Form die Tochter. Nach der Feier schwächt sich diese blendende Schönheit leicht wieder zurück ins Alltagsleben, aber sie bleibt doch im Banne des Herkömmlichen; nur das Abendmahl und der Kirchgang geben Gelegenheit, eine würdige, stimmungsvolle Tracht weiterzupflegen (Abb. 94).

Die Provinz Brandenburg bietet heute nur ein Mosaik von Einzelbildern, die auch beim Zusammensetzen nicht immer klare Linien hervortreten lassen. Aber sie verbergen nicht den Abstand, der zwischen der wendischen, vorwiegend aus ethnographischen Quellen geflossenen Tracht und der deutschen besteht, die von kulturgeschichtlichen Bewegungen geschaffen worden ist. Jene hat sich darum lebenskräftiger gezeigt; diese ist schnell von dem Geiste einer neuen Zeit dahingerafft. Auch die wendische Tracht wird eines Tages der anderen gefolgt sein. Darüber besteht kein Zweifel. Möge der Tag aber noch fern sein, an dem das letzte Trachtenstück abgetan wird.

Die Arbeit.

Das Eigentum und sein Schutz.

Mit naturnotwendiger Folgerichtigkeit hat sich aus der geregelten Arbeit der Begriff des Eigentums entwickelt und mit ihm eine feste Beziehung zu allen genossenschaftlichen Bestrebungen, dieses Eigentum zu vermehren. Daneben aber steht noch die weitere Sorge, den erworbenen Besitz vor Einbußen zu sichern. Gehört die Arbeit, soweit sie auf die Vermehrung des Besitzes gerichtet ist, in den meisten Fällen zu den privaten Äußerungen des einzelnen, so hat die organisierte Sicherheit des Besitzes eine öffentlich-rechtliche Natur. Doch gibt es keine sichere Grenzlinie zwischen beiden; dagegen haben sie in einer Zeit, die vorwiegend mit realen Vorstellungen arbeitete, und die notgedrungen oft auf die schriftliche Festlegung der Eigentumsbegriffe verzichten mußte, das Leben mit einer Reihe von Gebräuchen durchsetzt. Sinnig und verständig, in ihrer Anwendung auch für uns noch oft erkennbar, haben sie aber ebenso häufig den ursprünglichen Kern verloren und sind zur Form geworden, aus der man nur schwer noch eine alte Vorstellung herauslesen kann.

Hofzeichen. Haus und Hof bilden eine Einheit, die bei einem Besitzwechsel das neue Verhältnis um so mehr erkennen lassen mußte, als gerade auf dem Lande gemeinsame Arbeit die Gegenstände zeitlich vermengte. Tiere, die auf die Weide getrieben wurden, Ackergerätschaften, die auf dem Felde stehenblieben, Fischnetze, die von der Dorfschaft gemeinsam benutzt wurden, waren gezeichnet und dadurch leicht herauszufinden. Außerdem war es für die häufigere Verlosung von Gemeindeeigentum an die Dorfbewohner: der Wiesen, Gewässer, Bäume u. a. nicht minder notwendig, die Hofzeichen der letzteren zu wissen. Also Vieh, Acker- und Fischereigerät und die ausgelosten Ländereien, die Kabeln oder Lose, wurden durch das Zeichen bestimmt. Wie wichtig dies war, erläutert ein Bericht von Rektor O. Monke: „In Schönerlinde (Niederbarnim) befand sich früher in der Wand der Schmiede neben der Tür ein wagenrechtlicher Spalt, durch den die abends heimkehrenden Knechte die stumpf gewordenen Pflugschare steckten, die dann immer dicht neben dem Herde auf den Boden fielen. Waren sie dann geschärft, so wurden sie am Morgen von den Knechten abgeholt, und jeder erkannte an den auf den Pflugscharen angebrachten Hofzeichen sein Eigentum,¹⁾ Angaben aus anderen Ortschaften bestätigen diesen Gebrauch ebenso wie einen zweiten, nach dem jeder Hausbesitzer sein besonderes Zeichen an der Wohnung angebracht habe.“

Die Hofzeichen mußten verschwinden, sobald die moderne Verwaltungstechnik die alte Dorfverfassung auflöste und das geschriebene Wort jede Änderung der Besitzverhältnisse festlegte. Immerhin haben sie doch noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts bestanden. In Lobeoffund bei Nauen fand ich noch einige an Pfählen in der Wiese um 1900. Der Gebrauch ist sicher sehr alt und vermutlich auf das Heidentum zurückzuführen. Inhaltlich sind die meisten Hofzeichen leicht herstellbare geometrische Zeichen; einzelne scheinen Ackergeräte (5. 10. 15. Wachow 1870, 2. 5. Wachow 1905,

¹⁾ Monatsblatt der Brandenburgia XII, 1904, S. 428.

6 Trennen auf Abb. 96), andere Buchstaben zu fein. Wieweit einzelne noch mit Runen in Beziehung zu setzen sind, mag dahingestellt bleiben, obwohl die Ähnlichkeit oft überraschend ist.¹⁾

Grenzzüge. War durch die Hofzeichen eine Störung des Besitzes der Bewohner nach Möglichkeit vermieden, so ging das Bestreben doch auch dahin, das Eigentum der Gesamtheit zu sichern. Diesem Zwecke dienten die Grenzgänge, die sowohl in den Dörfern wie in den Städten feierlich stattfanden, um das Gebiet der Jugend bekannt zu machen und etwaige Grenzverschiebungen zu berichtigen. In diesem letzten Punkte waren unsere Vorfahren sehr empfindlich; eine ganze Gattung von Sagen weiß von den Strafen zu berichten, die den Grenzverächter trafen. Um so mehr mußte eine solche Grenzbesichtigung zu einem feierlichen Ereignis werden, als damit ursprünglich auch Kultthandlungen verbunden waren. Da bei einem Grenzgang auch die benachbarten Gemeinden beteiligt waren, so wurden diese dazu geladen. Das hatte aber zur Folge, daß diese geladene Gemeinde ihre Besichtigung in dem laufenden Jahre aussetzte. So bildete sich ein regelmäßiger Turnus von Grenzzügen heraus, der von der Anzahl der beteiligten Gemeinden abhängig war. Es fand z. B. der Grenzgang zwischen den Dörfern Hohen-Werbig und Zirsdorf alle sechs Jahre statt, weil das letztere außer mit Hohen-Werbig noch mit Garrey, Herzendorf und Berkau in wechselseitigen Grenzbeziehungen stand. Im Laufe der Zeit geriet diese Regel wohl manchmal in Vergessenheit; auch kamen Unglücksjahre hinzu, die Zwischenzeiten etwas länger zu dehnen. Zwischen Garrey und Berkau wurden sie auf zwölf Jahre, später auf neun Jahre bemessen, zwischen Bergholz und Grubo, beide wie die vorher genannten Dörfer auf dem Fläming, auf zehn Jahre ausgedehnt.

Das Dorf, das den Grenzzug, den Grenzgang, das Grenzziehen veranstaltet, sendet an die beteiligten Gemeinden einen Boten mit dem Auftrage, einen möglichst genehmen Termin festzusetzen. Zumeist tritt die befragte Gemeinde erst zusammen und bestimmt dann den Tag, meistens einen Sonnabend. Am festgesetzten Tage treffen sich die Bauern und Kossäten am Morgen, jeder mit einem Spaten versehen, an der Grenze. Die ladende Gemeinde brachte eine Musikkapelle mit.²⁾ Die Bewohner eines jeden der beteiligten Dörfer stellten sich, den Schulzen vor der Front, an der beiderseitigen Grenze auf. Auf die Anfrage des Schulzen der eingeladenen Gemeinde, warum sie zur Grenze geladen seien, erfolgt die Antwort: „Die Hügel zu erneuern, die Grenzen zu besichtigen, das Unrecht zu strafen.“ Dann wird der Zug um die Grenze angetreten. Bei jedem der Grenzhügel, die unverwesbare Stoffe wie Glas, Asche, Steine im Innern bergen und etwa 50 bis 100 m weit auseinanderliegen, wird haltgemacht, und unter den Klängen der Musik die Hügel neu angeschüttet. Das geschieht so, daß jede Gemeinde die der anderen Gemeinde zugewandte Seite auffandet. Hat einer über seinen Acker

¹⁾ Zur Sippe der Hofzeichen gehören nach neueren Forschungen ursprünglich auch die Steinmehzzeichen, die man an mittelalterlichen Haussteinkirchen findet. S. Cl. Pfau, Das gotische Steinmehzzeichen. Beiträge zur Kunstgeschichte. Neue Folge XXII, 1895.

²⁾ So ist es wenigstens in dem letzten Jahrzehnt gehandhabt worden, wie es aus einem Berichte von 1881 über den Grenzgang zwischen Hohen-Werbig und Zirsdorf hervorgeht (Bär VIII, 1882, S. 400). Ursprünglich war wohl ein Priester bzw. ein Gottesdienst vorgesehen.

淡江大學圖書館
藏書
民國三十四年
五月
十日
...

hinaus gepflügt, dann erfolgt eine öffentliche Rüge, unter Umständen eine Strafe und Berichtigung der Grenze. Ist in dieser Art die ganze Grenze geprüft und richtig gestellt, so werden wieder wechselseitig und unter Innehaltung eines alten Ceremoniells die Frauen der eingeladenen Gemeinde besonders geladen und geholt. Jeder Bauer kehrt mit seiner Frau bei seinem Grenznachbarn oder Bekannten ein, um Kaffee und Kuchen zu genießen und einen Spaziergang über die Feldmark zu machen, während die Frau das Essen bereitet. Ein Tanz im Wirtshaus oder auch in einem Bauernhaus, der nur durch den Abendimbiss bei dem Gastfreunde unterbrochen wird und oft bis zum frühen Morgen währt, beschließt den Grenzgang. Das getrunkene Bier oder der Schnaps wird von beiden Gemeinden bezahlt.

An anderen Stellen schloß sich noch eine Besichtigung der Feuerstellen, der Feuerlöschgeräte, Brücken, Gräben und anderer Einrichtungen an, um die Sicherheit des Eigentums auch nach dieser Seite hin zu gewährleisten. Von der aus einigen Gegenden Deutschlands berichteten Gewohnheit, die Dorfjugend zu prügeln, um ihr die Grenze recht eindringlich ins Gedächtnis zu schreiben, ist in Brandenburg wenig bekannt geworden (S. 130), nur wird erzählt, daß ein neuer Besitzer auf den Grenzhügel gesetzt wurde.

Die Grenzzüge haben sich in ihrer dörflichen Form noch bis in unsere Tage hinein erhalten, wem auch die Gebräuche etwas verwaschen sind.¹⁾ Aber auch in den Städten waren sie allgemein verbreitet, bis sie Friedrich Wilhelm I. durch Streichung der dafür in den Stadtrechnungen angelegten Ausgaben aufhob und regelrechte Kataster anzulegen befaß. An dem dazu bestimmten Tage — in Strausberg fiel er auf Walpurgis, den altgermanischen Frühlingstag (1. Mai) — versammelte sich die Bürgerschaft auf den

¹⁾ Ein Bericht in der Deutschen Tageszeitung 1904 (Nr. 251) schildert den nach zehnjähriger Pause 1904 wieder stattgefundenen Grenzgang zwischen Bergholz und Grubo folgendermaßen:

„Die Besitzer von Bergholz und Grubo brachen in früher Morgenstunde auf, um sich auf der Gemarkung Raben—Grubo—Bergholz zu treffen. Nach der Vereinigung um 7 Uhr ging's zum ersten Grenzhügel, der von drei mit Spaten versehenen Großspännern erneuert und von drei anderen mit Schippen ausgerüsteten geglättet wurde. Jede Gemeinde hatte die ihrer Grenze entgegengesetzte Seite aufzufrischen, während Musikflänge ertönten. Waren zwei Hügel in Stand gesetzt, so wurde die dazwischen liegende Grenze genau visiert. Ergab sich, daß ein Besitzer übergeackert hatte, so wurde er in Strafe genommen. Befand sich ein neuer Besitzer im Zuge, so wurde er auf den Hügel gesetzt, damit er sich die Grenze genau merke. Zog sich die Grenze durch die Heide, so trat ein mit einer Axt bewehrter Knecht in Tätigkeit, indem er unnachsichtlich jeden Zweig, der sich über die Grenze wagte, entfernte. Um 9 Uhr wurde gefrühstückt. Während die älteren Besitzer die Grenzerneuerungen und Berichtigungen weiter vornahmen, begaben sich die jüngeren Wirte nach den Grenzorten, um die Hausfrauen und die Töchter des Hauses nach dem festgebenden Orte zu laden. Die Einlader waren verpflichtet, in jedem Hause entweder mit der Hausfrau oder deren erwachsener Tochter zu tanzen. Hatten die Tänzerinnen den Ehrentrank von dem Einlader angenommen, so vergalten sie dies durch ein reichliches Frühstück. Im festgebenden Orte selbst wurden die Gäste mit Musik nach dem Gasthose gebracht und dort nach Quartieren verteilt, wo ihrer ein Mahl wartete. Zum Schluß wurden die Viehställe in Augenschein genommen; ein Dorfball beschloß das alle zehn Jahre stattfindende Grenzerneuerungsfest.“

Bringt der Bericht auch Einzelheiten die auf eine starke Verflachung deuten, so beweist aber die ganze Veranstaltung, daß die ursprünglichen Züge noch nicht verwischt sind.

Ruf der Bürgerglocke vor dem Rathause. Wer ohne Grund fernblieb, wurde gestraft. Nach Verlesung der Stadtstatuten und Bezahlung des Stadtschofes und der Grundzinsen wurden die Jungbürger und Verordneten von den Stadträten, den Geschworenen und den Gildemeistern hinaus in die Flur geführt, und ihnen die Grenzen und die Grenzzeichen gezeigt. Nach Beendigung wurde auf dem Rathause ein festliches Gelage veranstaltet, bei dem für die zwölf Stadtverordneten allein eine Tonne Bier bestimmt war. Man kann es also verstehen, daß der sparsame Friedrich Wilhelm I. dieser Prasserei ein Ziel setzte. — In Cöpenick fand der Umzug alle zwei Jahre statt, angeblich weil Kurfürst Joachim II. der Stadt eine große Wiesenfläche nebst Fischereierechtigkeit auf dem Müggelsee geschenkt hatte. Dem Umstande, daß die Kietzer die Fische und das Bier herzugeben hatten, was in einem Vertrage 1451 bestimmt worden war, ist es zuzuschreiben, daß dieser Grenzzug sich bis in das Ende des 19. Jahrhunderts erhalten hat.¹⁾

Nachbarschaft. Es vermischen sich in den Grenzzügen öffentliche und private Interessen, bestimmend bleibt aber die Sicherung des Eigentums, die auch von der Einrichtung der Nachbarschaften übernommen wurde. Zwar haben wir keine direkten Beweise von dem Bestehen einer solchen offiziellen Einrichtung, die besonders in Siebenbürgen, am Rhein, an der Nordsee und im Königreich Sachsen blühte,²⁾ doch liegt das gegenseitige Hilfsverhältnis des Nachbarn zu nahe, um es abzuleugnen. Aberdies wird der Ausdruck „Nachbar“ öfter in den Ordnungen erwähnt.³⁾ Die Aufgabe dieser Nachbarschaften ging dahin, bei guten und bösen Ereignissen dem einzelnen zu helfen, ihm bei Feuer- und Wassersnot, beim Hausbau und bei der Ernte, bei Hochzeit, Taufe und Tod hilfreich beiseite zu stehen. In einer Uckerordnung von 1702 wird dem Nachbarn sogar obrigkeitliche Eigenschaft beigelegt.⁴⁾ Aus all diesen Sicherungen spricht, wenn man sie in der Gesamtheit vor Augen hat, eine besondere Sorge für den unbeweglichen Besitz, der in dem Dasein unserer Bauern und Bürger eine wesentlich größere Rolle spielte als heute. Kam doch auch in den Stadtrechten die Bevorzugung des unbeweglichen Eigentums zum Ausdruck, indem oft nur der mit Hufen angeessene Bürger in den Rat gelangte! Und wenn in dem politischen Ringen um die Macht die Innungen anscheinend bisweilen einen größeren Einfluß errangen, dann darf man nicht übersehen, daß unter den sogenannten einflussreichen Diergewerken, den Tuchmachern, den Schustern, den Bäckern und Schlächtern, sich die beiden letzten als Hufenbesitzer dem Einfluß der anderen entgegengestellt haben. Gerade in den Städten, in denen die Interessen des Grundbesitzes zusammenlaufen mit denen der Zünfte, da lag der Schwerpunkt der Eigentumsicherung in der gerechten Verwaltung des gemeinsamen städtischen Besitzes, der Feldmark mit ihren Heiden und Weiden, Seen, Hütungen u. a.

¹⁾ Bär V, 1879, S. 263.

²⁾ Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde V, 1910, S. 216. Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde VI, 1909, S. 205.

³⁾ So heißt es in der Ordnung des Dorfes Bredow von 1541, daß einer, der seine Pferde allein hüten lasse, dem Herrn eine Tonne Bier „und dem Nachbar eine halbe Tonne“ geben solle. Bär X, 1884, S. 238. In einer Klage gegen seine Gemeinde spricht der Pfarrer von Bredow 1660 fast stets von den „Nachbarn“.

⁴⁾ Bär XII, 1885, S. 503.

Allmendegut. Hier sehen wir auch besondere Beamte für die Wahrnehmung der städtischen landwirtschaftlichen Interessen tätig, die Bauermeister, Altmänner oder Wröheherren. Sie hatten für die ordnungsmäßige Bewirtschaftung der Felder und Instandhaltung der Wege und Gräben, für die Beilegung von Streitigkeiten zu sorgen, wie es in der Berliner Ackerordnung von 1623 heißt.¹⁾ In Cölln bestand die Wrüge aus vier Ackerherren, von denen einer aus dem Räte, einer aus der Bürgerschaft und zwei aus der Ackererschaft auf ein Jahr gewählt wurden. Sie sollten die Gewalt haben, „vorgefallene Irrungen an Weide und Tristen, auch über zugesügten Schaden zu entscheiden, über die Aufrechthaltung der Ackerordnung zu wachen, und sich deshalb alle 14 Tage im Rathause zu versammeln.“²⁾

Schulzenhammer. Zerwürfnisse waren auch auf dem Dorfe zu schlichten, wo sie indessen von dem Schulzen und dem Schöffen erledigt werden konnten. Der Schulze ist ja der Vertreter des Gemeinnes, der Ordnung auf dem Lande. Und wenn „de Knüppel käm“ (Nüchel bei Treuenbrietzen), dann war die Wirkung dieselbe, als wenn heute eine gerichtliche Vorladung erfolgt. Leider hat die neuere Gemeindeverfassung von 1874 den alten Ehrentitel Schulze (von seuld = Schuld, Verpflichtung und haizan = heischen, befehlen) in den weniger sagenden Gemeindevorsteher umgewandelt. Sein Amtszeichen war der Schulzenstock, Krummholz (Hammer bei Jülichau), Schulzenhammer (All-Landsberg, Rauden bei Calau, Nieder-Jeser bei Pforten, Welzow bei Spremberg), Stab (Wornow, Westprignitz, Falkenhagen bei Spandau); ursprünglich wohl ein einfacher Botenstock,³⁾ ist er in Anlehnung an ältere mythische Vorstellungen vielfach zu einem Hammer geworden. Die Abergbringung des Hammers durch den Nachbar war in der schreibunkundigen Zeit ausreichend, um zu einer Dorfversammlung zu laden. Später sind Vorkehrungen getroffen, die Ladungszettel einzuklemmen. Im Dorfe Stolp bei Angermünde, bei dem die Ruine eines alten Burgturmes steht, hat man dieses Bild als Vorwurf für den Schulzenstock gewählt (Abb. 96), an anderen Stellen ist der Stab einfach zu einer Klammer gespalten.⁴⁾

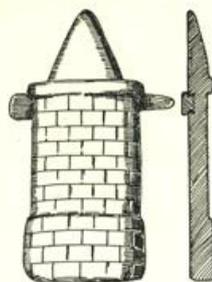


Abb. 96. Schulzenhammer aus Stolp.

¹⁾ Bär I, 1875, S. 60.

²⁾ Dieses Institut hat sich bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts gehalten, wenn auch seine Funktionen schließlich nur noch im Tagieren von Äckern und Wiesen bestanden. Wröhe, Wrohe, Wroge, Wrüge bedeutet Rüge, Roge, Ruge, der Wröheherr ist also sprachlich und wohl auch sachlich ein Gerichtsherr.

³⁾ Altnordisch Budstock (budkaste, isländisch buokáfli). Eindrucksvoll heißt es in der Frithjoffage des Esaias Tegnér. Gesang 22:

„Zum Ting! Zum Ting! Der Budstock geht
Zu Berg und Tal.
Fürst Ring ist tot; bevor nun steht
Die Königswahl.“

⁴⁾ Da es nicht bekannt ist, daß auch städtische Gemeinwesen einen Schulzenstab hatten, so scheint er auf die Dörfer beschränkt zu sein. Der bekannte Spruch, der sich in Jüterbog, Sorau,

Flurwächter. Freilich hat der Hammer nur im Dorfe Gewalt, nicht aber auf der Flur, die auch vom ersteren aus nur ungenügend zu überwachen ist. Und da andererseits in der Ernte und in dem vielfach im freien weidenden Vieh ein großer Teil des Besitzes dauernd den Gefahren feindlicher Habsucht ausgesetzt sind, so sah man sich gezwungen, dafür einen besonderen Beamten anzustellen, den Flurwächter, der häufig mit dem Hirten identisch gewesen zu sein scheint. Das Bredower Ortsstatut



Abb. 97. Wächterhorn aus Wandlitz.

verlangt, daß die Bauern einen Wächter mieten sollen, „demselben soll man nach Verlang zwei Knechte zugeben, die helfen hüten aufs fleißigste“. Da unsere Landwirtschaft immer mehr zur Stallfütterung übergegangen ist und nur selten das Vieh draußen läßt,



Abb. 98. Flurwächter-
spieß aus Mödlich.

so hat sich der Flur- und Feldwächter allmählich in einen Nachtwächter umgewandelt, der noch bis vor einem Menschenalter in altertümlicher Ausrüstung für die Sicherheit des Dorfes sorgte. Sein Gewand bestand in dem langen niederfallenden Rock, seine Waffe war ein Spieß mit einem Querbeil (Abb. 98), sein Horn ein bisweilen nicht ganz kleines Blasgerät (Abb. 97). Daneben scheinen die Nachtwächter vielfach Knarren gehabt zu haben, die für Hamburg und für Mitteldeutschland und auch für Berlin bezeugt sind, und die sie in der Siedelung wenigstens gebrauchen mußten, um ihre Wachsamkeit kundzugeben. In der Altmark wird diese Knarre, die sich als Treiberinstrument noch gehalten hat, sogar einmal als Ersatz für die fehlende Glocke erwähnt.¹⁾ Freilich

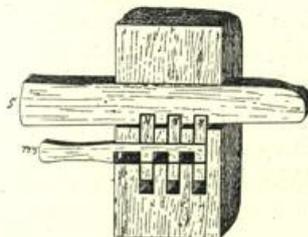


Abb. 99. Altes Holzschloß aus
Müchendorf.

Guben u. a. märkischen Städten mit einer Keule an den Stadttoren befand: „Wer seinen Kindern gibt das Brot und leidet nachher selber Not, den schlage man mit dieser Keule tot“ deutet jedoch auf ein ähnliches Amtswerkzeug hin. Eine andere Form, die aber nicht auf die Stadt beschränkt blieb, ist der Strohschau. So heißt es in dem von Erzbischof Wichmann von Magdeburg der Stadt Jüterbog 1174 erteilten Stadtrecht: „Ihr Gesetz ist, wenn man einen Schau auf den Markt steckt, so sollen die Markthöfen nichts mehr kaufen, was sie fürder verkaufen wollen. Wird aber der Schau eingezogen, so mögen sie kaufen, was sie wollen.“

¹⁾ Bär VI, 1880, S. 51. In katholischen Gegenden, wo bekanntlich die Glocken am Sterbetage des Heilands nicht läuten dürfen, tritt ebenfalls eine und Zahnrädern aus Holz-scheiten konstruierte Raschel an ihre Stelle.

hat der Wächter nicht nur für die Sicherheit nach außen zu sehen, er muß auch Sorge tragen, daß die Bürger und Bauern selbst nichts zur Sicherheit versäumen. Der Perleberger Wächter, der zugleich auch Totenträger war, ist um 1638 gehalten, unverschlossene Tore anzuzeigen. Und wenn es auch nur einfache Holzschlösser waren (Abb. 99), die das Haus sicherten, so war auf ihre Ordnung dieselbe Sorge gerichtet wie auf die Instandhaltung der Feuerlöschgeräte. Wie sich durch alle Bestimmungen das Bestreben hindurchzieht, jeden einzelnen für die Sicherheit des Ganzen heranzuziehen, so erzieht die Allgemeinheit wiederum jeden einzelnen für seine eigne Wohlfahrt.

Verwünschungen. Das hatte aber die ungewollte Wirkung, daß bei der Sicherung des kleinen Privateigentums auf den Erfolg der öffentlichen Vorkehrungen nicht unbedingt vertraut wurde. Oder es war vielleicht auch nur noch der Rest einer älteren Unheilsabwehr zurückgeblieben, der es bewirkte, daß man die öffentliche Sicherheit des Eigentums durch private Vorkehrungen zu unterstützen suchte. Wenigstens klingt die in vielen Abwandlungen in der Mark gebrauchte Verwünschungsformel gegen Bücherdiebe:

Dieses Buch ist mir lieb,
Wer es stiehlt, ist ein Dieb;
Es sei Herr oder Knecht.
Der Galgen ist sein Recht.
Kommt er an ein Haus,
So jagt man ihn hinaus.
Kommt er an einen Graben,
So fressen ihn die Raben.
Kommt er an einen Stein,
So bricht er Hals und Bein.¹⁾

mehr ein Zauberspruch als eine inhaltlose Phrase zu sein. In einer alten Feuerlade des Märkischen Museums droht der etwas abgekürzte Vers sogar, daß den Dieb die Raben auf dem Rade fressen werden.

Es sind doch tiefe Beziehungen, die das Eigentum mit den Vorstellungen des Volkes in Verbindung bringen, und die auf der anderen Seite wieder auf die Arbeit befruchtend wirken. Auf der negativen Seite der Befürchtung eines Schadens ist die Vorstellung des Opfers gewachsen, das die positive Seite der menschlichen Leistung sichert. Auf welchen Wegen das erreicht wird, werden die Arbeiten im einzelnen ergehen, die neben der reinen mechanischen Leistung immer ein Mehr in sich tragen.

Landwirtschaftliche Arbeit.

Der Bauernkalender.

Die Anschauungsweise des märkischen Volkes bewegt sich in recht kleinen Zirkeln, aber was innerhalb dieser Zirkel steht, ist erwachsen aus der tiefen Beobachtung der

¹⁾ Zeitschrift des Vereins für Volkskunde II, 1892, S. 85.

Natur. Und wenn sich auch in ihr eine gewaltige Natur- und Weltbetrachtung spiegelt, so ist sie im wirtschaftlichen Leben zu einem Katechismus des täglichen Lebens ausgemünzt, dessen Wahrheit um so überzeugender ist, als seine Erfahrungssätze in dem Kreislauf eines jeden Jahres von neuem erprobt wurden. Gewiß steht hinter diesen Erfahrungen oft noch eine gewaltige unbekannte Größe, die wir nur ahnen, nicht abmessen können, die aber zweifellos ebenfalls aus der Natur geschöpft ist. Wenn es in Biesenthal heißt, man solle nach Sonnenuntergang keinen Kehrriech mehr über die Schwelle bringen, dann spricht hier keine Naturbeobachtung mit, sondern eine Vorstellung über Haus und Sonne, die weit zurück in der mythologischen Vergangenheit liegt. Dagegen sind die Vorschriften über den Beginn des Roggenschnittes oder der Saat aus Beobachtungen der Natur hervorgegangen. Sie sind Wetterregeln in knappster Form, während der alte Erfahrungssatz „Abendrot = Wetter gut, Morgenrot = Wetter Tun begot“ (Bei Abendrot ist's Wetter gut, bei Morgenrot wird der Saun begossen) nichts weiter als die täglich zu prüfende Kenntnis der Atmosphäre ist, wie auch das Quaken der Frösche einen schönen Tag verheißt.

So weiß man, daß Regen zu erwarten steht, wenn der Mond einen Hof hat, wenn die Mücken am Abend besonders lästig sind, die Schwalben niedrig fliegen, der Grünspecht viel schreit, die Katze niest oder der Fuchs sich badet. Wenn die Hunde Gras fressen, dann gibt es sogar viel Regen. Eine alte Volksweisheit kennt aus dem Verhalten des Laubfrosches das Wetter des nächsten Tages. Selbst so feine Beobachtungen wie das Verhalten der Regenblume, deren Blüte sich schließt, wenn Regenwolken nahen, sind unserem Landvolke nicht fremd. Wer sich täglich in der Natur bewegt und seine Arbeit auf sie einstellen muß, der gewinnt auch ohne Bücher die Kenntnis ihrer feinsten und weitwirkendsten Kräfte. Wenn das Wiesenschaumkraut (*Cardamine pratensis*) im Frühjahr die Wiesen weißrötlich überzieht, dann weiß man in der wasserreichen Niederlaufis, daß eine Überschwemmung in Aussicht steht. Die Nutzenwendung aus der Beobachtung, daß man Bäume am besten im Frühwinter fällen könne, wenn Frau Holle ihre Betten macht, wird durch den echt niederdeutschen Spruch klargestellt: „Fabian, Sebastian, (die beiden Heiligen des 20. Januar) laet den Saft int Holt gaen.“¹⁾ Es ist das dieselbe richtige Beobachtung, die in der winterlichen Schneedecke die beste Gewähr für die Sommersaat sieht, denn „eine weiße Ganz brüet besser“, doch tut „Märzenschnee den Saaten weh“. Für die Schaffschur aber muß das Wollhaar eine bestimmte Länge haben, d. h. eigentlich braucht das Tier seine wärmehaltende Kleidung noch lange Zeit selbst, also folgert der Landmann: „Wer seine Schafe schert vor Servaz (13. Mai), dem ist die Wolle lieber als das Schaf.“ Und soll der Roggen im Sommer gut werden, dann muß er am Georgentag (23. April) schon so hoch sein, daß sich eine Krähe darin verstecken kann. Am Jakobstage (25. Juli) beginnt in der Regel der Kornschnitt, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß an diesem Kalendertage das Korn reif ist. Zwischen Allerheiligen (1. November) und Lichtmeß (2. Februar, Maria Reinigung) liegt die Zeit des Dreschens, mit ihrer Beendigung naht die Zeit der Frühlingshoffnung auf ein neues fruchtbares Jahr. Vor St. Vitus (15. Juni) muß der Kohl gebaut sein, falls er geraten soll, denn vitkol — schütkol sagt der Niederdeutsche.

¹⁾ Müllenhoff, Monatsblatt der Brandenburgia V, 1897, S. 396.

Der Landmann weiß, wie sehr gerade seine Arbeit von dem Wetter abhängt; darum hat er ein besonderes Interesse zu beobachten und durch das Belauschen der Natur Winke für die künftige Gestaltung des Wetters zu erfassen. Das gilt für große und für kleine Zeitspannen. Die Tatsache, daß der Abzug der Schwalben und der Störche den Herbst ankündigt, ist ja wohl leicht zu erfassen; daß aber der frühe Abzug auch einen frühen Winter bedingt, ist eine Folgerung, die nur eine Reihe von Geschlechtern erworben haben kann. Der in Brandenburg weit verbreitete Spruch: „Weihnachten im Klee, Ostern im Schnee“ oder „grüne Weihnachten — weiße Ostern“ zeigt in gleicher Weise, daß eine Störung im Kreislauf des Jahres andere nach sich zieht. So ist eine ganze Reihe von Beobachtungen gemacht und in kurzen Sprüchen niedergelegt, die fast durchgehends sich bewahrheiten. Regnet es am Siebenschläfer (27. Juni), dann soll es sieben Wochen hintereinander regnen, und es gibt eine schlechte Ernte, dagegen verheißt es einen heißen und trocknen Sommer, wenn am Karfreitag Regen fällt. Was vor Johanni an Regen fehlt, das wird nach diesem Termin nachgeholt. Dagegen wird schönes Wetter eintreffen, wenn die Kage sich putzt (auch steht Besuch zu erwarten), oder wenn die Schwalben hoch gehen. Besonders gefürchtet sind die „Gestrenge Herren“ Mamertus, Pankratius, Servatius (11., 12. und 13. Mai), die fast regelmäßig ein Sinken der Temperatur bringen. Am Bartholomäustage (24. August) gelten die Haselnüsse für reif. An diesem Tage hörte das Vesperbrot auf, und das Dreschen begann; im Westen und in der Altmark wurde dazu der folgende Vers gesungen:

Beerlmees (Bartholomäus) hat kaomen
hät viermaal (Vesper) wegnehmen
hät flägel mit bracht
Mütten döskn (dreschen) all Nacht.

Ist das Wetter am Freitag schön, dann verheißt es einen guten Sonntag. Aberhaupt gibt es eine ganze Reihe von Tagen, an denen es nicht gut ist, eine Arbeit zu beginnen, während andere gerade Segen verheißen. Dienstag, Donnerstag und Sonntag, besonders aber der weiße Sonntag nach Ostern und der goldene Sonntag nach den sogenannten Quatemben, d. h. nach St. Lucia, Aschermittwoch, Pfingsten und Kreuzerhöhung, gelten als glückbringende Tage. Als wenig verheißungsvoll sind angesehen alle Monatstage mit einer Sieben, der 7., 17. und 27. eines Monats, dann Mittwoch und besonders Freitag.¹⁾ Früher galten auch der 1. April, der Geburtstag des Judas, der 1. August, an dem der Teufel aus dem Himmel gejagt wurde, und der Unglückstag von Sodom und Gomorrha, der 1. September, als wenig geeignet.

Bei den Schiffen gilt es für unglückbringend, wenn sie bei ungünstigem Winde nähern.²⁾ Auch der Mond äußert einen Einfluß. Was gedeihen soll, muß bei zunehmendem Mond geschehen, wie Säen und Pflanzen; dagegen ist für Holzfällen und Mähen der abnehmende Mond günstig. Auch Sonnenregen ist gut; bei ihm stellen sich selbst die Kinder in den Regen, weil sie dann gut wachsen.

Am 1. Mai, dem Walpurgistage, an dem die Hexen zum Blocksberg ziehen, wird

¹⁾ Freilich galten in der Neumark wieder Dienstag, Donnerstag und Sonnabend als Unglückstage. (Siehe Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde I, 1891, S. 189.)

²⁾ Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde I, 1891, S. 190.

die Kuhherde auf die Weide getrieben; Leinen, der an diesem Tage gesät ist, gibt den besten Flach.

Daß man am Michaelstag (8. Mai) auf dem Felde nicht arbeiten darf (Rauen), stellt auch diesen Tag in die Reihe der Unglückstage, die zu vermeiden sind. Man kann jedoch wiederum manches zu seinen Gunsten kehren, wenn man die Formeln kennt. Will man z. B. einen guten Wind machen, so muß man einen alten Besen verbrennen. Erhebt sich aber ein Krüselwind, dann genügt es zu sagen „gnädig herr Teibel“ oder „Saudreck“, oder man muß etwas hineinwerfen, dann legt er sich. Die Kinder werfen gewöhnlich ihre Mütze hinein (Siepe, Havelland). Die Windrichtung suchte man durch ein kleines Mühlenstell zu ermitteln. Wenn sich nach Sonnenuntergang ein sogenannter Wetterbaum, ein baumartiges Wolkengebilde, zeigt, wenn der *Abrahambaum* oder *Udamsbaum* blüht, dann kann man das Wetter voraussagen. Strebt er nach Norden, gibt es gutes Wetter, will er nach Süden, steht Regen in Aussicht (Uckermark). Es ändert sich das Wetter, wenn die Sterne schießen (Brodowin bei Eberswalde). Will man den künftigen Winter im voraus wissen, dann muß man sich das Brustbein einer Gans ansehen. Ist es weiß oder rot, wird der Winter kalt oder gelinde.¹⁾

Im einzelnen gibt es noch besondere Anweisungen, die oft nur örtlichen Wert haben. So müssen manche Gartengewächse am Gründonnerstag gesät oder gepflanzt werden, Lein an einem Freitage (Schlanow). Kartoffeln soll man nicht Montags legen, weil sie sonst madig werden (Fresdorf). Wenn Steinbock und Krebs im Kalender stehen, werden keine Hülsenfrüchte gesät, weil sie dann nicht weich kochen würden (Fresdorf, Blankensee, Stangenhagen). Auch darf man im Zeichen des Krebses nicht Kohl- oder Mohrrüben säen, sonst bekommen sie viele Füße; wohl aber Kartoffeln (Woldenberg). Erbsen muß man am hundertsten Tage des Jahres säen, dann bringen sie hundertfältige Frucht (Schlanow). Flach dagegen um den 7. und 10. April oder drei Tage vor und drei Tage nach dem 25. März (Spreevald). Hirse wird nach Sonnenuntergang gesät. Man trägt dabei einen alten Hut und hat drei Körner unter der Zunge (Dölzig). Auch Gerste muß man nach Sonnenuntergang säen und vor Sonnenaufgang eggen. Nimmt man dabei einige Körner in den Mund und streut sie auf den Rand des Ackers, dann bleiben Sperlinge und Hühner fern (Dölzig). Holt man Bartholomäi (24. August) zum ersten Male neue Kartoffeln vom Felde, so trägt sie der „kleine Mann“ mit der Molle wieder weg (Schlanow).²⁾

Besondere Bedeutung hat der Martinstag (11. November) als Ziehtag für das Gefinde und für die Infulente. An einigen Orten ziehen die Kinder von Haus zu Haus und singen:

Mertens, Mertens Döggelken
Mit die vergoldten flöggelken
fleig so wiet bet öwern Wiem, (Siehe S. 39)
Morgen ist det Martin.

¹⁾ Nach Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, Leipzig 1848.

²⁾ Nach Prahm, Glaube und Brauch in der Mark, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde I, 1891, S. 186.

Schlachten wie en fettet Schwien;
Kümmt der kleine Pöstelken
Maft uns frische Wöstelken;
Kümmt de grote Goliath,
Steckt uns all in sinen Sack
Marie, Marie maft apen de Dör
Et sind 'n paar arme Vöggelken dafür.
Geft sei wat und lat sei gah'n
Dat sei hüt noch wierer kam'n,
Bet vör Mavers Dör;
Da gift dat Appeln und Beern
Wöt schmecken ock allgaut
Schmieten wie all in'n Strohhaut.¹⁾

Der Urbanstag (25. Mai) schloß das Dienstjahr des Viehhirten; ein neues Vertragsverhältnis zwischen Hirten und Gemeinde wurde jedoch an dem gegenseitigen Kündigungstage, dem Sonntag nach Neujahr, dem Dingetage, abgeschlossen.²⁾

Der Acker.

Bauern und Knechte. Im Anschluß an den geschilderten Bauernkalender wurde der Acker bestellt, mit Rücksicht auch auf die weit verbreitete Drei-, seltener Vierfelderwirtschaft. Durch sie wurde nicht nur dem Acker die ihm nötige Erholungszeit gesichert, sondern auch die Ackerbejagung derartig auf die Zeit verteilt, daß sie der Bauer mit seiner Familie und seinem Gesinde bewältigen konnte. Freilich mußte er selbst tüchtig schaffen, wollte er alle Arbeiten erledigen. Ihm war auch der Sonntag recht, wenn er seinen Gottesdienst hinter sich hatte, obwohl die Sage von einzelnen bitteren Strafen berichtet, die sie für die Arbeit während des Gottesdienstes traf.³⁾ Es war gewiß nicht ohne innere Nötigung, daß sich die Bauern eines Dorfes an den Großen Kurfürsten mit der allerdings erfolglosen Bitte wandten, nicht durch allzu vieles Beten von der Arbeit abgehalten zu werden. Sie wollten ihren „Dienst tun und den Pastoren und Beamten ihre Pflicht geben und nicht zwei- bis dreimal des Sonntags in die Kirche gehen“. Sie wünschten, „daß doch das Kirchengehen und Betenlernen möge nach H u b e n a n g e l e g e t und der Arme nicht so sehr als der Reiche beschweret werden“. Das war freilich noch die Zeit der Dienstfronen, aber auch sonst war der Bauer früh und spät auf dem Felde. Nicht überall ist er in so dürftigen Verhältnissen, daß sein Sohn sich vor den Pflug spannt, um die kargliche Scholle zu wenden, wie ich es noch vor acht Jahren bei Cottbus beobachtet habe; indessen war die verwickelte Arbeit unter dem Dreifeldersystem für ihn aufreibend genug, wenn er auch über Gespann und Knecht verfügte. Es

¹⁾ Bär VI, 1880, S. 205.

²⁾ W. von Schulenburg, Archiv der Brandenburgia XI, 1904, S. 50.

³⁾ Solche Erzählungen sind aus Fresdorf und Helle (Wüprignitz) bekannt, nach denen während der sündigen Arbeit der Sohn zu Schaden kommt. In Helle befindet sich auf einer bemalten Scheibe der Kirche eine Darstellung des pflügenden Bauern, dessen Sohn dabei umkam.

war eine gewaltige Erleichterung für ihn, als die Separation die Arbeit gewissermaßen ganz anders organisierte.¹⁾

Aus der Dienstbotennot ist es dabei allerdings nicht gekommen, über die schon seit Jahrhunderten auch in Brandenburg geklagt worden ist. Man war freilich nicht allzu feinfühlig in der Behandlung des Gesindes; es war gewissermaßen allen Unbilden schutzlos ausgesetzt, die mit der Arbeit verknüpft waren. Wenn es wohl auch nur ein Ausnahmefall war, daß Bauern Gesinde und sogar Kinder in den warmen Backöfen sperrten, um auf den Flachs aufzupassen — ein Edikt Friedrich Wilhelms I. rügt dies —, so läßt eine solche Behandlung doch auf eine recht geringe Achtung des Dienstbotenlebens schließen. Mit der Zeit müssen sich die Verhältnisse wohl gebessert haben, wenigstens darf man dies für die Jahre nach der Bauernemanzipation annehmen. W. Schwartz erzählt in den zwanziger und dreißiger Jahren in Mustermark (bei Nauen) von der Sitte, daß sich am zweiten Weihnachtsfeiertage im Krüge die noch nicht vermieteten Knechte versammelten. Dazu fanden sich die Herrschaften ein, die noch Knechte zu Neujahr gebrauchten. Die unvermieteten Knechte trugen ihre lederne Peitsche um die Schulter gebunden. Hatten sie eine Herrschaft gefunden, so legten sie die Peitsche ab. Man nannte das den Knechtemarkt.²⁾ Am Anzugstage tritt der neu Gemietete mit dem Dienstbündel (d. h. Dienstbündel) den neuen Dienst an; wenige Tage später, an dem Koffersonntage, wird seine übrige Habe von der Herrschaft abgeholt und übergeführt. Nicht ganz klar ist die Bezeichnung Dienst-Farken, d. h. Ferkel, für das Ausstattungsgeschenk der Herrschaft an die Magd, das für die Neumark nachgewiesen ist,³⁾ das aber doch wohl in die Zeit der Naturallohnung zurückgeht und das Ferkel

¹⁾ Einen ergötzlichen Ausdruck fand die Ungeduld des Bauern in einem Briefe, den ein Landmann aus Hiezow bei Brück an Friedrich Wilhelm III. richtete, und der zugleich ein interessantes Beispiel für die Denkungsweise manches Bauern ist: „Großmächtigster Herr König, sie werden es nicht verübel nehmen, wenn ich se einmal mein grote Noth klagen due. ich bin der Schulte ut Hiezo un bin det Joahr 1821 den 21. Juli mit Hab un Gut un die ganze Erndte afgebrennt un bin ganz arm geworden, ich globe, wenn ich separirt wäre, würde ich mir besser wedder helpen und drog in det Joahr 1823 ob de Separation an; die Vermetung un Bonetirung geschah balle, aber wieter is nisch geworden, mine Wirthschaft goht zu Grune, ich bin tue Hansen un Kunsen gelopen, det bliewet wie es is. Wenn sie et nich ungenädig nehmen, so will ich sie einmal enen Road gehn. Die Sache mit de Separation is ene gude Sache, abers, wenn ich wat to kommandiren hette, so müßte jeder Commissarius, wenn he länger als 2 Joahr thubrächte, 30 Daler stroape gehe, un wenn se Prozesse tu vorkommen fällen, so dürfte he auch langer zubringen, als 3 Joahr; die andere Prozesse kunnen ja lieber wohren, denn det sinn ja doch man 2 bis 3 die drup luren, abbers bei de separatigohn luren ja woll manch mal in de 200; die Commissarien scheren sich nisch drumme, die nehmen alles an, laten sich Verschot gehn, un leben davon un wir Bure, wi wohre ene halbe Mannstied drup, bis et fertig is, un der Bure wet derwiele tum armen Mann.

Großer Herr König:

sie derben jo mann seggen: hort, mocht det der Schulte in Hiezo sienen Ploan freit, den werden se sich woll sputen.
 unterthänigster Knecht
 Gottlieb Hedyt.“

Der Mann hat übrigens seinen Zweck erreicht. Bär XIII, 1887, S. 342.

²⁾ Bär II, 1876, S. 118.

³⁾ Handtmann, Monatsblatt der Brandenburgia VIII, 1899, S. 11.

bezeichnet, das der Diensthote unter den Tieren seines Herren mit aufziehen läßt. Jedenfalls aber gibt das Dinsfarken, ob es nun in diesem oder jenem Sinne gemeint ist, oder im übertragenen Sinne für ein Felleisen gilt, eine Vorstellung von der Zeit, da das Ferkel noch einen Wertgegenstand in dem ländlichen Dienstverhältnis bildete.

Der Pflug. Wo es die Verhältnisse zuließen und die dürftigen Felder es nahelegten, warfen sich die Männer auf andere Tätigkeiten, auf Fischfang, Flößerei, Schifffahrt, Fuhrwesen u. a. m., während die Frauen und Kinder dem leichten Sandboden eine kärgliche Nahrung abgewannen. Begünstigt ist diese mangelhafte Landwirtschaft in den Teilen der Provinz, in denen noch der alte Hakenpflug (siehe Bd. 2, Abb. 46, S. 307) zur Anwendung kam. Dieser recht unvollkommene Pflug, der den Boden nur auslockerte, aber nicht wenden konnte, hat allerdings auch in den besseren Böden lange Zeit Verwendung gefunden; doch ist er im 19. Jahrhundert hier mehr und mehr verdrängt worden von dem weit vollkommeneren deutschen Räderpflug, der neben der eisernen

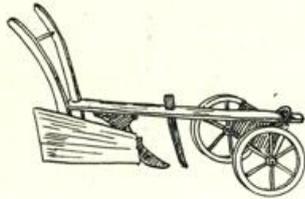


Abb. 100. Alter deutscher Räderpflug mit Streichbrett und Sech.



Abb. 101. Hakenpflug aus Prenzlau.

Pflugschar noch ein den Boden auslockerndes Messer, das Sech, besaß. Doch scheint das letztere erst verhältnismäßig spät in Brandenburg Verbreitung gefunden zu haben. Bei einem alten Räderpflug aus dem Teltow, den W. von Schulenburg veröffentlichte,¹⁾ fehlt das Sech noch, obwohl der Pflug selbst schon ein Wendepflug ist. Das ist mir so auffallender, als schon Merian einen ausgebildeten Wendepflug bei der Ansicht von Fürstenwalde abbildet (Abb. 100).

Einen altertümlichen Pflug, der aber zur Gattung des Hakenpfluges gehört, bewahrt das Uckermärkische Museum in Prenzlau auf; mit ihm soll der Sage nach die Stadtfur umpflügt worden sein (Abb. 101).

Die Saat. Wenn der Bauer Sonntags prüfend über die Flur geht und sich der wogenden Getreidefelder freut, dann weiß er auch, viele Gefahren lauern, um ihm den Segen seiner Arbeit zu beeinträchtigen. Er stellt zwar seine Hoffnung auf den Hörsien, aber er versäumt auch nicht, nach eigenen Kräften dem Unheil entgegenzutreten. Es gibt einige Mittel, die man weiß, über die man aber nicht spricht. Hat er einen Belemniten oder gar ein altes Steinbeil gefunden, dann versenkt er es tief in seinem Garten, um die

¹⁾ Monatsblatt der Brandenburgia XVII, 1908, S. 142.

Fruchtbarkeit zu mehren.¹⁾ Gefürchtet sind vor allem im Getreidefelde der Bilmeschneider und die Roggenmuhme. Der erstere ist ein Wesen von abschreckender Magerkeit, das mit langem Schoßrock und dreieckigem Hute, die Hände in der Tasche, um Walpurgis oder Johanni, „wenn kein Mond am Himmel steht“, die Ackerfelder durchschleicht. Am Fuße hat er eine Sichel, mit der er breite Furchen niedermäht. Vielleicht ist er identisch mit der Roggenmuhme, die wahrscheinlich eine dichterische Verherrlichung in der Sage von der Windsbraut gefunden hat.²⁾ Wenn sich an windstillen Tagen die Ähren, wie von unsichtbarer Hand berührt, neigen, dann weiß der Kundige, daß die Roggen- oder Kornmuhme durch die Felder schreitet. Der Bilmeschneider schädigt nur das Korn, die Roggenmuhme aber tötet die unschuldigen Kinder, die den Acker betreten. In ihrem Gefolge befinden sich unter harmlosem Viehzeug die Roggensau, der Roggenwolf und der Roggenhund,³⁾ die an die Existenz der Ähren gebunden sind und sich schließlich in die letzte Garbe, selbst in den letzten Halm flüchten. Um sie unschädlich zu machen, sucht man sie mit diesen abzuleiten, wie es uns noch bei der Ernte begegnen wird. Mit frommen Gedanken ging daher schon der Säemann an die Arbeit; sein Säetuch muß während der ganzen Saezeit gebraucht und sein Knoten nicht gelöst sein. In Mosen bei Jossen las vor dem Säen der Küster in der Kirche eine Predigt. Die Mädchen zogen dann in langer Reihe nebeneinander Hand in Hand, Osterlieder singend, über die junge Saat der Felder, während die Burschen die Kirchenglocken läuteten. Auch soll man nicht in der Mittagsstunde säen; am besten ist es vor Sonnenaufgang.⁴⁾

Die Ernte. Voller und reicher konnte sich die Teilnahme und das Verständnis des Märkers für die Natur seines Heimatlandes ausleben bei der Ernte mit ihren Gebräuchen und Veranstaltungen. Aus der langen Zeit des Zweifels und des Fürchtens ist der Bauer heraus; es gilt, den reichen Segen einzuheimsen, den ihm das Feld bietet, seine Arbeit erzielt und ein gütiges Geschick vor Unbilden bewahrt hat. Darum ist die Ernte nicht still und flanglos, sondern ein Fest. Was die Hochzeit für die Familie ist, das wurde die Ernte für das Dorf, ein Jubelfest auf ernstem Hintergrunde. Man vergaß es daher auch früher nicht, bevor die Auster begann — im nördlichen Brandenburg sagt man zumeist Auster für Ernte — das Ereignis in gemeinsamer Beratung zu besprechen. Die Ernte wurde mit einem Gottesdienste eingeleitet. Aus einem Dorfe bei

¹⁾ Der Besemnit wird auch als Schutz gegen den Blitz auf den First gebracht. Bei dem Steinbeil spricht vielleicht nicht so sehr die Seltsamkeit der Erscheinung mit, wie eine unbewusste Nachwirkung des Beiles aus der ganzen europäischen Vorgeschichte. In der Uckermark erhielt ich einmal die Nachricht von dem Finden eines solchen Steinbeiles. Als ich der Sache nachging, erfuhr ich, daß der Bauer das Beil 1 m tief auf seinem Acker eingegraben hatte.

²⁾ Mitgeteilt von W. Schwarz in „Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg“, Berlin 1895, S. 96.

³⁾ Mannhardt, Roggenwolf und Roggenhund, Danzig 1865 und derselbe, die Korndämonen, Berlin 1868.

⁴⁾ von Schulenburg fügt noch hinzu: „Drei Weizenkörner (unpaar, auch fünf, sieben) in den Mund nehmen, aber nicht beißen und kein Wort sprechen, wer auch kommt. Nach dem Säen soll man die Körner aus dem Mund nehmen, in den Busch werfen und dreimal sagen: Das helfe u. w.; andere sagen: Die drei Körner soll man nachher auch säen.“ Wendische Volksjagen und Gebräuche aus dem Spreewald, S. 256.

Neu-Ruppin wird auch die schöne Sitte berichtet, daß vor der gemeinsamen Fahrt der Erntewagen die Mäjer (Mäher), Kiewer (Zusammenleger) und Binner (Binder) im Erntezuge einen Gottesdienst besuchen, um Gott für den reichen Erntesegen zu danken.¹⁾ Auch wurden wohl früher die Erntewagen mit bunten Bändern geschmückt und den Mäjern, Kiewern und Bindern Aufstüchen vorgesetzt. Denn es begann eine arbeitsvolle Zeit. Sowie die Sonne am Himmel stand, begann es sich zu regen im Bauernhose; oft fehrte der letzte Erntewagen in das Dorf, als schon der Mond am Himmel stand.

Die Sense, die Seis, wurde am Abend geschliffen und gedengelt. In einzelnen Teilen der Mark (Ostprignitz, Ruppiner Kreis, Osthavelland, Niederbarnim) zogen die Mäher ein mit Stickeri versehenes Leinenband über, das über das Handgelenk und den Unterarm gezogen und mit dem Sensenbaum durch Stricke oder Riemen verbunden wurde. Es wurde (wie umgekehrt der Wockenstock) den Burschen als Liebesgabe gespendet.²⁾

In Strodehne (Osthavelland) hatten die Mägde eine besondere Leibbinde, die „Binn Sabb(e)“, die aus weißem Leinen mit gesticktem Rand bestand (Abb. 102). Dazu gehörten zwei Ärmel aus gleichem Stoff, die angeknöpft wurden.³⁾ Die Binderinnen trugen einen Poi- oder Pollstock, einen Stab von etwa 50 cm Länge, um das Strohseil zu kneten. Auch dieser Stab war am oberen Ende oft geschnitzt und eine Huldigungsgabe junger Männer. Während des Schnittes gehört das Feld den Aufsteuten. Wer über die Felder geht, wird mit einem Strohseil und mit einem Spruche wie:



Abb. 102. Sabbe.

Heut ist ein angenehmer Tag,
Daß man die jungen Leute binden mag,
Nicht zu lose und nicht zu fest,
Sie werden sich erlösen aufs allerbest!
Sie werden uns schenken eine Kanne Kirsch oder Wein,
Damit sie sollen erlöset sein!

(Frohnsdorf bei Treuenbriehen.)

gebunden, bis er sich durch eine kleine Spende erlöst hat. In der Prignitz sprach man, wie ich es in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts hörte:

Mit Freuden und Ehren
Werde ich den jungen Herrn schnüren,
Sie möchten uns schenken Bier oder Wein,
Zehn Taler würden mir lieber sein.

Viele der alten Gebräuche sind, seit der Flurzwang nicht mehr besteht, verschwunden; aber noch ist es in größeren Wirtschaften üblich, daß der Vormäher an einer Stelle beginnt und ihm die anderen nach mehreren Schnitten erst folgen. Es entsteht dadurch eine diagonale Stellung der fortschreitenden Mäher.

¹⁾ Bär XVII, 1890, S. 85.

²⁾ W. von Schulenburg, Zeitschr. für Ethnologie 1888, S. 154.

³⁾ Nach Mitteilung des Herrn Prof. Dr. Schaar in Berlin.

Sind die Garben gebunden, dann werden sie gewöhnlich in Reihe gestellt. Man stellt dabei in der Regel Mandeln oder Stiegen auf, ohne sich jedoch heute um den Zahlbegriff allzugenau zu kümmern. So kommen in Ost- und Westhavelland Mandeln vor, die aus 2×4 Garben bestehen. In Krampfer (Westprignitz) bezeichnet man eine solche Häufung als Hocke, die auch in Ost- und Westpreußen und Posen bekannt ist. Im Warthebruch, zwischen Cüstrin und Landsberg, kommen offene oder Halbmandeln und geschlossene oder Vollmandeln vor, von denen die ersten 2×7 , die anderen, hauptsächlich im Norden der Warthe verbreiteten, 2×8 Garben zählen. Stiegen zu 2×10 sind in der Prignitz (Bölzke, Pritzwalk), Mandeln zu 2×8 in Sieversdorf bei Neustadt a. D. und Genshagen südlich Berlin, „Puppen“ zu sechs Garben, die im Kreise geordnet stehen, in Benau nördlich Sorau festgestellt. Landesüblich scheinen Stiegen und Hocken zu sein, die von den Perleberger Ortsstatuten aus dem 17. Jahrhundert bezeugt sind in dem Verbot „Niemand soll hüten auf dem Leddigen zwischen Sommer- und Winterforn, auch nicht zwischen Stiegen und Hocken.“¹⁾ Die Aufstellung in runden Stapeln, die für das Trocknen des Getreides nicht so günstig ist, kommt wohl vor, ist jedoch kaum sehr alt.

Ist das Feld abgemäht, dann ließ man früher gern noch einige Garben auf dem Felde stehen, die man zu einer Mannesgestalt umwandelte und ausschmückte. Dieser Mann wurde am Nachmittage auf einem vierspännigen mit Laub und Blumen geschmückten Wagen hereingeholt. Mit Musik folgten Schnitter und Schnitterinnen, jung und alt. War man bei den Garben, auf denen die Mannesgestalt stand, angekommen, dann wurde um sie ein Kreis geschlossen und ungefähr eine halbe Stunde lang auf den Stoppeln getanzt. Sodann wurden die Garben mit dem Manne auf einen Wagen geladen und unter lautem Jubel nach Hause gefahren. Dieser aus der Gegend von Lenzen und Perleberg von Kuhn²⁾ beobachtete Brauch fand sich nach ihm in Greifenberg (Uckermark), in Brunow bei Freienwalde, Lanke und Prenden bei Bernau, Hardenbeck (Uckermark) und in Tucheband (Oderbruch) mit einigen Veränderungen, die schon zu dem eigentlichen Erntefest überleiten.

Kuhn sagt darüber: „Ist der Roggen abgemäht, und sollen die letzten Garben gebunden werden, so stellen sich die Binderinnen in zwei Reihen einander gegenüber, jede ihre Garbe mit dem Strohbande vor sich; auf ein gegebenes Zeichen binden alle zugleich ihre Garbe, und diejenige, die zuletzt fertig wird, trifft nicht nur allgemeiner Spott, sondern aus ihrer Garbe wird auch die Gestalt eines Mannes gefertigt, den man ‚den Alten‘ heißt. Sie muß nun den Alten ins Dorf bis auf den Hof tragen, hier bildet man einen Kreis, die Binderin tritt mit dem Alten in die Mitte, und die übrigen tanzen um sie herum, darauf geht's zum Gutsherrn, dem der Alte mit den Worten überreicht wird:

Wir bringen dem Herrn den Alten,
Bis er'n neuen kriegt, mag er ihn behalten.

Der Alte wird darauf an einen Baum gestellt, wo er noch lange Zeit hernach zu allerlei Späßen dient.“

¹⁾ Vogel, Perleberger Geschichten 5, S. 60. Sonderdruck, der nicht im Handel ist.

²⁾ B. Kuhn, Märkische Sagen und Märchen, Berlin 1843, S. 341.

Mosaikartig treten die Reste eines uralten Brauches hervor, wenn man die sorgfältig bei Kuhn gesammelten Schilderungen liest. Vielfach abgewandelt, lassen sie doch den älteren Kern hindurchblicken, durch die letzte Frucht des Jahres, die kommende Saat zu segnen.¹⁾ Darum wird der Alte oder die Lustgarbe nicht benutzt, so sehr sie auch unter der Unkenntnis des früheren Sinnes zu allerhand Schabernack dient; darum aber laufen schließlich alle Spiele und Volksbelustigungen auf den einen Gedanken hinaus, die glücklich vollzogene Ernte zu feiern. Im Kreise Beeskow-Storkow band man aus der letzten Garbe einen Kranz, schmückte ihn mit Blumen und spielte dann auf dem Acker Greifen. Die letzte Garbe hieß Hahn, woraus dann die Bezeichnung „den Hahn greifen“ für das Spiel. Am Abend gab es Mohnstrießeln. Freilich wird der Ausdruck wohl umgekehrt von der wirklichen Handlung auf das Spiel übertragen sein; denn es weisen Spuren darauf hin, daß die Herrschaft den Knechten und Mägden einen Hahn, der gegriffen werden mußte, spendete, wenn sie den Erntekranz brachten.

Im Spreewalde sagte man nach W. von Schulenburg²⁾ für den letzten Erntetag „Heute ist Hahn“ (zinsa kokot). Auch hier fließt mit dem Tanz auf dem Hof und in dem Wirtshause der alte Brauch in das Erntefest über, wenn schon der Kranz von Ähren und Blumen, das Binden der letzten Garbe, der „Alte“ u. a. auf den älteren Zustand deutete. Das sogenannte „Hutschießen“, bei dem mitten im Dorfe eine glattgeschälte Fichte aufgerichtet und um die an der Spitze befindlichen Gaben geklettert oder gewürfelt wurde (Rauen, Ketschendorf) ist vielleicht nur ein verspäteter Pfingstbrauch; dagegen sind Wettlauf (Besdau bei Buckow) und andere Körperbewegungen, wie das in Hohenaun bei Rathenow bezeugte Springen über einen umgekehrten Kessel, Bruchstücke altheidnischen Volksglaubens.

Zeitlich getrennt von der Ernte ist das eigentliche Erntefest, das in der Regel im November stattfindet, wenn die gesamte Ernte eingebracht ist. Hier mischen sich bereits stark christliche Elemente hinein, ja es ist vielleicht nicht ganz abzuweisen, daß das Dienstverhältnis zu einer Gutsherrschaft dem feste erst die starke Bindung gegeben hat, die es in der Provinz Brandenburg hat. Von den vielfachen Schilderungen, die nur in Einzelheiten voneinander abweichen, sei nur die von Kuhn³⁾ hier wiedergegeben, weil sie noch aus einer, wenig von der Neuzeit beeinflussten Zeit stammt. Kuhn erzählt, daß ein großer Erntekranz gebunden und von den festlich gekleideten Mädchen mit den behänderten Harfen, die Männer mit den Sensen hinterher, zum Dorf hinausgetragen und umtanzet wurde. Später wird der Kranz zum Guts- oder Amtshof gebracht, wo er aufbewahrt wird. Vorher wird die Herrschaft mit den Bändern des Kranzes gebunden, damit sie sich durch eine kleine Gabe löse. In Schönfließ (Neumark) sagte die Binderin den mit einigen Abwandlungen weitverbreiteten Spruch:

¹⁾ Diese letzte Garbe, die in Nord- und Süddeutschland und im skandinavischen Norden nachgewiesen und dem Wuota, dem Wode, Waude, Wud, Waur, Waul, Wöl, Wölo, der fru Gaue, fru Goden, Jöde von Upsala, Oden geweiht ist, sollte für das Futter von Wuotas Pferd bestimmt sein. Um der Garbe, ursprünglich war sie wohl nur ein Busch Ähren, einen Halt zu geben, wurde ein Stab in sie hineingesteckt, der Waulstab. S. Jahn, Deutsche Opferbräuche, S. 169.

²⁾ W. von Schulenburg, Wendisches Volkstum.

³⁾ Kuhn, Märkische Sagen und Märchen, Berlin 1843, S. 343.

Ich bring dem Herrn einen Erntekranz,
 's ist alles auf und in den Band.
 Härten wir viel gewunden,
 so hätten die Frauens noch mehr gebunden;
 wär's besser geraten,
 so hätten wir manches mehr geladen.
 So viel Quispel, so viel Wispel;
 So viel Draspe¹⁾
 So viel Reichstaler legt die gnädige Herrschaft in ihren Kasten.
 Wünsche unsre gnädige Herrschaft einen blanken Tisch,
 auf jede Ecke einen gebratenen Fisch,
 und in die Mitte eine Kanne Wein,
 Das soll die gnädige Herrschaft ihre Gesundheit sein.
 Ich bin gereist nach das Land Sachsen,
 wo die schönen Kränzlein wachsen,
 da hab ich mich recht wohl bedacht
 und hab unsre gnädige Herrschaft einen mitgebracht.
 Dieser Kranz ist nicht von Distel und Dornen,
 sondern er ist von Blumen und Kornen.
 Nun laßt uns von Gott freuen und fröhlich sein,
 Ihr lieben Gäste, stimmt alle mit ein.

Ein Tanz im Wirtshause beschließt das Fest erst am anderen Morgen, nachdem er im freien begonnen, und durch die Einnahme von Kaffee, Kuchen und Bier angenehm unterbrochen war. In der Regel bittet die Binderin, falls eine Krone an Stelle des Kranzes gebunden war, das Kronenmädchen, den Gutsherrn um einen Tanz, den dieser mit ihr allein tanzt. Später folgen auch die Angehörigen des Gutsherrn mit geeigneten Partnern aus dem Gesinde.

Heute ist das Erntefest immer mehr eine kirchliche Festfeier geworden, der sich am Abend ein Tanz im Wirtshaus anschließt. Doch beharrt in den Gegenden mit großen Gutsherrschaften die ältere Form noch immer ihre Stellung.

Nach dem Erntefest beginnt die Zeit des Dreschens. Wenn die Dreschflegel im Takte auf die Halme schlagen, dann ist's für den Landmann bereits die Zeit der Winterarbeiten. Arbeitslieder, die das gleichmäßige Schlagen des Flegels rhythmisch regeln, sind indessen in der Provinz Brandenburg nicht nachgewiesen, vielleicht auch kaum zu erwarten. Denn man wird das Korn früher vermutlich auf dem Felde mit kannelierten Walzen ausgesamt haben, eine in einzelnen Gegenden Europas noch nicht verblasste Technik, die nach einer persönlichen Mitteilung in der Prignitz noch im vorigen Jahrhundert ausgeübt wurde.

Die Heuernte hat im Volksleben lange nicht die Beachtung gefunden wie die Getreideernte, wenigstens hat sie in Brandenburg keine besonderen Gebräuche hervorgebracht. Daß hier jedoch ebenfalls bestimmte ethnographische Vorstellungen ihre Einien gezogen haben, geht aus den verschiedenen Formen der Heumieten hervor, die deutlich zwischen deutschem und wendischem Volkstum unterscheiden lassen. In dem ersteren bringt man die Mahd gern in hohen, schlanken, zuckerhutartigen Stapeln

¹⁾ Kommt auch in der Form Rispen und Raspen vor und bedeutet eine Handvoll geschwingelten Flachses. 10 bis 20 bilden eine „Knoppe“ geheckelten Flachses.

zusammen, den Kapitzen des Warthe- und Oderbruches, die hier sowohl wie im Spreewalde charakteristische Landschaftsformen sind. In diesen grundwasserhohen Gegenden, die nur eine Heukultur erlauben, ist die Kapitze auf einem Gestell aufgebaut, um es über den Boden zu erheben. In der Mitte steht ein langer Pfahl (Abb. 103—105), der wohl die Veranlassung für die oft schlanke Form der Kapitze ist. Das Gestell wird in dem Oderbruch als Mücke, also mit einem deutschen Namen bezeichnet. Die deutsche Heumiete ist in der Regel breiter, weniger schlank und viereckig. In den eigenartigen Verhältnissen des alten Spreewaldes bediente man sich bei dem Grasschneiden im Busche einer starkgekrümmten Sense, der „Koppatz“ (Abb. 106).



Abb. 103. Heumiete in Schlafach.



Abb. 104. Heumiete (Kapitze) bei Züllichau.

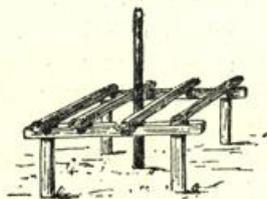


Abb. 105. Mücke bei Oderberg.



Abb. 106. Sichel für den Busch.
Museum in Käßbenu.

Der Klee wird in Brandenburg gewöhnlich zu kleinen, dicken Garben zusammengebunden, die einzeln oder in langen Reihen aufgestellt werden. Bei Pritzwalk ist für den oberen Teil dieser Heustapel der Ausdruck Spitze, für den breiteren unteren das Wort „Bald“ üblich.

Bei der Bedeutung, die der Flachsbau für die bäuerliche Wirtschaft hatte, und bei seiner Bearbeitung durch die Frau haben sich um seine Kultur auch Gebräuche herausgebildet, die schon die Saatzeit umgeben (S. S. 138). Beim Flachssäen muß man Stäbe in die Erde stecken. So hoch diese sind, so hoch wird der Flach. Auch soll man dabei Eier essen und die Schalen aufs Feld werfen, um die Höhe zu erzielen. Wie von Schulenburg berichtet,¹⁾ soll man, wenn man Flach auf dem Acker hat.

¹⁾ von Schulenburg, Wendische Volksagen und Gebräuche, S. 241.

sagen: „Flachs, wach bis an — — —“; wenn eine Frau: „Flachs, Knote bis an — — —“. Wenn die Dachspiegel (Eiszapfen) recht lang im Winter herunterhängen, wird der Flachs auch recht lang. Freilich kann man dies auch dadurch noch erreichen, daß man beim Faschnachtstanz tüchtig tanzt, denn je höher man springt, um so höher wird auch der Flachs (Rauen bei Fürstenwalde). Für die Zubereitung des Flachses, der auf der Brache fünf bis sechs Wochen gelagert hatte, in Rispen oder Raspen (S. S. 122) eingebunden und zum Trocknen in den Backofen gebracht. Es folgen dann das Brechen, das lustige Schwingeln und das Hecheln. Alle diese Arbeiten finden unter lustigem Geplapper der Frauen und Mägde statt, die schon beim Rupsen des Flachses aus der Erde (er wird mit den Wurzeln ausgezogen) den Vorübergehenden necken. Leider hat noch niemand die sicher noch nicht ganz verlorenen Lieder gesammelt, die beim Repen oder Raffeln gesungen wurden, und die um so mehr in Vergessenheit geraten, je weniger der Flachs in Brandenburg angebaut wird.

Bei der Kartoffelernte soll Spott die Frau erwarten, die die letzte Kartoffel aus dem Acker zieht. Auf großen Gütern, wo die „Hackete“ in langer Reihe erfolgt, ist eine solche Kontrolle immerhin möglich.

Hirtenwesfen.

Das einst so reich gegliederte Hirtenleben ist herausgewachsen aus der Viehzucht, die auf dem Bauernhofe eine Ausdehnung von wechselnder Bedeutung hatte. Soweit

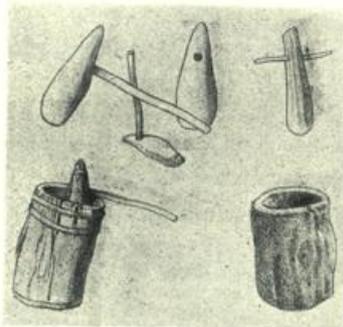


Abb. 107. Alte Grüttestampfe aus der Westprignitz.
Nach einer Zeichnung von Willibald von Schulenburg.

sie noch mit dem Bauernhofe selbst in unmittelbarer Beziehung stand, d. h. soweit das Vieh der Wirtschaft diente, steht seine Pflege mit dem Leben des Bauern in engster Verbindung. Wird die Pflege jedoch zu einem eigenen Wirtschaftsbetrieb, dann nimmt sie leicht Züge an, die fast junfartig erscheinen. Es bedeutet schon eine rege Anteilnahme und ein Voraussetzen persönlicher Züge bei dem Vieh, wenn der Tod des Bauern dem Vieh angesagt werden mußte. Und der Stall ist für den Hof von solcher Bedeutung, daß man ihn lange Zeit mit der Wohnung in Verbindung gelassen hatte, daß man nach der Trennung den Pferdeknecht wenigstens noch im Stalle schlafen ließ und diesen selbst dem göttlichen Schutze noch besonders unterstellte.¹⁾ Kühe und Pferde, die

einen eigenen Namen wie Liese, Anna oder Hans erhielten, beweisen dieses Verhältnis ebenso wie die sorgfältige Pflege in dem Stalle. Eine eigene Kornstampfe, ein sogenannter Pimpert (Abb. 107), fand sich ehemals auf einem jeden Hofe, um das

¹⁾ In Rosendorf bei Müdlich a. E. wurden z. B. zum Schutze der Pferde sieben Pföcke in die Schwelle des Stalles geschlagen. Es war, was die Spottsucht später als die „Pferdestraße“ bezeichnete. (Mündliche Mitteilung.)

Futter zu bereiten, und die Werkzeuge für die Reinigung des Pferdes haben ein altes Heimrecht dort.

Umfangreichere Organisationen sind nötig, wenn der Tierbetrieb auch einen Teil der Feldflur beansprucht, was für die Hütung, Zucht, Pflege und Fütterung größere Aufwendungen erforderlich machte und eigene Hüter bedingte. Die Blüte des Hirtenwesens liegt in der Zeit vor der Separation. Jedes größere Dorf hatte damals seine besonderen Hirten für Rinder, Pferde, Schafe und Schweine, die dem eigentlichen Hirten unterstanden. Ihnen waren bestimmte Hütungen zugewiesen. Pferde wurden auf die Koppel, Rinder auf die Wiesen, Schafe auf die Brache und auf das Stoppelfeld, Schweine in die Eichwälder, Ziegen in die Brüche und die Gänse auf unbenutzbare Vegetationsflächen getrieben. Während der sommerlichen Nächte blieb das Vieh in dem Upstall, der nicht weit vom Dorfe in der Feldmark lag und von einem Zaune umgeben war. Ebenso verschieden wie die Aufgaben war auch die Ausrüstung der Hirten. W. von Schulenburg, der dem märkischen Hirtenleben ein prächtiges Buch gewidmet hat,¹⁾ erzählt, daß der Ochsenhirte ein großes Holzhorn zum Blasen, der Pferdehirte die sogenannte Klimperfeule, ein gekrümmtes Stück Holz mit Ringen zum Klappern, der Kälber- und Gänsehirte eine Peitsche, der Schweinehirt eine Peitsche und ein Horn gehabt haben. Nicht überall wird das so gewesen sein, da eine so hierarchische Ordnung nur in großen Bauerndörfern möglich war; indessen ist die eigenartige Hirtentracht, zu der ein langer Schoßrock aus grauer oder blauer Leinwand, eine Seitentasche und eine Mütze gehört, in ganz Norddeutschland üblich gewesen. Die viele Mütze, die der Hirt naturgemäß hatte, benutzte er oft, um sich durch Anfertigung von allerlei Gegenständen einen kleinen Nebenverdienst zu machen. Namentlich Spinnen und Stricken von Handschuhen und Strümpfen²⁾ wurde bevorzugt, doch auch Schnitzen von Löffeln und anderem Hausgerät war beliebt. Die Hütejungen beschäftigten sich im Frühjahr gern mit der Herstellung von Flöten aus Haselnußholz oder aus Weiden- und Erlenruten, bei denen sie oft eine eigenartige Art von Flötenliedern zum Abflopfen des Bastes sangen. W. von Schulenburg hat ein solches aus dem Teltow veröffentlicht:

Lo lo löte, moß mei ine floete,
 Vom Timajan, vom Bastijan.
 Kott se leien bes Mareien,
 Bes de Raue ripe is,
 Kott de Sonne schien bes Martin'.
 Jeht de Mölle klipp klapp,
 Bibbern, bibbern, biff baff.
 Piepalöte (Pieperlöte = Pfeife) biste nu nich af?
 Schnied dann Bulle — — —
 Nich so lang, nich so fort,
 Datt et halle wedder wassen dut.
 Piepalöte, biste nu nich af?
 Jlatt af, jlatt af.³⁾

¹⁾ W. von Schulenburg, Das Hirtenwesen in einem märkischen Dorfe. Archiv der Brandenburgia XI, 1904.

²⁾ Von mir noch 1911 in Ostpreußen beobachtet.

³⁾ S. S. 325.

Wie die Knechte beim Erntefest ein Lied aussagen, um von der Herrschaft eine Festgabe zu erlangen, so gingen die Hirten zu Weihnacht mit Tuten vor jedes Haus, um oft neun Tage lang kleine Gaben durch geeignete Sprüche einzusammeln. Zu Fastnacht übernahm dies vereinzelt auch der Schweinehirt, während das weihnachtliche Hirtenblasen auch in den märkischen Städten üblich war. — Die Hirten für das Großvieh erhielten einen festen Lohn, der in Vierteljahrstraten oder auch am Ende des Vertragsjahres gezahlt wurde. Da der Viehhirte gewissermaßen Unternehmer war, der den größten Teil des Geldes zur Besoldung an den Schäfer, Kälber- und Schweinehirten zu zahlen hatte (die allerdings oft Familienglieder waren), so blieb ihm selbst nicht viel übrig. Dafür aber standen ihm noch andere Naturalleistungen offen, die nicht unbedeutend waren. W. von Schulenburg zählt eine Wiese, auf der er eine Kuh und eine Schafherde weidete, Land für Kartoffeln, Hirse, Flachs und Roggen, wozu noch manche Frucht wie Grütze, Hirse, Bohnen u. a. m., und schließlich besondere Abgaben für die Geburt eines jeden Stück Jungviehes kamen.

Die Jagd.

Die Jagd war früher das Vorrecht der großen Herren. Den Bauern war dabei nur eine bescheidene Rolle zugewiesen. Entweder stand er unfreiwillig im Dienste eines Herren, dem er das Wild zutreiben mußte, oder er übte die Jagd als Notwehr aus, wenn er seine Saaten zu beschützen hatte, oder gar heimlich, um sich einen Wildbraten für die Feiertage zu beschaffen. Das letztere kam aber doch wohl selten vor, denn es fehlten ihm vor allem die Zeit und die geeigneten Waffen. Erst im 19. Jahrhundert finden sich häufiger Gerichtsverhandlungen über dergleichen Überschreitungen. Vielleicht war der Bauer und der Kleinstädter durch die unfreiwillige Mitwirkung an der Herrenjagd für die Freuden der Jagd unempfindlich geworden, jedenfalls haben sie keine besondere Stellung im Volksleben. Namentlich drückten den Bauern im 16. bis 18. Jahrhundert die Verpflichtungen des Wolfjagdlaufens, das gegen die Überhandnahme dieses Raubzeuges von den Kurfürsten organisiert wurde, aber für die Städte und Dörfer fast unerträgliche Lasten mit sich brachte.

Bei dem Reichtum des Landes an Wäldern und der Nachbarschaft Polens fanden sich besonders nach dem Dreißigjährigen Kriege gewaltige Wolfscharen ein, die im Winter die Dörfer blockierten. Der einzelne konnte ihnen nicht wehren, nur das Aufgebot von ganzen Städten und Dörfern brachte in jedem Jahr ganze Rudel zur Strecke. Der Große Kurfürst sah sich genötigt, für die Anlage von Wolfsgärten, Luderplätzen und Wolfsgruben die Bevölkerung zu verpflichten, die unter der Leitung des Hofjagdamtes und mit Hilfe des von diesem gestellten Wolfjagdzeuges tagelang das Raubzeug aufscheuchen mußten. Männer und Frauen wurden dazu aufgeboten, die dadurch ihrer Tagesarbeit entzogen und erbittert wurden gegen diese gerade den unteren Klassen auferlegte Bedrückung. In Wittstock kam es 1669 zu einem offenen Landfriedensbruch wegen der Abergriße, die sich die Jagdknechte wegen des von diesen „verübten Ruppinischen Mägdestupens, das doch gleich wohl contra bonos mores et omnem honestam läufft“, richtete. Es half der Vernichtungskrieg offenbar nur vorübergehend,

dem 1727 sind allein in der Neumark 107 Wölfe und 5 Luchse gespürt worden, die im Vorjahre 307 Stück Rotwild, 79 Rehe, 19 Sauen, 20 Pferde, 51 Kinder, 276 Schafe und 17 Schweine zerrissen hatten, und doch „sei kaum die Hälfte von dem gewürzten Wildpret gefunden und gemeldet.“¹⁾ Von 1723 bis 1737 sind in Preußen, Brandenburg und Pommern allein 4300 Wölfe, 229 Luchse und 147 Bären zur Anmeldung gekommen, ohne Berücksichtigung der von dem Adel erlegten Stücke. So sehr also die Dörfer und Städte durch die Jagdfronen bedrückt wurden, so notwendig waren die Maßregeln. Nur die ungleiche Verteilung der Pflichten war die Ursache der Erbitterung, die man aus der nicht vereinzelt Tatsache ersahen kann, daß in diesen Jahren aus Landsberg a. W. einmal allein 500 Personen, ungerechnet der Amtsbauern, auf drei bis vier Tage von ihrem Tagewerk abgehalten wurden, daß „jedwederns Haar an einem gefangenen Wolf bezahlt wird“.

Noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zog sich der Vernichtungskrieg gegen die Wölfe hin, wenn auch die Jagd jetzt mehr von den berufenen Jägern ausgeführt wurde. Der letzte Wolf in Brandenburg ist in der Tauerischen Forst 1844 mit Hilfe von 23 Schützen und 115 Treibern erlegt. Die gewaltige Arbeit, die gerade der Wolfsfang erforderte, wird ersichtlich aus einer Cüstriner Regierungsverordnung von 1720, nach der ein Verhau von 4 bis 500 Schritt im Umkreise aus 4 bis 5 Fuß hohen Fichten errichtet werden mußte, um das Tier in das Fangeisen zu locken.²⁾ Es waren also gewiß nicht gerade Waidmannsfreuden, die den Märker zur Jagd zogen. Man wird es daher verstehen, wenn ihm eine Abneigung gegen die „Königliche Jagd“ im Blute steckt. Daß gerade der Jäger in der Sagenwelt nicht immer eine gute Rolle spielt, daß selbst der Beelzebub sich oft seine Maske wählt, steht damit ebenso im Zusammenhange wie das Fehlen volkstümlicher Jagdgebräuche. Was davon vorhanden ist, hat höfischen Ursprung und ist in ganz Deutschland verbreitet. Denkmäler der Jagdfreudigkeit sind die vielen Wolfsgruben gewiß nicht, die man so oft in der Nähe unserer Dörfer findet. Auch kann die Verpflichtung, Jagdhunde für den Hof aufzuziehen, die bei Verpachtungen, z. B. der Neuen Mühle bei Musterhausen, dem Pächter auferlegt wurden, kaum Begeisterung erweckt haben. Neben der Rotwild- und Saujagd kam noch die auf Auerhähne, die besonders im Kreise Ruppin³⁾ gepflegt wurde, auf Reiher im Musterhausener Revier und vielleicht auch auf Schwäne, die Friedrich I. liebte, in Betracht.

Die Schützengilden, die in den märkischen Städten seit dem 15. Jahrhundert auftauchen, wohl aber bedeutend älter sind, haben mit der Jagd nichts zu tun, da sie aus Gründen der Wehrfähigkeit entstanden sind und stets nur die Grundbesitzenden Bürger, nicht das niedere Volk aufnahmen. Das „new gewr“, das 1478 von den Brüdern der Sorauer Schützengilde gefordert wurde, war gewiß nicht so wohlfeil, daß ärmere Bürger eine solche Waffe besitzen konnten. Johann Georgs Privilegium der Schützengilde in Wriezen von 1585 verlangt geradezu die „Uebung der Bürenscheßen In kriegsleufften“.⁴⁾

¹⁾ Fr. Genthe, Wolfsjagdlaufen der märkischen Städte im 16., 17. und 18. Jahrhundert, Beilage Nr. 45 der Vossischen Zeitung 1898.

²⁾ Bär XI, 1885, S. 311.

³⁾ Büsching, Reise nach Kyritz, S. 115.

⁴⁾ Bär XI, 1885, S. 664.

Die Fischerei.

Brandenburg ist ein fischreiches Land durch seine Seen und Flüsse. Es ist zugleich dadurch, daß die wendische Bevölkerung teils aus Neigung, teils aus Zwang den Fischfang mit Vorliebe betrieb, manches Altertümliche geblieben. Schon das Zusammendrängen einer Bevölkerungsschicht in bestimmte Ortschaften mit ausschließlicher Fischerei mußte auf die Erhaltung besonderer Eigenart drängen. Denn es sind die Kietze (S. 22) als wendische Fischerdörfer anzusehen,¹⁾ die schon in ihrer Vielzahl für das Volkstum von Einfluß waren. Solche Kietze sind vorhanden oder vorhanden gewesen in folgenden Ortschaften: Angermünde, Beeskow, Berge, Bergen, Biesenthal, Bliessendorf (Zauche), Blumberg bei Berlin, Bölkendorf, Brandenburg a. H. (sogar zwei), Brielow, Buchholz, Cöpenick, Crennen, Cüstrin, Drense, Driesen, Eberswalde, Fahrland, Frankfurt a. O., Freienwalde, Fürstenberg a. O., Glauchow, Görzig, Görzig, Gröben bei Potsdam, Guben, Havelberg, Jänickendorf, Krämersborn, Kunitz, Landsberg a. W., Lebus, Lenzen, Lichtenberg bei Berlin, Luckau, Lübben, Lunow bei Oderberg, Mahausen, Nauen, Neuendorf N.-E., Niemaschleba bei Guben, Oderberg, Pechüle, Plaue a. H., Pommerzig, Potsdam, Prenzlau, Priesen N.-E., Pritzwalk, Pyrehne, Rathenow, Reetz, Rhinow, Rieben, Rosenthal bei Dahme, Schlanow, Schlenzer, Schönwalde bei Lübben, Treuenbriegen, Marquard bei Potsdam (früher Schorin geheißten), Schwedt, Sonnenburg, Spandau, Stolzenhagen bei Oderberg, Strausberg, Trebenow bei Prenzlau, Trebichow, Trebnitz, W.-Bork, Wietbriegen, Woltersdorf bei Rüdersdorf, Wriezen, Zellin, Jossen, Jühlsdorf. Es führte der Aufseher über die Gewässer, der in Spandau, in Cöpenick und in Alt-Ruppin saß, und in anderen Ortschaften wohl schon vorher aufgehoben worden ist, den wendischen Namen Pristabel. Daß für eine behördliche Einrichtung überhaupt ein wendischer Name zur Geltung gelangen konnte, beweist das Alter und der schon zur Zeit der deutschen Kolonisation vorhandene Einfluß der wendischen Fischerei.

Die Zurückgezogenheit der Fischer hat in Verbindung mit dem auf gewerblicher Abschließung gerichteten Junftbestrebungen dahin gewirkt, auch dem Volksleben Züge zu geben, die dieser Exklusivität Rechnung tragen. So achtbar das Gewerbe an und für sich ist, so hat es in der Innungsbewegung niemals die Rolle gespielt wie andere städtische Gewerbe, weder in der Ausbildung des Nachwuchses, noch in der Junftstube, noch auch in der Teilnahme am bürgerlichen Leben.²⁾ Nur bei den Volksfesten brach, soweit sie nicht durch die Kirche in engeren Grenzen blieben, ein lauter Ton durch, ein Ton, der selbst in dem doch durchaus nicht stillen Leben Berlins seit Jahrhunderten sich Achtung verschaffte.

¹⁾ In einer Urkunde des Dorfes Schollene bei Rhinow (jetzt zur Provinz Sachsen gehörend) findet sich die Bezeichnung *selavi* (für *Slavi*) für die Kietzer im Gegensatz zu den deutschen Bewohnern, die als „*borgere*“, „*teutonici*“ oder „*cives*“ genannt werden (Urkunde 1240, Kop. XXXII, Jerichow S. 30 im Archiv zu Magdeburg). Dieser Unterschied tritt noch in den Steuerregistern 1702 auf.

²⁾ Die Hechtreißer-Innungen in Freienwalde und Wriezen sind nicht eigentliche Fischer, sondern bildeten ein besonderes Gewerbe.

Die Geschichte des Straulauer Fischzuges, des in Deutschland vielleicht bemerkenswerthesten Fischereifestes, leitet vielleicht in einen entfernteren Ausgangspunkt zurück als in das Wendentum. Der Bartholomäustag (24. August), der die Schonzeit für die Fische abschloß, hatte eine besondere Bedeutung; an ihm ziehen der wilde Jäger und Frau Harke um, die Heren versammelten sich an ihm, und in England fanden, zweifellos von den Angeln mitgebracht, Wettkämpfe statt, an denen die Spitzen der städtischen Behörden teilnahmen. Es scheint diesem Tage also eine tiefere mythologische Bedeutung von zunächst noch unbekannter Herkunft innewohnen, die dann von der Kirche übernommen und umgedeutet wurde. Jedenfalls hat sie es verstanden, die vielleicht auch im wendischen Volkstum vorhandenen Beziehungen mit deutschen Überlieferungen zu vereinen und sie mit dem zeitlichen Endtermin der Schonzeit zu einer überwiegend kirchlichen Feier umzuformen. Das geht schon aus der Bestimmung hervor, den Hauptertrag des Fischzuges dem Prediger zu überliefern. Es war das um so leichter, als der Heilige des 24. August wie Petrus ein Fischer war und deshalb zu einem Schutzheiligen des Gewerbes wurde. Ende des 16. Jahrhunderts tritt der Fischzugstag als ein vorwiegend kirchliches Fest auf, das zwei Jahrhunderte später bereits für Berlin Bedeutung gewann, nachdem es vorher wohl schon stark verweltlicht war. Prinzen und Fürsten hatten sich an der harmlosen Freude des Volkes erfreut, das mit höchster Begeisterung an dem Feste der Stralauer Fischer teilnahm. Seit freilich der Janhagel die Gelegenheit zu Ausschreitungen benutzte, war das Fest dem Untergange geweiht, der vielleicht unabwendbar ist, wenn auch von Zeit zu Zeit von interessierter Seite auf eine Neuerstehung hingearbeitet wird.¹⁾

Der Kern des Festes war der Fischzug, zu dem die Fischer Stralau am frühen Morgen mit Musik aufs Wasser zogen, um mit dem großen Garne fünf Züge zu tun.²⁾ Es schloß sich ein Fest auf der Dorfaue an, das durch den Zuzug der Berliner einen größeren Umfang annahm, gestützt vielleicht auf ältere Beziehungen der Berliner Fischer zu denen von Stralau. Die kirchliche Feier war immer mehr zurückgetreten, was der Veredelung des Festes gewiß nicht günstig war.³⁾

Ein anderer Schutzheiliger der Fischerei, der heilige Jakobus, hat gleichfalls einem Feste den Namen gegeben, das an seinem Namenstage, am 25. Juli, stattfindet. Es scheint sich jedoch nur eines der Fischerfeste in Plaue a. H. erhalten zu haben. Es wird jetzt im August gefeiert und vereinigt auch die Fischer aus der Umgebung. Während sich die unverheirateten Fischer mit den Familien im Hause versammeln, kommen die verheirateten Männer bei dem Berufsgenossen zusammen, der für das Jahr die Fahne

¹⁾ R. George, Aus der Vergangenheit Stralau, Monatsblatt der Brandenburgia IV, 1895, S. 185.

²⁾ Später freilich ist darin manches anders geworden. Ein Beobachter aus dem Jahre 1798 erzählt von drei Zügen, von denen der erste dem Magistrat von Berlin, der zweite gegen zehn Taler, die dem Pfarrer zustehen, abgelöst ist, der dritte aber der Gemeinde selbst gilt. „Und nun wird geschmaust, getrunken und getanzt bis zum Aufgang der Sonne, diesseits und jenseits des Ufers in allen Schenken.“ (Mercier, Neuestes Gemälde von Berlin auf das Jahr 1798, Cöln 1798.)

³⁾ Ein ebenfalls sonderbarer Brauch bestand in Stralau in der Verpflichtung der Gemeinde, dem Pfarrer alljährlich einen Stiefel zu liefern, damit er vom Dorfe aus über den Graben zur Kirche gelangen konnte.

zur Aufbewahrung hat. Ein Musikkorps holt dann die Jungen ab und geleitet sie zu den älteren Fischern. Zusammen ziehen sie nun durch die von Fischern bewohnten Straßen nach der „Fischerhavel“, von der aus mit aneinandergebundenen, blumengeschmückten Kähnen eine Fahrt nach dem Plauer See gemacht wird. Musik und Tanz beschließt den Abend. Von einem Gottesdienst ist auch hier keine Rede mehr.¹⁾

Wieweit der Grenzzug der Cöpenicker, der schon erwähnt (S. 108) ist, als ein Fischerfest aufzufassen ist, mag zweifelhaft sein, da für die Fischer nur Lasten entstehen. Denn sie müssen das Fahrzeug stellen, mit dem Magistrat und Stadtverordnete nach der Clödenick, einem alten Spreearm, fahren. Hier findet sich auch der Schulze des Kiezes ein; gemeinsam zieht man nun von Grenzhügel zu Grenzhügel bis zum letzten, wo sich die Neubürger bücken und von dem Schulzen mit einer Peitsche sechs Schläge erhalten, den ersten für den König, den zweiten für den Magistrat, den dritten für die Stadtverordneten, den vierten für die Bürgerschaft, den fünften für die Nachbarschaft (so werden die Kiezer genannt) und den letzten für den Schulzen selbst. Dann wird getanzt, nachdem die Kiezer ihre Gäste mit Fischen und Bier bewirtet haben. Da diese Verpflichtung bereits 1451 als Abschluß eines Vertrages zwischen Stadt und Kiez wegen der Fischerei auf der Clödenick erwähnt wird, so mag auch hier ein älteres Fischerfest mit einer geschichtlichen Tatsache zusammengefallen sein.²⁾

Dieser Grenzzug fand alle zwei Jahre statt. In gleichen Zwischenräumen wiederholte sich in Berlin das Fischerstechen am 10. August, dem Tage des heiligen Laurentius, bei dem aber eine Beziehung zur Fischerei nicht erkennbar ist. Nach dem Feste begann man mit bestimmten Zeugen zu fischen. Die Erlaubnis zu dem Feste wurde von dem Bürgermeister bereits 14 Tage vorher mit Darbietung von Fischen eingeholt und mit Trommeln und Pfeifen verkündet. Die Kosten wurden durch eine öffentliche Sammlung gedeckt, zu der neben Geld auch Halstücher, Köffel und dergleichen gespendet wurden. Unverheiratete Töchter schenkten silberne Medaillen, die an Speere gehängt wurden. Am Festtage begann der Zug 2 Uhr nachmittags. An der Spitze marschierten sechs Musiker, dann folgten ein junges unverheiratetes Fischerpaar in der Tracht der Spreewälder, Bauer und Bäuerin genannt, und Fischer in bunten Narrentrachten, in denen sie allerlei Schabernack ausübten. So bewegte sich der Zug mit dem Hauptspeer, an dem die größte Medaille hing, zu den Mühlen. Auf dem Wasser entspann sich dann ein Kampf zwischen den Stechern und Kämpfern, deren Lanzenschäfte durch große runde Scheiben ungefährlich gemacht wurden. Auch Mädchen mit „Nammesbuchsen“ sollen zugelassen worden sein, wie ein Bericht von 1714 erzählt.³⁾ Wer drei Gegner über Bord gestoßen hatte, ohne naß zu werden, war Sieger und erhielt die große Medaille. Es schloß sich schließlich eine sehr rohe Unterhaltung an, bei der drei Gänse lebend und mit dem Kopfe nach unten an einem über die Spree gezogenen Seile hingen. Die „Narren“ versuchten die Köpfe zu fassen und den lebenden Tieren abzureißen. Amzug, Tanz und Trunk folgten und hielten die Fischer und wahrscheinlich auch viele der Zuschauer bis zum nächsten Tag zusammen. Im wesentlichen kam es auf die Gewandtheit im Wasser und

¹⁾ E. Friedel, Monatsblatt der Brandenburgia XV, 1907, S. 265.

²⁾ A. Kuhn, Märkische Sagen und Märchen, Berlin 1843, S. 371.

³⁾ Bär XII, 1886, S. 33.

viele übermütige Narreteien an. Damit weicht das Fischerstechen von den anderen Festen mit ernsterem Hintergrunde ab und schließt sich den Zunftfesten an, die in jener Zeit vielfach die Nachahmung ritterlicher Gebräuche in derbkömischer Übertreibung liebten.¹⁾ Es wird schwer sein, aus dieser Umhüllung den Kern des Fischerfestes herauszuschälen, der vermutlich auch auf ein Kirchenfest zurückgeht, — die Zeit — es wurde im August gefeiert, spricht wenigstens dafür.

Es würde zu weit führen, die Namen der Fischereiwerkzeuge auf ihren Ursprung zu untersuchen. Die eigenartige Klangfarbe verrät dem Nichtslawisten, daß hier häufig ein Sprachgut vorliegt, das der deutschen Sprache nicht angehört.²⁾ Ebenso ist es mit einzelnen Fangmethoden und Fangwerkzeugen, die von dem Fangzeug der deutschen Fischer vielfach verschieden sind. Das Fischen mit dem „großen Garn“, das übrigens den Kiezer Fischern nicht ohne weiteres zustand, und das von der Grundherrschaft auch an Bürger anderer Art verpachtet werden konnte, scheint deutschen Ursprungs und von den niederdeutschen Meeranwohnern in die Mark gebracht worden zu sein. Dagegen ist die Methode mit dem „kleinen Garn“ örtlich so verschieden, stellenweise so ursprünglich, daß man nur eine vielfach abseits von dem Kulturwege erfolgte Entwicklung wird annehmen dürfen.

Imkerei.

Was die Imkerei in der Mark mit der Volkskunde gemein hat, ist blutwenig, aber dieses Wenige, das nach einer ungeschriebenen schleichenden Entwicklung, in der nur langsam der Zeiger ein wenig nach vorn rückte, das Gebiet der Imkerei aus der fast naturgeschichtlichen Gelassenheit zu einer merkwürdigen Sitte emporzuschellen ließ, ist anziehend genug, um auch in der Volkskunde gestreift zu werden. Wir haben schon mehrfach gefunden, daß der Tag, an dem ein Zins für eine bestimmte Sache gezahlt wurde, an dem natürlich auch ein Vertrag erneuert werden mußte, mit einer gehobeneren Stimmung erfüllt war. Auf der einen Seite die Entgegennahme der Pachtsumme, die häufig unter bestimmten, manchmal seltsamen Gebräuchen vor sich ging, auf der anderen die Sicherheit, für einen größeren Zeitabschnitt im Besitze seiner Nahrung zu bleiben. Zwei, von verschiedenen Ausgängen herkommende Absichten begegneten sich und, was sie im Zusammenwirken erreichten, war wiederum eine mehr fröhliche als traurige Stimmung.

Wir betrachten die Imkerei heute als eine landwirtschaftliche Nebenbeschäftigung. Wir müssen sie aber auch als ein vollgültiges Gewerbe werten, das auf dem Wege zur Zunft nur durch das Einengen der für die Bienenzucht nötigen Gelände stecken blieb.

¹⁾ Auch in Ulm, Augsburg, Donauwörth, Regensburg, Leipzig, Halle, Nürnberg, zu Mansfeld, Siebichenstein, Lettin wurden gleiche Fischerstechen mit fast denselben Gebräuchen veranstaltet. Da das Ulmer Fischerstechen am sogenannten Schwörtage stattfand, dem auf den Freitag vor dem Laurentiustage (10. August) fallenden Wahltag des Magistrats, da ferner bei dem Berliner fest der Ausdruck „Halloren“, wie beim Hallischen „Halloren-Stechen“ vorkommt, so ist sicher, daß wenigstens das äußere Gewand unseres Berliner festes aus Süddeutschland gekommen ist.

²⁾ W. von Schulenburg, Märkische Fischerei in „Jubiläumsschrift des Fischereivereins für die Provinz Brandenburg“, Berlin 1903.

Vorher indessen ist sie, wie die Arbeit der Fischer, zumeist den armen Waldleuten, vorzugsweise slawischer Herkunft, vorbehalten geblieben. Das gibt ihr schon einen poetischen Reiz, der in der alten Beuten-Wirtschaft fast an ein landwirtschaftliches Urgewerbe erinnert. Schon mit der Befestigung der deutschen Grundherrschaft, mehr aber noch durch die überragende Verwaltungstechnik der Hohenzollern, sind die ungebundenen Verhältnisse gefestigt worden, indem den Imkern der Schutz ihres Eigentums, die Möglichkeit ungestörter Bienenweide, und vielleicht auch des Absatzes gegen einen bestimmten Grundzins zugesichert wurden. Auf Grund dieser Abmachungen, die offenbar an verschiedenen Stellen der Mark in gleicher Weise erfolgten, sind dann Personen und Orte bestimmt worden, bei denen die Zeidler ihre Zinsen ablieferten. Es sind uns drei Orte überliefert: Kienbaum, Krebsjauche und Lützen. In Krebsjauche kamen



Abb. 108. Bienenhaus aus Kempten.

die Zeidler am Johannisstage (24. Juni), in Kienbaum am Sonntage nach Bernhards (20. August) zusammen; nach einem Gottesdienste, an den sich ein vom Starosten, d. h. dem Vorsteher der Zeidlergenossenschaft, gegebenes Mahl schloß, fand man sich zum Trunk zusammen. Diese Tagungen, auf denen später auch Streitigkeiten geschlossen wurden, haben sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts gehalten. Den Weg zu einer regelrechten Zunft, den sie infolge ihrer sachlichen Grundlage eingeschlagen hatten, konnten sie nicht bis zum Ende verfolgen, weil ihnen (genau wie bei der Pfeiferzunft von Rappoltweiler oder der Kessler von Beiersdorf) der örtliche Zusammenhang fehlte, und weil sie in sich zu verschiedene Elemente, freie und Unfreie, Adlige, Bürger, Bauern, Berufsimker und Liebhaber einschlossen. Sie konnten den äußeren Rahmen einer Zunft annehmen, der streng bewahrt wurde, aber sie konnten das Zünftlerische im wesentlichen nur in den Formen zum Ausdruck bringen. Und wenn nicht die Zeidlergenossenschaft, die jährlich in Kienbaum tagte, leise Anklänge an Freimaurergewohnheiten gezeigt hätte, dann würde sie wohl längst vergessen sein.¹⁾

Mit dem Verlassen der Beutenwirtschaft, die viele Kiefern zugrunde richtete, wuchs die Zucht in den Hof hinein. Die weitere Folge war die Entstehung besonderer Bienenhäuser, die nicht selten von recht wirkungsvoller Gediegenheit sind und dem Hofe ein neues Bauelement zugeführt haben (Abb. 108).

¹⁾ Das Material für dieses Gebiet ist nicht groß. Es besteht im wesentlichen aus K. Müllenhoff. Geschichte der märkischen Bienenwirtschaft. Monatsblatt der Brandenburgia VIII, 1900, S. 312. Th. Fontane, Spreeland (Wanderungen durch die Mark Brandenburg IV, S. 242 (der Ausgabe 1892) und einem Aufsatz von Sundelin im Vär XII, 1886, S. 374.

Sandwerksleben.

Solange das Handwerk eine Tätigkeit von sozialer und ethischer Bedeutung war und durch einen behördlichen Akt erst zu einer rechtlichen Einrichtung wurde, so lange hat es auch mit peinlichster Gewissenhaftigkeit Sorge getragen, seine eigenen Reihen vor jedem Eindringen unsozialerer Elemente zu verschließen. Selbst das Zurückweisen wendischer Bevölkerung, das hier und dort einmal vorkam, hat seinen Ursprung weniger in der, wohl selten noch nachweisbaren Abkunft von einem Wenden als in dem Odium der Unfreiheit, der solange auf dieser Bevölkerungsschicht gelastet hat. Und wo diese, meist auf dem Lande sitzenden Elemente zu einem Handwerk griffen, da konnten sie leicht das ganze Gewerk in den Geruch der Unehrllichkeit bringen, wie es bei den Leinwebern, Müllern und einigen anderen abhängigen Zünften der Fall war. Auf der anderen Seite ergibt diese sorgfältige Schichtung des zum Handwerke Strömenden jenen Handwerkerstolz, der in dem Ausblühen der Zünfte nach politischem Einflusse strebte, in späterer Zeit aber zu einer leblosen Fessel für die Entwicklung erstarrte. Besonders nach dem Dreißigjährigen Kriege, der in Deutschland wie eine Riesenbrache gewirkt hatte, sproßte und keimte es überall auf dem gewerblichen Gebiete; da wuchsen auch in Brandenburg neue Zünfte und Innungen, die sich von den älteren lösten und eigene Verfassungen erstrebten. Aber ihnen fehlte der impulsive Eigenwille der früheren, der Handwerker und Bürger gleichsetzte, der jede Form als prägnanten Ausdruck eines sittlichen Grundsatzes ansah; in dieser späteren Zeit, die in ihren Wirkungen bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts hineinreichte, wurde die Form zu einer Maske, um die innere wirtschaftliche Schwäche zu verdecken. Sie war nicht mehr der Ausdruck lebenspendender Kräfte, sondern die Losung einer gemeinsamen Abwehr der Konkurrenz, und entwickelte daraus eine Gleichheit der Gesinnung, die sich am wahrnehmbarsten in den Handwerksgebräuchen äußerte. So entstand ein Kodex handwerklicher Umgangsformen, der jedem einzelnen je nach Stand und Gewerk vorschrieb, wie er den Meister und die Gesellen anzureden, wie er zu grüßen, sich zu kleiden und zu bewegen hätte, wenn er aus der Werkstatt in die Öffentlichkeit hinaustrat.

Die Zunft. Der einzelne Handwerker trug den Stolz über sein Gewerk ebenso zur Schau, wie ihn die Innung durch einen festen Kommitent auf die Besonderheiten seines Faches hinwies. Daß die Aufnahme in das Gewerk und die Losprechung zum Gesellen nicht leicht und dann auch möglichst feierlich gemacht wurde, haben wir bereits gesehen. In Wittenberge überreicht man z. B. dem ausgelernten Müller einen Stab mit Knochenkopf. Der junge Geselle sollte aber auch auf der Wanderschaft die Ehre des Handwerks hochhalten. Darum war ihm ein fester Bestand konventioneller Formen mit auf den Weg gegeben, die er überall anzuwenden hatte, und die ihm die Türen der Berufsgenossen öffneten. „Ein Sträußchen am Hute, den Stab in der Hand“ und ein Ränzle (Berliner, Felleisen usw.) auf dem Rücken, zog er heiteren Sinnes mit den Genossen auf der Landstraße dahin. Kam er zum Torschreiber einer Stadt, und hatte er sich hier ausgewiesen, dann ging er zur Gewerksherberge und bat den „Herrn Vater“ (den Herbergswirt) und „Frau Mutter“ mit einer geziemenden Ansprache um Quartier.

Aus der Gewerkslade erhielt er dies und Verpflegung und, falls er im Orte keine Arbeit gefunden hatte, auch ein kleines Zehrgeld für die Weiterreise. Die feierliche Anrede „Mit Günst“ kehrte reichlich wieder in den Anreden bei den Meistern und in der Morgensprache. Es gehörte eine große Übung dazu, die Formen genau zu wissen, deren ungenaue Anwendung leicht zu einem peinlichen Verhör führte. Noch in den Sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts war diese Gepflogenheit in den märkischen Städten am Leben.¹⁾

Ein Ausdruck dieses Handwerkerstolzes ist die Gepflogenheit, die Verkaufsstelle durch mancherlei Wahrzeichen kenntlich zu machen. Wenn die Sitte in ihren Anfängen auch für ein des Lesens nur ungenügend kundiges Publikum berechnet war, so hat sie doch eine reizvolle Ausbildung erfahren, der man den Stolz des Handwerkers noch heute ansieht. Daß der Schlosser einen kunstvollen Schlüssel, der Wagenbauer einen kleinen Wagen zur Anschauung bringt, liegt nahe wie der Brauch, die Gewerksherbergen und Stuben durch ähnliche Wahrzeichen kenntlich zu machen. Schwerer ist schon die goldene

Kugel der Kolonialwarenhändler zu deuten, die vor fünf Jahrzehnten in Berlin und in der Mark noch gang und gäbe war. Der Stuhl mit der übergehängten weißen Schürze als Zeichen der feilgebotenen frischen Wurst, das Becken der Barbierere, das in den Perleberger Ratsprotokollen bereits 1598 als Wahrzeichen eines obrigkeitlich gestatteten Betriebes erwähnt wird, sind leichter zu erklären, während ein Strauß oder ein Stern für den Ausschank von Bier oder Wein aus Süddeutschland übertragen sind. In der Perleberger Bürgerfassung wird auch verlangt, daß jeder Brauer, „so Bier feil hat und mit dem Becher ausmessen oder sonst verkaufen will, soll ein klein weiß Brotlein aushängen, damit man weiß, ob Bier für den gemeinen Mann

Abb. 109. Bierzeichen.

vorhanden oder nicht.“²⁾ Ein Lübbenauer hat dies durch eine Schrifttafel mit dem Stadtwappen kenntlich gemacht (Abb. 109).

Es ist ein äußerlich behagliches Empfinden, das in den Gebräuchen des Handwerks zum Ausdruck kommt, soweit es als Innung organisiert war. Das Schlimme dieser Entwicklung lag darin, daß man die Formen selbst von anderen Einrichtungen holte und sie ohne Rücksicht auf ihren Zweck ausnutzte. Was einstmals eine Prüfung des Charakters war, wurde zur Schikane mit der Nebenabsicht, möglichst viel Gebühren für den Trunk aus dem einzelnen Anwärter herauszupressen. Es wurde von dem Großen Kurfürsten schon 1674 gerügt, daß einzelne Gewerke, wie die der Tischler und Töpfer, die Manieren eines christlichen Taufaktes nachahmten, wenn sie einen Lehrling zum Gesellen sprachen. Und wenige Jahre später wurden, wie es im Reiche bereits seit zwei Jahrhunderten wiederholt bekämpft wurde, auch in Brandenburg die „altväterischen“ und abergläubischen Zeremonien bei der Gewerkslade verboten. Geholfen hat es wahr-

¹⁾ Einen genauen Bericht über diese Handwerksbräuche bei der Innung der Leinenweber in Treuenbriezen hat G. Steinhardt in dem Monatsblatt der Brandenburgia XIV, 1906, S. 174 ff. veröffentlicht. Einen ähnlichen R. Scharweber über die Gebräuche der Luckauer Maurer-Innung an demselben Ort 1909, S. 96.

²⁾ Vogel, Perleberger Geschichte V, S. 61 (nicht im Buchhandel).



scheinlich nicht viel, denn in der Auflösung des alten Handwerks strömten immer wieder Elemente hinein, die an diesen Formen einen besonderen Gefallen hatten. Neben den eigentlichen offiziellen Innungsgebräuchen, die gewissermaßen jede individuelle Regung zu unterdrücken suchten, waren es die großen Gewerksfeste, bei denen die Lebensfreude fast oppositionelle Wege fand. Der „blaue Montag“, dieser sprachlich noch nicht erklärte Bummeltag der Gesellen, hat im 18. und 19. Jahrhundert manche entrüstete Äußerung hervorgerufen, ohne an den Verhältnissen etwas zu ändern. Das Drechsler-Privilegium von 1734 verbietet ihn, die Stadtverwaltungen bekämpfen ihn, und doch war er immer wieder da, weil er eben keine gesetzliche Einrichtung war und die Gesellschaft stetig reizte, dem starren Herkommen ein Schnippchen zu schlagen. Der blaue Montag, der stellenweise auch als Tag der Morgensprache diente, war nur möglich in einer Zeit, in der sich der größte Teil des Lebenslaufes in einem engen Kreise bewegte, in der jeder irgendeinem festgeschlossenen Kreise angehörte, und einer den anderen kannte. Er verlor sich, sowie die Zunftordnung von neuen wirtschaftlichen Bewegungen hinweggeschwemmt wurde.

Gewerksfeste. Mit größerer Zähigkeit aber erhielten sich die Gewerksfeste, die nicht nur die Meister, sondern auch die Gesellen vereinigten. Ehemals besaß jedes Gewerke sein besonderes Fest, das in den meisten Fällen ursprünglich einen kirchlichen Hintergrund hatte. Einige von diesen Festen haben aber doch auch größere Beteiligung gefunden und sind für ganze Städte charakteristisch geworden. Freilich unterlagen auch sie der inneren Zwiespältigkeit, die zwischen dem ehemals würdevollen Berufsfest und dem „Aufklärer“ einer realdenkenden Zeit bestand: der Kern entschwand, die Schale blieb und das Ganze endete häufig mit einer Verulkung. So ist das Mottenfest der Tuchmacher (das sich die Raschmacher in Eichtenberg bei Berlin zu einem Fliegenfest zurechtgemacht hatten), im 19. Jahrhundert fast überall zu einem wüsten Trinkfest geworden, das sich im Schatten der Gewerksabzeichen entfaltete. Größere Bedeutung erwarb sich in Calau der Schusterzug, den die dortigen Gesellen am ersten Augustsonntag veranstalten. Er knüpft an ein geschichtliches Ereignis an und sollte an Hans von Sagan erinnern, der mit den Schuhmachergefelln einen Ausfall aus dem belagerten Königsberg i. Pr. machte und dabei ein Bein verlor. Unter Vorantritt eines Gesellen mit gezogenem Degen, zog der kostümierte Haufen durch die Stadt zu einer Herberge, um dort ein Tanzfest zu feiern. In dem Zuge befanden sich der „Alte“, dessen ansehnliche Prisen bei den Zuschauern stets Heiterkeit erweckten, und Hans von Sagan selbst, mit Dreimaster, Zopf, blauem Frack mit blanken Knöpfen, roter Weste und weißer Hose, sowie ein Stulpenstiefel mit Sporn und Säbel. Das andere Bein war, um den Verlust anzudeuten, weiß unwunden.

Mit besonderer Befriedigung erinnerte man sich bei den Festen gern geschehener oder vermeintlicher Heldentaten der Gewerksgenossen. Auch die Schlächter rühmten sich einer besonderen Heldentat im Kriege des Großen Kurfürsten gegen die Schweden, indem das Königsberger Gewerke ein ganzes Reitergeschwader wollte niedergemacht haben. Die Geschichte weiß nichts davon, tatsächlich aber haben besonders die Berliner Schlächtermeister das Vorrecht besessen und bis in die neueste Zeit hinein behauptet, bei den feierlichen Einzügen der Landesherrn an der Spitze und rittermäßig zu Pferde zu erscheinen.

Da der Kurfürst die Königsberger Gewerksgenossen, die, wie in ähnlicher Weise die Schuster, zu dem Recht des Sporentragens wollen gekommen sein — angeblich mit den Waffen und Standarten der besiegten Schweden beschenkt hat, so erschienen sie 1701 bei der Krönung des ersten Preußenkönigs in Brustharnischen mit Pauken und Standarten, und auch die Berliner haben bis in die letzten Jahre hinein nicht auf diese Ausrüstung verzichtet.

Die Schiffer von Friedrichsthal und Malz bei Oranienburg, von Cappe bei Zehdenick und von anderen Orten hatten die Sitte, an einem Sonabend der Fastenzeit vor dem Krüge zwei hohe, mit Laub unwundene Mastbäume aufzurichten. Nach Beendigung des Gottesdienstes ziehen sie am folgenden Sonntag mit Musik im Dorfe herum, wobei junge Schiffer, die in diesem Frühjahr die erste Fahrt mitmachen, einen besonders für den Zweck angefertigten Kahn tragen, während andere mit Fahnen vorausgehen. So bewegen sie sich vor den Höfen der angesehenen Bewohner, bringen dort ein Hoch aus und nehmen ein kleines Geschenk in Empfang, das in den Kahn gelegt wird. Nach beendetem Umgang werden die Fahnen an den Masten aufgehängt und der Kahn hoch oben zwischen ihnen befestigt. Ein Tanz beschließt den Tag, an dem sich abwechselnd die Verheirateten und die Ledigen beteiligen. Am Montag wird das Geld und die gesammelten Eier, Würste usw. gemeinschaftlich verzehrt.

Bauopfer. Man war sich kaum des großen Gegensatzes bewusst, der zwischen der nach Art großer Herren gerichteten Maskerade und der inneren Leere des Kunstlebens bestand; man war es um so weniger, als ja diese Verschiebung der Rollen auch bei anderen Ständen Platz gegriffen hatte. Ja, man trug vielfach in Worten und Handlungen eine Frömmigkeit zur Schau, die zweifellos einen ernsten Hintergrund hatte und vielleicht auf sehr alte Anschauungen über die Bedrängnisse im Leben zurückgingen. Daß bei größeren Arbeiten der Segen des Höchsten angerufen wurde, ist aus einzelnen Zeugnissen belegt. Am altertümlichsten ist dabei der Brauch bei den Maurern und Zimmerern. Man wird hier zu unterscheiden haben (wie es ja auch bei den Erntebrauchen der Fall ist) zwischen dem eigentlichen Bauopfer und dem Festakt über die gelungene Ausführung. Bei dem ersteren handelt es sich um das Opfer eines Lebewesens, um die Bewohner vor Schaden zu bewahren. Es mag dahingestellt sein, ob das Opfer ehemals ein Mensch war — persönlich möchte ich das bezweifeln —, jedenfalls aber steckt hinter der Sitte, ein Ei oder noch barbarischer einen Hund, ein Huhn, eine Katze oder ein anderes Tier lebend einzumauern, sicher ein sehr ernster Gedanke. In Guben fand man beim Abbruch eines Gebäudes die vertrockneten Körper von vier Hühnern, einem Wiesel, einer Ratte und dicht daneben zwei Eier. An anderen Stellen, vielfach im alten Berlin, hat man als Abschwächung des barbarischen Brauches Gefäße eingemauert, die vermutlich eine Flüssigkeit (Wein?) enthielten. Leider sind von den Segenswünschen, die mit dem Akt wohl einhergingen, keine bekannt geworden, obwohl der Brauch noch im 18. Jahrhundert ausgeübt wurde. Vielleicht deuten die drei Hammerschläge, mit denen der Bauherr und alle, die ein Interesse an dem Bau haben, den Grundstein weihen, die letzte Abwandlung der alten Sitte an.

Richtfest. Noch mehr treten die Beziehungen zu dem Erntebrauch bei der Richtfeier hervor, die kurz vor der Vollendung die beteiligten Handwerker vereinigt. Wie

beim Erntefest der Altkecht oder die Großmagd die Erntekrone der Herrschaft mit einer poetischen Ansprache überreicht, so ist's beim Neubau der Polier, der die gereimte Ansprache hält. Da aber heute der eigentliche Bauherr nur noch in loser Verbindung mit dem Bau steht, so ist die Feier vielfach zu einem Trinkfest geworden, dessen Kosten der Bauunternehmer trägt. Noch aber wird die Richtkrone auf dem Dachstuhl aufgerichtet, noch findet in kleineren Orten eine größere Feier mit den alten Segensprüchen statt. Bei der Richtfeier der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche in Berlin 1894 erwachte sie sogar zu einem würdevollen Festakt¹⁾, bei dem selbst der Pokal, aus dem der Polier die einzelnen Wünsche für den Landesherrn, die Behörden und die beteiligten Berufsleute mit festen Zügen begleitete, von der Höhe herabgeschleudert wurde. Auch bei diesem Bau deutete man als ein kommendes Unglück, daß der Glaspokal trotz des großen Absturzes nicht zerschellte, wie es der Volksgebrauch verlangt. Wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß das Richtfest ursprünglich ebenfalls ein Opfer bedeutete, so ist mit der Zeit doch ein feiner Unterschied zwischen Bauopfer und Richtfest entstanden. Während das erstere eine Abwehr von Schadenwirkungen ist, schließt das Richtfest einen Segenswunsch für die Bewohner ein. Es ist darum nicht an das Ende der Bauarbeiten gesetzt, sondern kurz vorher, weil dann noch die Werkleute eine Zeitlang am Bau tätig sind. Die Bewohner können dann später diese Wirkungen noch in ihrer Weise verstärken, sei es, daß sie zuerst ein Lebewesen in das Haus jagen, sei es, daß sie Salz und Brot auf den Ofen legen, sei es auch durch Inschriften und Symbole.

Der Hausfleiß.

Es gab eine Zeit auch in der Provinz Brandenburg, in der viele Arbeiten, die heute der Berufshandwerker übernimmt, im Hause verrichtet wurden. Auf dem Lande, auf dem die Eiferfucht der städtischen Gewerbe früher eigentlich nur Leinweber, Schneider, Zimmerleute, Schmiede und Rademacher duldeten, ohne sie damit aber auch zugleich als gleichberechtigt anzuerkennen, war es oft genug eine zwingende Notwendigkeit, in vielen Künsten Meister zu sein. Indessen ist dies nur ein theoretischer Rückschluß aus der Natur der ländlichen Arbeit heraus und mit Berücksichtigung anderer deutscher Gebiete. Mit bestimmteren Formen und noch in unsere Zeit hineinreichend, hat dieser Hausfleiß sich nur so weit erhalten oder wenigstens Zeugnisse seiner früheren Existenz gegeben, wie er von der Frau übernommen wurde. Dabei kamen hauptsächlich Spinnen und Weben von Wolle und Flachs in Betracht. Das Spinnen der Wolle ist freilich jetzt wohl überall verschwunden, aber vor zwei Jahrzehnten konnte man einzelne Frauen noch bei der Arbeit sehen. Ein großer Teil der Warfröcke unserer Bauerntracht, die aus einem leinenen Aufzuge mit wollenem Einschlage bestanden, ist im Hause hergestellt worden.

Die Spinnstube. Um meisten ist natürlich das Spinnen betrieben worden, nicht nur von den Frauen. Denn Leinwand, die von Kindern unter 7 Jahren gesponnen war, gab Hemden, die fest gegen Kugel und Stich waren. Auch die winterliche Muffe-

¹⁾ Beschrieben mit Einschluß der gesprochenen Verse von E. Friedel in dem Monatsblatt der Brandenburgia IV, 1896, S. 241 ff.

zeit begünstigte das Spinnen und mit ihm die Spinnstube, deren Spuren in der ganzen Provinz zu verfolgen sind, ja die stellenweise noch blüht. In der Spinnstube, der Spinte oder vereinzelt in der Lausitz auch die „Lange Hinte“ genannt, vereinigten sich ursprünglich wohl nur die Mägde, um die Flachsvorräte zu verarbeiten. Die Stube lief zeitlich parallel der Dreschtätigkeit der Männer und dauerte vom Spätherbst, in der Regel von Martini (11. November) bis Lichtmess (2. Februar) oder ungefähr bis Fastnacht. In der Niederlausitz begannen sie vielfach am Montag vor dem Totenfest, um sich sogar bis Freitag vor Palmarum auszudehnen. Auch im Teltower Kreise währten sie bis Mitte März. Während der zwölf heiligen Nächte ruhten die Spinnräder (s. S. 239). Die Spinnstube ist für die Vergangenheit neben dem Kirchgang die einzige Gelegenheit gewesen, um in geselliger Weise einander nahezutreten. Die Freundinnen, hauptsächlich bildeten die gleichen Altersstufen solche Kreise, kamen mit ihrem geschmückten Spinnrad in einem Hause zusammen, um hier bei Kerzen- oder Kienspähnlicht zu spinnen. Am nächsten Abend fand sich dann die Gesellschaft bei einem anderen Spinnstubenmitgliede ein. Es scheint, als ob die Spinnstuben anfangs nur die Familienglieder umschlossen, denn die Mitwirkung der Hausmutter, die sich anscheinend langsam aus der Arbeitsstube im 19. Jahrhundert zurückzieht, spricht ebenso dafür wie das Einbeziehen der Hausmägde. Während der Abendzeit, von etwa $\frac{1}{2}$ 7 bis 11 Uhr, wurde nichts genossen, nur die lustigen Spinnräder surrten zu den bald ernsten, bald heiteren Gefängen der Kunde. Und fleißig wurde gearbeitet, denn Spott traf die, welche ihr Teil am Schlusse der Stube im Februar noch nicht erledigt hatte.

Im Laufe der Zeit stellten sich zu den Spinnstuben auch die Burschen ein, wodurch der Charakter zwar ein wenig verändert wurde, die Einrichtung, die sich in mehreren Jahrhunderten im Brauch des Volkes festgesetzt hatte, aber blieb, was sie war. Die Burschen fanden in dem Neckton, der schon vorher in der Spinte herrschend war, offenbar eine Anknüpfung, um den breiten bäuerlichen Humor voll gewähren zu lassen. Auf der anderen Seite aber lastete eine elegische Stimmung auf der Spinnstube, die durch die vielen rührseligen, oft auch sinnvollen Volkslieder hervorgerufen wurde. Aber gerade in dieser Spannung zwischen hellauflooderndem, lautem Übermut und der flagenden Schwermut hat die Spinnstube so außerordentlich für Dichtung und Kultur gewirkt. Daran wird nichts geändert, daß der rationelle verflachende Geist einer späteren Zeit auch vor der Spinnstube nicht halt machte und Ausschreitungen ermöglichte, die vordem aus der inneren Gesundheit der Einrichtung heraus nicht möglich waren. Ganz verfehlt war es, mit Polizeiverboten die Spinnstube aufzuheben, was leider auch in Brandenburg bisweilen der Fall war, noch verfehlter aber ist es, durch eine von außen kommende Agitation die Spinnstube zu stützen, wo sie der Ungunst der Verhältnisse zu erliegen droht. Die Spinnstube ist abhängig von dem Bau und der Bearbeitung des Flachses; wird dieser nicht mehr angebaut, verschwindet auch die Spinte, wie auf der anderen Seite die ganze fröhliche und ernste Stimmung der Spinnstubengebräuche schon bei der Flachsernte beginnt.

Dem eine mühselige Arbeit ist's, die einzelnen Pflanzen mit der Wurzel aus dem Boden zu ziehen und von dem Unkraut zu reinigen; aber sie wurde begleitet und erleichtert durch eine muntere Geselligkeit. Hernach werden die Samenkapseln entfernt,

die Pflanzen in kleinere Bündel gebunden und in die Röte gebracht, d. h. sie werden (4 Nächten¹⁾ in das Wasser gelegt, um den Bast lösen zu können. Hernach kommt der Flachsbast auf die Felder und schließlich zum völligen Trocknen in die Backöfen. Jetzt ist er reif für die „Bracke“ (Abb. 110), im Havellande als Heede- oder Herbsthund bezeichnet, ein Instrument, um den Stengel in kleinere Teile zu zerbrechen und sie vom Bast zu befreien, was durch das Schwingeln am „Schwingelbock“ oder der „Schwinge“ (Abb. 111) vollendet wird. Schließlich setzt noch das Hecheln ein, um die feineren Flachsfasern von den gröberen, der Heede oder dem Werg, zu sondern (Abb. 112). Nun erst beginnt die Arbeit der Spinnstube mit ihrer Romantik.

Vater und Mutter, und wenn die Großeltern noch lebten, auch diese, nahmen an dem Abende nur schweigend oder wenig unterhaltend teil. Die älteren Männer strickten

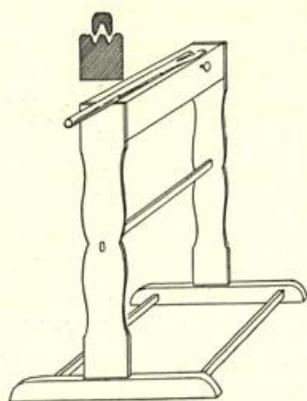


Abb. 110. Brackstuhl.

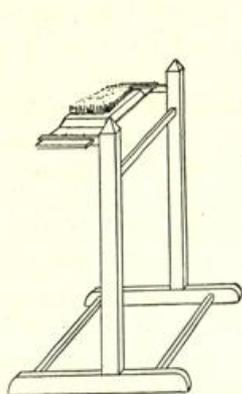


Abb. 111. Schwingel.

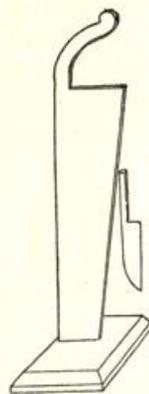


Abb. 112. Hechel.

wohl auch, während die anderen gleichfalls am Spinnrad arbeiteten, denn es war eine erhebliche Menge — bis elf oder zwölf Strähnen —, die von jeder Spinnerin in der Woche gesponnen werden mußte, um die Flachsernte zu bewältigen. Bald nach 8 Uhr setzten sich die Töchter des Hauses mit den Mägden zum Spinnen nieder, zu denen sich einige Freundinnen gesellten, bis die Freundeschar versammelt war. Die Burschen stellten sich in der Regel erst später ein, wenn die Mädchen schon einen Teil ihrer Arbeit hinter sich hatten. Geessen wurde nicht, nur wenn ein junges Mädchen nach der Schulentlassung zum ersten Male in der Spinnstube erscheint, muß es Abendbrot und Tanz geben (Fläming), was aber wohl erst sehr spät aufgekommen sein dürfte. Solange die jungen Mädchen unter sich waren, bestand die Unterhaltung in dem eifrigen Durchhecheln der Dorfereignisse, wobei es natürlich nicht an übermütiger Kritik der Personen fehlte. Zwischendurch sang man auch eines jener schönen Volkslieder, die an anderer Stelle dieses Bandes aufgezeichnet sind. Beim trüben Schein des Ölkrüfels griffen bald auch

¹⁾ Merkwürdig diese Angabe, bei der die Zeit nicht nach Tagen, sondern nach Nächten begrenzt wird.

die Burschen ein, die mancherlei gruselige Geschichten erzählten, bis die Phantasie ihrer Schönen derart erhitzt war, daß sie sich gern die Begleitung der ersteren gefallen ließen.

Jede Spinnstube hatte ihre Regeln. Wenn eine „dicke Scheebe“, eine Verdickung des Fadens entstand, mußte sie unter dem Spott der anderen wieder auseinander gezupft werden; man würde das Stück der Sünderin um den Finger wickeln und anzünden, wurde gedroht (Uzdorf). Riß aber gar einmal ein Faden ab, dann wurde das Ende auf die Spule gehängt, und es hieß dann, „der Bräutigam der Spinnerin ist aufgehängt“. Wehe aber, wenn das ein Bursche bemerkte, denn dann nahm er das Spinnrad fort, das das Mädchen gegen einen Kuß auslösen mußte (Uzdorf).¹⁾ Wie man bei der Ernte gern noch ein letztes Büschel stehen läßt, so durfte man auch beim Spinnen nicht den letzten Rest verarbeiten, der unabgesponnen bleiben mußte, sonst würde der Spinnerin beim Nachhausegehen ein Spuß begegnen. Wir haben also auch beim Spinnen ein symbolisches Opfer! — An anderer Stelle (Fläming) wurde während des Spinnens eine Pause gemacht, in der die jungen Mädchen sich vor dem Hause erholten. Erst nach dieser traten die Burschen ein.

In der wendischen Lausitz sind die Spinten oft strenger voneinander geschieden als in deutschen Gegenden. In Groß-Krausnigk,²⁾ wo sogar die Teilnehmerzahl polizeilich gemeldet wurde (1899), bestanden solche für ältere Burschen und Mädchen (vom 17. Jahre bis zur Verheiratung) und für jüngere von 14 bis 17 Jahren, für Schulkinder, für junge Frauen und für die Alten. Jeder Neuaufgenommene und Aus-tretende mußte eine kleine Summe, eine Mark, geben, die dann später gemeinsam in der Mädchenstube vertrunken wurde. Auf dem Fest der „Langen Hinte“, des „Fuderabends“ (Fröhden), das vor Weihnachten stattfand, mußten freilich die Mädchen allein die Kosten tragen. Um 1820 herum soll dann während der ganzen Nacht gesponnen worden sein. Am Schluß der vorweihnachtlichen Spinnzeit, am „Scheideabend“, wird auf gemein-same Kosten eine Feier von Burschen und Mädchen veranstaltet. Vier Wochen vor Faschnacht findet „Zemp“ statt. Dazu müssen die Mädchen die Musik bezahlen, den Kuchen backen und Braten und Getränke liefern, die im Spinnhause verzehrt werden. Ein Tanz im Wirtshause schließt sich an. „Am Faschnachtsmontag gehen wieder die Burschen durch das Dorf „zemp“. Einige Burschen sind verkleidet, einer hat eine Heugabel zum Empfang der Gaben (Schinken, Speck, Wurst, Pfannkuchen), ein anderer hat einen Kober für die Eier, ein Dritter nimmt die Gelder in Empfang. Den Gebern wird aus einer Flasche zgetrunken und diese herumgereicht. Mit den Mädchen des Hauses und auch der Hausfrau wird mehrere Male in der Stube herumgetanzt. Be-sonders wird Abends im Wirtshause mit den Frauen getanzt, die reichlich gegeben haben. Der letzte Spinnabend vor Ostern heißt wieder Scheideabend und wird meist mit einer Abschiedsfeier beschlossen.“ In Seelow und Jüllichau wurde bei der Schlußfeier, die dort Colacker-Abend³⁾ hieß, ein selbstgebackener Kuchen verzehrt, der vermutlich den Namen für die Feier hergegeben hat.

¹⁾ Eine eingehende Schilderung der Spinnstube in Uzdorf hat Mag. Bartels in der Zeitschrift für Volkskunde (XII. 1902 S. 73) gegeben.

²⁾ Otto in Zeitschrift des Vereins für Volkskunde IX, 1899, S. 441.

³⁾ Kolerz = Ring, Rundung, Reifen. S. Handtmann in Bär VI, S. 200.

Ist das Spinnstubenleben hier stark veräußerlicht, — feiern, Essen, Trinken und Tanzen ist fast zur Hauptsache geworden, — so hat das eigenartig wendische Volkstum die Abende selbst recht poetisch gestaltet; denn die schwermütigen Melodien halten die in deutschen Gegenden zum Durchbruch kommende fröhliche Stimmung oft den ganzen Abend zurück. Es wird selbst von Chorälen berichtet,¹⁾ die die Mädchen anstimmten, wenn sich die Burschen gegen 10 Uhr zurückgezogen hatten. Andererseits aber werden hier auch Vermummungen und andere harmlose Scherze angebracht, oder auch Rätsel, die mehr oder minder auf das Erraten des künftigen Bräutigams gerichtet sind.²⁾ Eine Spinnstubenleiterin — die Kantorka — sorgte für den glatten Verlauf. Darin aber standen deutsche und wendische Spinnen sich gleich, daß sie bis vor einigen Jahren wenigstens in der Mehrzahl auf gute Sitte achteten. Nicht nur gefallene Mädchen wurden unweigerlich ausgeschlossen, sondern auch die Verführer. Es ist das um so mehr anzuerkennen, als aus den beiderseitigen Spinnstubenfreundschaften in der Regel Bünde fürs Leben sich entwickelten. Daß jeder Bursche „sein“ Mädchen besucht, nur dieses nach Hause begleitet, ist ebenso selbstverständlich wie die Sicherheit, mit der jedes Mädchen auf seinen Schatz wartet. Die Spinnstuben besuchten sich auch gegenseitig. Die Stiftung der bunten „Wockenbinde“, einer stulpenartigen Einschnürung der sonst lose hängenden Wocken, seitens des jungen Mannes bedeutete ja an und für sich schon eine Verpflichtung — in deutschen wie im wendischen Gebiete.

Die Gespinste wurden hauptsächlich von älteren Männern zu feineren oder gröberen Stoffen verwebt. Fast in jedem Hause befand sich früher ein Webstuhl, der nicht nur die häuslichen Bedürfnisse deckte, sondern der auch Erzeugnisse für den Verkauf lieferte. Freilich ist dadurch auch oft eine örtliche Leinwandindustrie entstanden, die besonders durch Friedrich den Großen unterstützt wurde. Sie ist in der Lausitz die Grundlage der heutigen Webeindustrie geworden, die in der Folge allerdings dem Lande den Rücken gekehrt hat.

Anderer Hauskunst. Die Hauskunst ist in einer eigentümlichen Zwickmühle. Entweder ging oder geht sie unter, weil sie gegen den Wettbewerb der Industrie nicht aufkommen kann, oder sie wird selbst zur Industrie und verschüttet ihren hauskünstlerischen Beginn. Nur wenige Gebrauchsgegenstände wie Besen, Holzspantinen und Mangelbretter (Abb. 113) werden noch vereinzelt im Hause gemacht; Harken, Dreschflegel, Körbe aus Weidenruten oder aus Kiefernwurzeln und anderes werden durch den Handel bezogen; allenfalls werden noch Netze gestrickt, Reusen geflochten oder Wollarbeiten in geringer Menge angefertigt. Solange die Schafzucht noch bestand, gehörte der strickende Schäfer zur Landschaftsstaffage; heute gehört auch er der Vergangenheit an. Eine Hausindustrie, die sich noch nicht vom Ackerbau abgewandt hat, ist in dem uckermärkischen Friedenswalde vorhanden, wo viele Einwohner einen Teil des Lebensunterhaltes aus dem Schnitzen von Kalithen oder Tabein, das sind geschnitzte Schuhe aus Holz, gewinnen. Es ist diese Industrie das Aufblühen einer alten Haustechnik, die



Abb. 113. Mangelbrett.

¹⁾ Müschner in Bär XV, 1889, S. 456.

²⁾ W. von Schulenburg in Niederlausitzer Mitteilungen III, 1893, S. 227.

einst in allen Häusern für den eigenen Bedarf in Übung war, die aber im 18. Jahrhundert obrigkeitlich unterdrückt wurde, weil sie dem Schuhmachergewerk zu starkem Wettbewerb machte.¹⁾

Der Verkehr.

Brandenburg ist ein Land, in dem sich der große Handels- und Durchgangsverkehr in ganz bestimmten und festen Linien bewegte. Was abseits dieser Verkehrsadern war, ist nur wenig von ihnen beeinflusst worden. Es lag zudem in dem Wesen dieses Kleinverkehrs, daß die Elemente, die ihn trugen, mehr oder minder im Banne bestimmter Anschauungen standen und daß sie die Eigenart des Landes und der Bevölkerung nur festigten. Es waren neben, den selten weit über das engere Heimatgebiet gelangenden Bewohnern zunächst die Handwerksburschen und die Fuhrleute, die die Straßen bevölkerten. Aber diese waren, wie wir gesehen haben, in ihren Anschauungen und Formen so gebunden, daß sie neue Einflüsse auch dann nicht mit sich bringen konnten, wenn sie aus anderen Ländern stammten. Andererseits zogen die Straßen alle diese Elemente an, um sie in Sammelstellen zu leiten, die sie umgekehrt der Landesfittte unterwarfen. Wohl schaute der märkische Bauer einen Augenblick verwundert auf, wenn er den für ihn fremdartigen süddeutschen Gruß „Grüß Gott“ einmal vernahm, um dann sein ebenso übliches „Guten Tag“ zu erwidern. Dabei ist es bemerkenswert, daß der Märker diese Form zu jeder Tageszeit anwendet, wenn er sich in der Öffentlichkeit bewegt, daß er den Morgen oder Abend nur berücksichtigt, sowie er sich im Dorfe oder Bekannten gegenüber befindet.

Der alte Weg hat seine eigene Poesie rustikaler Art. Wer sich dort trifft, findet eine gleichgestimmte Seele, die mit Humor die eigene Unvollkommenheit betrachtet. Der Fastnachtspruch der Treuenbriegerer Tuchmacher:

Hier kommen wir Tuchmacher geschritten;
Hätten wir ein Pferd, dann kämen wir geritten,
Hätten wir einen Wagen, dann kämen wir gefahren.

trifft so ungefähr das Richtige, indem er mit fröhlicher Laune das unerreichbare Bequeme malt. Es war in der Tat das Landesübliche, zu Fuß von Ort zu Ort zu wandern und mit gleichgesinnten Genossen ein Lied zu singen. Die großen Straßen hatten wohl von Zeit zu Zeit eine baum- oder heckenumhegte Ausbuchtung, in deren Schatten sich Handwerksburschen, Fuhrleute und andere Straßenwanderer zu gemeinsamer Ruhe zusammensanden. In der Umgebung Berlins sind die letzten dieser Ruheplätze erst vor einem Menschenalter verschwunden, vereinzelt mögen sie an den ehemals belebten Landstraßen noch heute vorhanden sein. Die Gasthäuser wurden in der Hauptsache nur von Einheimischen oder von Fremden besucht, die mit eigenem Gespann fuhren. Die Handwerksburschen richteten es in der Regel so ein, daß sie am Abend in einer Stadt Obdach fanden.

¹⁾ Bär VII, 1881, S. 27; XV, 1889, S. 227.

Gasthöfe. Die ländlichen Gasthäuser waren im Westen der Provinz keineswegs ärmlich. Sie entfalteten sogar eine verhältnismäßige Behaglichkeit dem, der dort vorübergehend Aufenthalt suchte. Kein Wunder, denn die Wirte hatten zum Teil eine erhebliche Ackerwirtschaft und betrieben das Gastwirtsgewerbe nur nebenher. Besonders häufig hatten die Müller den Gasthof inne, weil dieser oft auch einen Verkaufsladen einschloß (Abb. 114). Auch waren sie für Nachtquartier eingerichtet, das freilich für die auf weiter Fahrt befindlichen Fuhrleute wenig Bequemlichkeit bot. Ein großer, länglicher, mit Stroh halbgefüllter Kasten, der in dem Hausflur oder dem Schankzimmer stand, diente als Bettlager. Für das Zudecken brachte im Winter der

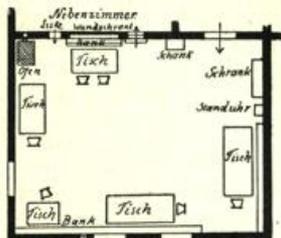


Abb. 114. Altes Gastzimmer in Suckow (Westprignitz).



Abb. 115. Gasthof zu Demerthin.

Fuhrmann seinen schweren Pelz mit. Wer das Bedürfnis nach einer größeren Waschung hatte, ging hinaus zum Brunnen. Während aber die Gastzimmer im Westen sauber und in ihren einfachen Möbeln von fester Gediegenheit waren, sind sie im Osten nicht immer von großer Wohnlichkeit gewesen. Das lag an den wirtschaftlichen Verhältnissen, die in den Dörfern recht viel Kleinbauern mit wenig Besitz festhielten. Für diese war die Wirtsstube oft Versammlungs-, Kauf- und Verkaufsort; hier herrschte

immer Leben, lautes Leben, das selten Achtung vor der Abendstunde kannte. Der Frachtfuhrmann, der vor der Anlage der Eisenbahnen die märkischen Straßen belebte, war oft gezwungen, in diesen Wirtshäusern zu übernachten. Mit einem schwarzen, breitkrämpigen Hut bedeckt, ein Tuch lose um den Hals geschlungen, gekleidet in ein hellblaues Staubhemde, in kurze, schwarzlederne oder Manschetenhosen und graue Mamaschen und mit Nägeln beschlagene Schnürstiefel,¹⁾ so schritt er gravitatisch neben seinem Wagen einher. Er hatte seinen Berufsstolz ebenso wie der Handwerker, wenn er auch nicht einer Innung angehörte.

Außerlich waren die ländlichen Gasthöfe recht stattlich. In der wohlhabenden Prignitz standen sie selbst den städtischen nicht nach (Abb. 115). An den großen Verkehrswegen waren sie fast durchgehends mit einer mächtigen Vorlaube versehen, unter der nicht



Abb. 116. Song bei Ütz (Havelland).

¹⁾ So schildert ihn Prof. Holze in seinen: Bildern aus Berlin vor zwei Menschenaltern. Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins XXXV, 1898, S. 85.

felten ein bis zwei beladene Planwagen Platz fanden (Abb. 60). Wo der Weg einen Fluß kreuzte, war ein Ferge für die Überfahrt bereit, der eine Pacht zahlte und einen bestimmten Tarif hatte. Ein recht urwüchsiger Gong war oft am Ufer aufgerichtet (Abb. 116), dessen lauttönende Schläge ihn auch zur Abendzeit zur Überfahrt bereit machte. Noch vor 20 Jahren waltete ein solcher Ferge seines Amtes selbst in Berlin, der an der Unterspree, wo heute unter der Stadtbahnbrücke Bellevue ein Fußgängersteg eingerichtet ist, den Verkehr zwischen dem Barnim und dem Teltow vermittelte.

Wagen. Zumeist bewegten sich hellblau gestrichene Leiterwagen, die mit einem Plane zugedeckt waren, auf den Wegen; drei oder vier Pferde, im ersteren Falle eines an der Spitze, so zogen sie dahin. Mit besonderer Liebe war das Geschirr ausgestattet. Kummel und Riemen waren mit blanken Messingbehängen und klingenden Schellen geschmückt, die lustig tönten und an finsternen Abenden und Nächten dem Entgegenkommenden eine Warnung zur Vorsicht wurden. Neben diesen Frachtwagen bewegten sich am Sonntage oder bei besonderen Gelegenheiten die „Karetten“ der Bauern, die aus dem Arbeitswagen durch einen beweglichen Korb aus ungeschälten Weidenruten hergestellt wurden und in dieser Form aus dem Kreise Sternberg geschildert werden.¹⁾ Von den älteren Wagen,

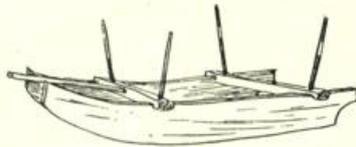


Abb. 117. Alter Schlitten aus Lobeoffund.

die ohne ein einziges Stück Eisen nur aus Holz hergestellt waren, sind kaum noch Reste vorhanden. Dagegen waren die breiten Wagenräder, die „Puffräder“, ohne Eisenbeschlag, die besonders für den losen Sand der älteren Wege berechnet waren, und die „Teerbütten“ zum Schmieren der Holzachsen anscheinend noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts üblich.²⁾ Von den urwüchsigen Schlitten findet man in den Luchzegenenden wohl noch hin und wieder ein Exemplar (Abb. 117). Im Verkehr auf den winterlichen Wasserflächen hat sich noch bis vor sechs Jahrzehnten der Schlittknochen als Beförderung erhalten, ein Vorläufer des Schlittschuhs. Er ist sicher schon in der Vorzeit benutzt worden und hat in der Jüterbogener Gegend auch den Kindern zur winterlichen Unterhaltung gedient. Kleinere Lasten trugen die Frauen auf den Kiepen zur Stadt, die gleichfalls im Hause geslochten wurden, und in der Ucker- und Neumark „Karinen“ hießen. Der Mann aber, wenn er auf eine längere Reise ging, schnallte sich seinen Kober, seine Tobelkiepe über die eine Schulter, ergriff den selbstgeschnittenen Knotenstock und vergaß nicht, falls er sein Pfeisichen mitnahm, seinen Feuerstahl mit Zunder und Steinchen einzustecken.

Schiffe. Der Verkehr zu Wasser hat indessen schon zur Vorzeit eigne Schiffformen gezeitigt, die sich die Jahrtausende fast unbeweglich erhalten haben. Der Ausgang war hier wie anderwärts der Einbaum, der aus einem mächtigen Eichenstamm

¹⁾ Handmann, Vär VI, 1880, S. 371. Schon in dem Salischen Gesetz sind diese Pferdeschellen erwähnt, deren Diebstahl mit 100 Pfg. gebüßt wurde.

²⁾ Aus der Heimat. Halbmonatliche Beilage zur Pflege heimatlicher Interessen. Eberswalde 1. 5. 1909, Nr. 37. Auf der kurischen Nehrung sind sie noch im Gebrauch.

ausgehöhlt wurde. In der Mitte blieb der Kern für eine Sitzbank stehen (Abb. 118 u. 119). für die großen Plankenschiffe, die man in den Mooren Nordeuropas gefunden hat, war in Brandenburg kein Gewässer; hier genügte der Einbaum stellenweise (Spreewald) noch bis in das 19. Jahrhundert. Durch die städtischen Schiffswerften, z. B. in Berlin, Frankfurt, Havelberg und an der Oder hat sich allerdings auch für kleinere Schiffskörper eine entwickeltere, aber kiellose Form herausgebildet, die im allgemeinen „Polten“ genannt wurde und Raum für zehn bis zwölf Personen bot (Abb. 120). Im Osten, wo die Oder starke Einflüsse aus ihrem Hinterlande erkennen läßt, sind diese Polten oft etwas gedrängener und mit breiterem Ende. Die Spreewaldkähne zeigen wohl die ältesten Typen

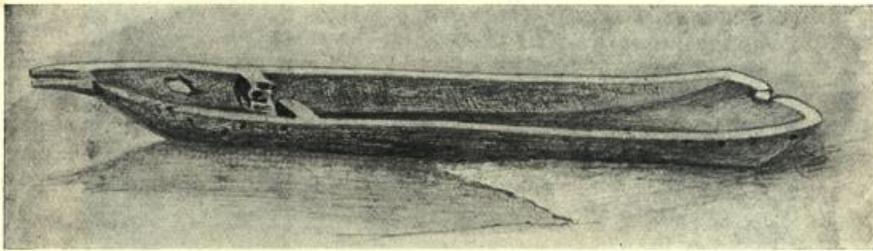


Abb. 118. Alter Einbaum aus Lehde i. Spr.
Nach einer Zeichnung von Willibald von Schulenburg

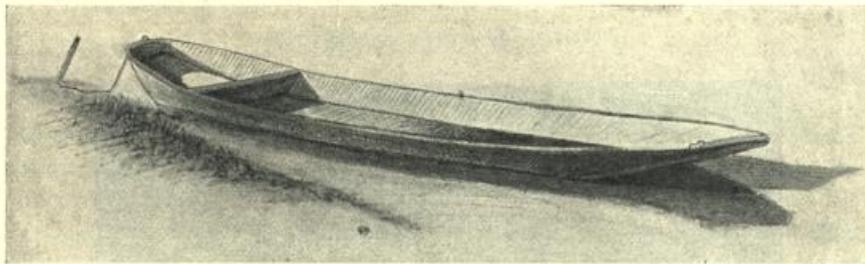


Abb. 119. Neuerer Spreewaldkahn, sog. Seelenverkäufer.
Nach einer Zeichnung von Willibald von Schulenburg.

dieser Art. Für den großen Lastverkehr sind die Schiffe, Zillen genannt, nach holländischem Vorbild mit breiter Bugfläche, die den kleineren Typus der ostnorddeutschen Jesekähne fast völlig verdrängt haben. Sie sind zwar für große Lasten, aber doch auch sehr wohnlich eingerichtet (Abb. 121 u. 122). Neuerdings hat der Schleppdampferverkehr auch hier eine völlige Umwälzung angebahnt, indem er in Verbindung mit der Hebung des Wasserspiegels durch Schleusen, die Schiffskörper kastenartiger, breiter, tiefergehender macht und die Enden stark abplattet. Es wird dadurch eine Form erzielt, die entfernt an die Treck-

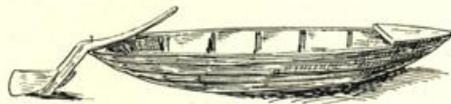


Abb. 120. Kahn auf dem Rhin.

schute des 17. Jahrhunderts erinnert, und die besonders in Havelberg erbaut wurde und bis 120 Fuß Länge und 16 Fuß Breite maß.¹⁾

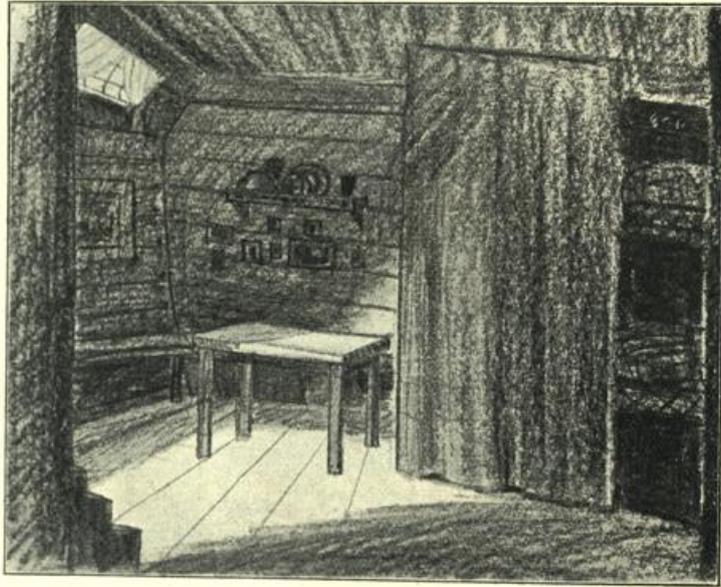


Abb. 121. Wohnraum einer Spreezille.

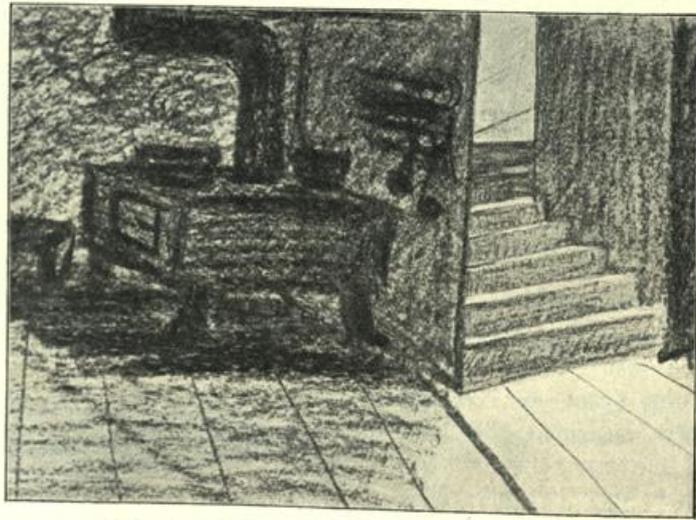


Abb. 122. Wohn- und Küchenraum einer Spreezille.

¹⁾ Was man unter den hier erbauten „Selten, Wracken und Anhängen“ zu verstehen habe, ist bis auf das letzte Wort dunkel.

Mit dem Verkehr wurden die Neckereien und Schnurren, die man sich von Ort zu Ort gegenseitig nachsagte, weit über einen engeren Bezirk getragen. Wie der Handwerksbursche die Wahrzeichen genau studierte, um in der Zunfstube darüber zu berichten, so heiterte er auch die Versammelten mit den Schnurren auf, die er von den einzelnen Ortschaften in der Erinnerung hatte. Das Havelland als Schmeerland (von altnordisch smior-Butter, da hier die berühmten Butteranstalten lagen), ist ebenso wie die Ortsneckerei von den Staakenern:

In Stoafen

Da eten de Buern det fleesch von de Knoafen.

darum über die Provinz hinaus bekannt geworden, weil hier die große Verkehrsstraße Berlin—Hamburg hindurchging. Die „Mutter Gottes von Treuenbrieten“ hat aus demselben Grunde die Zeit des Katholizismus überlebt. Man könnte ein eigenes Buch schreiben über die Scherze, die auf diesem Wege verbreitet wurden, die unter Umständen auch in der berühmten Dichtung- und Bildergalerie erschienen, die unter der firma: Gustav Kühn in Neu-Ruppin“ selbst zu einem scherzhaften Wandelwort geworden ist.

Speise und Trank.

Brandenburg ist keineswegs ein Land, darinnen Milch und Honig fließt. Im Gegenteil! Was der Boden dem Bewohner bringt, muß er im Schweiß seines Angesichts erarbeiten. Darum ist das Volk aber auch dankbar für das, was es erwirbt. Keine Strafe ist hart genug, die in den Sagen den Spötter trifft, oder den Hartherzigen, der in der Not seinen Überfluß den Hungernden vorenthält. Er treibt als mitternächtliches Wesen seinen Spuk und findet keine Ruhe im Grabe. Wir hören auch nichts vom Schlemmen und Prassen; was die Sagen erzählen von untergegangenen Städten und Dörfern, deren Bewohner in Appigkeit dahinlebten, bezieht sich mehr auf die gottlose Gesinnung und auf die Sittenlosigkeit als auf lukullische Neigungen, die vereinzelt nur in goldenem Tischgerät angedeutet werden. Es scheint auch, als ob die kärgliche Nahrung ganz gut angeschlagen sei, denn Nachrichten von einem recht hohen Alter werden häufig gegeben. In Berlin starb 1696 ein Fischer von 110 Jahren; genau 100 Jahre später werden hier unter den in 14 Tagen Verstorbenen nicht weniger als 14 erwähnt, die ein Alter von 81 bis 88 Jahren erreicht hatten.

Dagegen erforderte es der Brauch, daß bei fröhlichen Ereignissen, bei Hochzeiten, Kindtaufen, auch bei kirchlichen Festen dem Volke ein Anteil gegeben wurde. Aus dieser Anschauung heraus hat sich aus der Potsdamer Geburtstagsfeier des Königs Friedrich Wilhelms III., die auf den Tag des Sieges von Großgörschen fiel, das heute ganz militärisch gewordene „Schrippenfest“ entwickelt, aus der gleichen Gesinnung haben ein

zelle oder Körperschaften Legate ausgesetzt, um an gewissen Tagen der Jugend wenigstens einen Bissen zu reichen. So erfreut das Bassewitzfest in Kyritz, das Vermächtnis der sogenannten „Brezeltante“ in Lenzen, nach dem am Freitag vor Palmarum jedes Kind drei Brezeln, „Daupieren“ genannt, erhält, noch immer die Kinderwelt mit dieser „Brezelsalve“. Und die Jugend kennt diese Gefinnung und fordert sie. In einzelnen Ortschaften zieht sie vor das Brauthaus und singt:

Brut kām rut,
An deele dine Sämeln ut (oder „dine Suppe“).

was den Erfolg hat, daß ein Korb mit Semmeln oder geflüßtem Mehlbrei an die Kinder verteilt wird.¹⁾

In der Lausitz erhielt von dem am Hochzeitsmahl benutzten Brote auch das Vieh einen Anteil. Nach dem Kirchgange wird auch Brot an die Leute verteilt, um sich den Segen des Höchsten zu sichern. Solches Brot trägt man gern bei sich; es soll nicht schimmeln und dem Träger vorteilhaft sein.²⁾ Wieder an das alte Opfer erinnert die hier und dort (Berlin) beobachtete Sitte, von dem bei einem Bäcker gebackenen Kuchen einen Rest im Backofen zurückzulassen, ein Opfer, das wir schon bei verschiedenen Gelegenheiten (S. 120 u. 136) kennen gelernt haben.

Kornspeisen. Die Grundlage der märkischen Speisetafel bildete das Korn in allen seinen für die Nahrung benötigten Umwandlungen. Von den angebauten Getreidesorten: Weizen, Gerste, Hafer, Roggen, Hirse, kommen heute allerdings nicht mehr alle in Betracht; früher dagegen haben die ersteren einen erheblichen Anteil an der Volksnahrung, der sich bei Weizen und Gerste auf einzelne Gebäcke, bei dem Hafer auf bestimmte flüssige Nahrung beschränkt. Einen bedeutenden Anteil an der Nahrung hat allerdings noch Gerste als wichtigste Grundlage der Brauerei. Das Brot, das auf dem Lande noch gebacken wird, ist Roggenbrot, vereinzelt besteht es auch aus Gerste. Der Weizen, für den wir in der Provinz nicht überall einen geeigneten Boden haben, wird für das eigentliche Brot nur selten verwandt. Als eine Erinnerung an die Urzeit der Küche hat sich in der Uckermark der sogenannte Speckkuchen erhalten, eine Art Hartbrot, das mit Speckstückchen schmackhaft gemacht wurde. Die Form des älteren Landbrottes ist kreisrund und von erheblicher Größe. Brote von 50 bis 45 cm Durchmesser sind nicht selten; sie halten sich recht lange; es ist früher üblich gewesen, die Brotvorräte für drei bis vier Wochen im voraus zu backen.

In dem Ruppiner Kreise, in der Prignitz und wohl auch in anderen Gegenden hat man beim Backen und beim Anschneiden des Brotes oder Kuchens bestimmte Gebräuche beobachtet. Um den Hitzegrad des Backofens festzustellen, schob man auf dem „Schürzel“, dem Einschiebe Brett, drei leere Ähren, die mit dem Schürzel oder Schüssel und mit Sprüchen dreimal hin und hergeschoben wurden. Waren sie braunschwarz, dann war der Ofen gut angeheizt. Solche Sprüche hat Fr. Wienecke veröffentlicht.³⁾

¹⁾ Aus Brandenburg und Wilhelmsdorf bei Brandenburg (Schmidt im Bär VI, 1881, S. 454).

²⁾ von Schulenburg, Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte, 1882.

³⁾ Monatsblatt der Brandenburgia XIX, S. 407.

Beim Backen:

Dett Brot is in dänn Owen,
Unſ' Herrgott der is bowen.
All', de von ditt Brot äten,
Soll'n unſ'n Herrgott nich vergäten.

Łögow.

In anderer Stelle sagt man:

Dat Brot is im Aben,
Unſer Herrgott is bāben.
Wenn't keen Brot will warden,
Łāt't luter Stuten warden.

Unſ' Herrgott öwer den Hāwen,
Hei gaff uns dātt Łāwen,
Hei gaff uns dātt Brot,
Hei ſchütz uns vör Not!

Rosendorf.

Dātt Brot dett geiht,
Dātt fūer ſteiht.
Js de Herd for,
Wātt Brot ock gor.

Beim Kuchen:

De Koken is söht.
De Hitt de glöht.
Jehz ſteiht he im Owen.
Will'n unſ'n Herrgott lowen.

Łögow.

Treckt den Deg man hen und her
In de Krüz un in de Quer.
Soll de Bārm wāt nütten drin,
Öwer handhoch mütt ſe ſin.

Łögow.

Beim Anſchneiden des Brotes:

Ehe man den erſten Schnitt tat, ſchlug man mit dem Meſſer drei Kreuze auf der Unterfürſte und murmelte in Łögow:

Alles, was wir haben, ſind Gottes Gaben.

oder:

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes.

oder:

Gott ſchenkt uns ditt Brot,
Hei ſchütz uns vör Not.

Rosendorf.

Das erſte Brot, das in den Ofen kommt, muß bekreuzt und der Bactrog umgeſülpt werden, wenn das Brot gut geraten ſoll. In anderen Stellen ſchneidet man ein

Kreuz in den Teig, was bei bestimmten Bröten noch der Fall ist. Auch die Teilung des Bauernbrotcs durch zwei Kreuzschnitte, die in der Lausitz bekant ist, gehört offenbar hierher. Bäck't man Brot am Vierteljahrstage, dann vertrocknet alles, was vom Rauch getroffen wird.

Aus Hafer wurde eine beliebte Suppe gemacht, die häufig auf den Tisch kam. Eine solche Suppe ist früher — und wird vereinzelt wohl noch heute — als Morgenimbisß genommen. Der Hirse¹⁾ war einst als Volksnahrung sehr verbreitet, die aber zusehends vom Küchenzettel verschwindet. Nur in der Lausitz werden Hirsegerichte, namentlich eine mit Runkelrübenbrühe bereiteie Milchhirse und eine Art Hirskekuchen, der bei Hochzeiten beliebt war, geschätzt. Da der Hirse ursprünglich im Garten und nicht auf dem Felde gebaut wurde, so kam es nicht überraschen, daß diese Speise gerade bei der Kartoffelernte und der Flachsbereitung, wo vorwiegend Frauen arbeiteten, bevorzugt wurde. Mit dem Haferbrei, der mehr in deutschen Gebieten beliebt war, diente Hirse auch als Morgenspeise. Als wichtigstes Nahrungsmittel sind auch die Kartoffeln, deren Kultur sich besonders Friedrich der Große angelegen sein ließ, und die Hülsenfrüchte bevorzugte Volksnahrung. Aus Runkel- oder Mohrrüben, die zu Ketten aufgereiht und getrocknet werden, bereitet man in der wendischen Lausitz ein beliebtes Kompott. Der ehemals verbreitete Runkelrübensirup ist, seitdem diese Rübe für die Herstellung von Zucker verwertet wird, verschwunden.

Gebäck. Eine fast unübersehbare Gruppe stellen die Gebädbrote dar, die in vielfach verblaßten Erinnerungen die Form unserer Gebäcke noch heute beherrschen. Sie sind wohl — doch kaum ausschließlich! — aus der antiken Welt zu uns als Ablösung der Grabbeigaben gekommen. Vielleicht gehört auch das Berliner Salzbrod, das unter der vulgären Bezeichnung „Salzköter“ oder „Schusterjunge“ bekant ist, hierher. Man wird im allgemeinen zu unterscheiden haben zwischen den eigentlichen Gebäcken, die an den großen Festestagen gegessen wurden, und den vielfach mit anderen Speisen in Verbindung stehenden Mehلبereitungen. Leider haben sich die Beziehungen der einzelnen Gebäcke, der Rundbrote, Wecken (Osterg Gebäcke!), in wendischer Gegend als Kolatschen bezeichnet, der Stollen (Schruppen!), der Spiralgebäcke (Windbeutel, Weihnachtsg Gebäcke!), der Brezeln, Hörnchen, Topfgebäcke u. a. in Brandenburg zu sehr vermischt, als daß man Bestimmteres zurzeit darüber sagen könnte. Eine Urkunde von 1608 erwähnt in Spandau Stollen, Kringeln, Pameln, Grimmeln. Weihnachten gibt es in Treuenbrietzen Christi- oder Patenstollen, ein Gebäck aus Mehl, Wasser, Heße und Salz, die sich die noch nicht konfirmierten Kinder von ihren Paten holen. Auf den flämingsdörfern wird zum Karfreitag ein ähnliches Brod von runder Form und mit einem eingedrückten Kreuz, das sogenannte Kreuzbrötchen, gebacken. Zur Fastnachtszeit stellt man dort auch Klemmkuchen von etwa 20 cm Länge und 10 cm Breite her, ein waffelartiges, mit einem zangenartigen Eisen über offenem Feuer zubereitetes Gebäck.²⁾ Es kommt unter diesem Namen auch in der Niederlausitz vor, wo es aus Roggen- oder Weizenmehl mit eingedrückten Bildern, z. B. einer Kirche, hergestellt wird.³⁾ Für die Ernte wurden früher in der

¹⁾ Ich schließe mich der älteren Gewohnheit an, Hirse männlich zu gebrauchen.

²⁾ Rademacher in den Monatsblättern der Brandenburgia XV, 1907, S. 405.

³⁾ Gander in Niederlausitzer Mitteilungen 1888, S. 277.

Luckauer Gegend große Stollen gebacken, um deren Besitz die Mägde und Knechte Wettläufe veranstalteten.

Butter und Käse. Butter und Käse sind alte märkische Nahrungsmittel, die bereits in der Vorgeschichte vorkommen. Gefäße mit einer siebartigen Wand, die für Käsebereitung dienten, sind mehrfach gefunden worden. Kirne und Girbe,¹⁾ die beiden wichtigen Geräte beim Buttern, sind auch in der Mark bekannt. Kolerus, der im 17. Jahrhundert ein sehr beachtetes Buch über Haus- und Landwirtschaft geschrieben hat, sagt von seinen Landsleuten: „Die Märker halten viel von der Butter, und essen dieselbe allezeit vor und nach essens, ja, wann sie rohen Speck essen, so bestreichen oder beschmieren sie den zuvor mit Butter, und brauhen dieselbige im Essen mächtig oft und sehr.“ Die havelländischen Meiereien, die besonders Friedrich Wilhelm I. anlegte, trugen viel zur Verfeinerung dieser Nahrungsmittel bei, die freilich nur da in größeren Mengen hergestellt werden konnten, wo genügend Weide und vor allem auch Kühe vorhanden waren. E. Friedel hat Nachrichten über Schaf- und Ziegenbutter veröffentlicht,²⁾ die in kleineren Verhältnissen als Ersatz der Kuhbutter dienten. In der Niederlausitz erfreute sich das Leinöl eines Beifalls als Speisenzugabe, namentlich der Kartoffel, der bei guter Herstellung vielleicht nicht unbegründet war. Jedenfalls scheint die Herstellung eines besonders lausitzischen Leckerbissens, der Plinze, die in Guben, Sorau, Jülichau und anderen Städten zubereitet wird, nicht ganz ohne Zusammenhang mit dem Leinöl gestanden zu haben. Auch am Fläming sind „Knullen“, Kartoffeln mit Leinöl, eine Hauptspeise.

Fleisch. Von den Fleischspeisen scheint das Schwein den größten Anteil gehabt zu haben. Noch heute ist ja Pökelfleisch und Sauerkohl das märkische Donnerstagsgericht, das auf jeder Speisekarte steht. Und die Erbsuppe mit Schweineohren, als deren Erfinder der berühmte Kanzler Kaiser Karls IV., Kagelwit, gilt, erfreut sich eines nicht geringeren Ansehens. Im November findet in der Regel das große Schlachten statt, das in Dorf und Stadt ein kleines Hausfest ist und in der Regel mit dem Imbiß — nicht zu trocken! — der frischen Wurst beschlossen wird. Eine bäuerliche Speisekarte aus Niedergörsdorf veröffentlichte Pfarrer Zimmermann.³⁾ Danach sind Hauptspeisen: Terriehene Erbsen mit Butter übergossen, große Klöße aus Kartoffeln, zu denen Fleisch genossen wird. Das Gemüse kommt in flüssigem Zustande auf den Tisch und wird mit Löffeln gegessen. Grüne Bohnen, Schmorkohl (Krautsalat) sind bekannt. Salat und Gurke werden mit gebratenem Speck und mit Uberguß von Milch angerichtet.

Fische kommen selten auf die bäuerliche Tafel, nur an den Strömen, Seen und vor allem in den Städten spielten sie eine Rolle. Störe und Lachse bildeten eingefalzen früher ein verbreitetes Nahrungsmittel an der Oder. Dazu traten Hale, Neumaugen, Karpfen und Hechte. Krebse gaben eine gute Suppe. Hechte liebte man in Bier.

¹⁾ Damit die Heren nicht die Zahl der Reifen des Gefäßes zählen können, wird um dieses eine dünne Schnur gebunden oder man bohrt Kreuzdorn in das Gefäß. Buttert es schlecht, dann stellt man das Gefäß auf zwei kreuzweis gelegte Stricknadeln. (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde I, 1891, S. 185).

²⁾ Monatsblätter der Brandenburgia VI, 1898, S. 397.

³⁾ Monatsblatt der Brandenburgia IX, 1901.

Bier und Wein. Daß der trunkfeste Märker einen guten Schoppen liebt, bezeugen nicht nur die älteren Schriftsteller, sondern das tritt auch in der großen Zahl namhafter märkischer Biere hervor. In Bier sind viele Bußen zu erledigen, Bier gaben die Städter bisweilen als Abgabe (z. B. die Perleberger 1598 100 t) und Bier nimmt in der Nahrungsmittelbereitung ehemals denselben Rang in Anspruch wie das Brot. Die Braupfanne ist, wenn man den vielen Sagen glauben will, geradezu das Normalmaß, um einen übermäßigen Goldreichtum zu schildern. Allein in Belgis sind 1729 jährlich etwa 2000 Faß Bier gebraut worden; wenn davon auch vieles versandt wurde, so begnügten sich die Einheimischen andererseits nicht mit ihrem Ortsbiere, sondern bezogen viel von auswärts. Freilich sind seit der Zeit, da die auf jedem Bauern- und Bürgerhause lastende Braugerechtigkeit nicht mehr besteht, viele der alten, zum Teil weltbekannten Sorten verschwunden. Nur wenige der ehemals beliebten Biere haben sich gehalten. Von dem Bernauischen, Biesenthalschen, Strausbergischen, Brandenburgischen, das man „Den alten Klaus“ nannte, dem Frankfurterischen „Büffel“, dem Fürstenwalder, Ruppiner, Reetzer, Dammer, Bernsteiner, Quartfchener, Zielenziger, Belgiger, Perleberger, Eindauer, dem Angermünder „Ketzerbier“, dem Prenzlauer „Bauernjuleg“, dem Templiner „Potsfelten“, dem Schwedter „Bietkop“, der Oderberger „Springmehde“, dem Strasburger „Bringsfer“, dem Gramzower „Görkel“, dem Dierradener „Puppensch“, der Zehdenicker „Klosterlauge“ bis zu der Gardelegener, Stendaler und Rathenower „Muhmen“ (Mumme) und dem berühmten Zerbster Bier, das sich einst Schankrecht in allen Ratskellern sicherte, ist nicht viel geblieben. Eine Zeitlang beherrschte die „Grüntaler“ und die „Werdersche“ im 19. Jahrhundert den Markt neben dem altberühmten Weißbier, um heute nur noch ein verhältnismäßig geringes Entgegenkommen zu finden. Der Großbetrieb in der Brauerei drückt nach und nach die kleinen Brauereien an die Wand und läßt einst gerühmte Biersorten, wie das noch heute beachtenswerte „Unterhöhler“ aus Grünthal bei Bernau, nicht recht aufkommen.

Ein ähnliches — vielleicht aber verdientes! — Schicksal hat den märkischen Weinbau getroffen, der einst alle Hügel in den städtischen Weichbildern begrünzte. Die Berliner Lokalsorte, die auf dem Kreuzberg 1595 nicht weniger als 36 t in den städtischen Ratskeller lieferte, ist längst ausgestorben. Am längsten hat sich der heimische Wein noch im Südosten gehalten. In Schwiebus gab es sogar vor einigen Jahren noch einen offenen Ausschank! Die hohen Ufergelände der Oder sollen einen verhältnismäßig guten Tropfen liefern, der für Verschnittweine ausgezeichnet ist. Volkstümlich ist aber weder der Wein noch seine Verarbeitung in der Mark geworden. Er ist stets ein Stiefkind der Mark gewesen.

Einzelne Tage im Jahre haben ihre bemerkenswerte Speise, wie auch gewisse Wünsche für die Speisefarte von Einfluß sind. Silvester und Faschnacht werden Mohnpielen und Karpfen bevorzugt; aus Mohn, Milch, Semmel und Zucker wird ein schmackhaftes Gericht bereitet. Mohnstriezeln, die aus geriebenem Mohn, Zucker und einer Art Mehludel bereitet sind, genießt man in Zehden (Neumark) am Heiligabend, während am Silvester dieses Gericht durch Karpfen vermehrt wird. Der Karpfen darf aber nicht geschuppt sein, in Berlin wieder bringen die Schuppen Geld fürs ganze Jahr;

wer große Fische ißt, bekommt großes Geld. In Fahrland bei Potsdam besteht das Essen am Heiligabend aus Grünkohl mit Bratwurst, oder aus siebenerei Gerichten. Nämlich aus Wurst oder Schweinefleisch mit Sauerkraut, Mohrkülsen, Karpfen, gebackenen Birnen und Pilzen (Schlesisches Himmelreich genannt), Brinzelhirse, Sennemilch, die Weiße Dragoner heißt. Auch werden Striegeln und Mohnhänge gebacken. Am Gründonnerstag muß man Brezeln essen, um vom Fieber verschont zu bleiben (Beelitz). Ungefalzene Gründonnerstagsbutter heilt alle Wunden (Biesenthal). Wenn man dagegen an diesem Tage bäckt, fressen die Padden den Flach ab (Seebeck bei Lindow). Wer am Karfreitag Fleisch ißt, den beißen die Flöhe (Friedeberg). Am Sonntag Lätare ißt man stellenweise Fastenbrezeln. Ostern gehen die Kinder herum und sammeln Eier ein, die vielfach mit Zwiebelwasser bunt bemalt sind.

In bunter Fülle wirken die volkstümlichen Bräuche wie Mosaikreste, die auf den ersten Blick kaum eine Linie erkennen lassen. Erst bei liebevollem Suchen offenbaren sie einen Zusammenhang, der zunächst nur ein Bild grau in grau zeigt, der aber in Verbindung mit Sitte und Brauch in anderen Gebieten erst schärfer wird. Für Brandenburg aber zeigt ein tieferes Eindringen, daß hier doch mehr altes Leben noch verborgen ist, als man es in der Regel ahnt.

Volksheilkunde.

Finsterer Aberglaube breitet seine Schwingen über diesem Gebiet der Volkskunde. Auf der einen Seite eine Unvernunft der Mittel, die selbst der Menge die Augen öffnen sollte über das Törichte der Heilverfahren, auf der anderen aber wieder ein blindes Vertrauen zu ihrer Wirkung, das selbst durch Fehlschläge nicht erschüttert wird. Und doch ist die Unvernunft nicht immer der Ausgang, oft genug, ja wahrscheinlich immer, ist der Urgedanke, auch wenn er für uns nicht mehr erkennbar ist, von einer sorgfältigen Naturbeobachtung ausgegangen, der freilich durch die Aberschichtungen einer mehrtausendjährigen Kultur seltsame, nicht immer schöne Züge angenommen hat. Der überall auf der Erde verbreitete Glaube, daß die Krankheit nicht ein Fehler im menschlichen Organismus, sondern von außen her, von feindlichen Mächten herbeigeführt sei, dieser Glaube einer weit entschwundenen Arzeit bricht auch durch die christlichen Abwehrmittel hindurch. Wenn man im Teltow das sehr giftige Bilsenkraut (*Hyoscyamus niger*) mit Wachs und Baumwolle zu einem Lichte gestaltet, das brennend gegen den Zahn oder an das Ohr gehalten wird, damit die „olle Mäde“ rauskommen soll, wenn man selbst diese Maden als rot mit schwarzem Kopf oder als weiß mit rotem Kopf bezeichnet (vgl. v. Sch. V, 140),¹⁾ dann haben wir diese Vorstellung recht klar vor uns.

¹⁾ Die wissenschaftlich zuverlässige Literatur stützt sich im wesentlichen auf wenige Arbeiten, auf die hier Bezug genommen ist. Sie ist der Kürze halber folgendermaßen angeführt:

v. Schulenburg, Wendisches Volkstum (v. Sch. W. V.); v. Schulenburg, Märkische Kräuterei aus dem Kreise Teltow. Monatsblatt der Ges. f. Heimatkunde der Prov. Brandenburg V (v. Sch. V); Handmann, Aberglaube in der Mark, Bär XIII (Ln.); Friedel in den

Auf gleicher Stufe steht die andere Vorstellung, daß man eine Krankheit, die man von feindlichen Mächten erhalten hat, auch wieder anderen zuführen müsse, um sie loszuwerden. Hinter den fast undurchsichtigen Vorstellungen mehrerer Jahrtausende erkennt man doch die Krankheiten als personifizierte Wesen, die von irgendeinem Körperorgan Besitz ergreifen, und die man nur überwindet, wenn man sie auf ein anderes Lebewesen überträgt oder, was vielleicht eine ältere Betrachtung ist, sie den Elementen, dem Winde, dem Wasser, dem Gestein, dem Feuer, also den Urelementen im Sinne des Aristoteles, übermittelt.

Die Zeit hat, um die umständlichen Heilverfahren abzukürzen, bald bestimmte Mittel, entweder aus der Natur beobachtet oder von dem Kultus übernommene, gefunden, die sich häufig von den Urvorstellungen lösten und zu sinnlosen Werkzeugen erstarrten. Man hat in diesen abergläubischen Gepflogenheiten nur den Ausdruck einer Furcht erblicken wollen. Vielleicht lassen einzelne Tatsachen, die namentlich in der Großstadt beobachtet sind, einen solchen Schluß zu; im allgemeinen aber kommt in der Volksheilkunde ein mehr vertrauliches Verhältnis zu den Krankheiten zum Ausdruck, das der Furchtbekämpfung doch nur wenig Raum gibt. Die Großstadt, die in ihrem Volkstum selbst schon hippokratische Züge aufweist, kennt oft nur das abstrakte Mittel, dem selbst die verblassten Erinnerungen ehemaliger Kulthandlungen fehlen. Es fehlt nicht an Andeutungen, wie sich die Begriffe über die Heilwirkungen verschieben. Aus der Beobachtung, daß Nasenbluten, Schlucken u. a. durch einen jähen Schreck zum Stillstand gebracht werden können, hat man einen unvermuteten Sturz in das Wasser oder das Einstecken eines kalten Eisens in den Nacken als Heilmittel erkannt. Daraus entwickelte sich die Anschauung, eine ganz bestimmte Stelle des Wassers für allein sicherzuhalten wie den Poetensteig in Königsberg i. d. N.-M. oder, mit Beziehung auf andere Vorstellungen, die Benutzung eines Kirchenschlüssels (Hn. XIV, 79). Zu der Beobachtung, daß der Schmerz eines verbrannten Fingers sich an dem stets kalten Ohrläppchen unterbrechen ließ, kam die Anrufung eines Heiligen, z. B. des heiligen Petrus: „*Au jei Petrus*“ (Hn. XIII, 266), um mit der Zeit die Heilwirkung diesem allein zuzuweisen.

Man wird nicht immer in der Lage sein, jedes Mittel auf seinen Ursprung hin zu erkennen. Moderne Züge haben sich eingeschlichen, für die man zunächst keine Erklärung hat. Der verrostete Nagel, der am besten von einem Sarge genommen wird, um Zahnschmerz zu stillen, das Beißen auf einen Katzenschwanz und die anschließende Geste des Rauchens an ihm, erscheinen uns zwecklos, obwohl es einen Weg aus einer bestimmteren älteren Vorstellung zu diesen unverständigen Ersatzmitteln geben muß. Als mit den Stippfeuerzeugen der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine Schwefel-

Monatsbl. der Ges. f. Heimatkunde der Prov. Brandenburg (fr. M.); Präh, Glaube und Brauch in der Mark Brandenburg. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde I (Pr. I); Haase, Volksmedizin in der Grafschaft Ruppin und Umgebung. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde VII (H. VII); Engelen und Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg (E. u. L.); Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche (K. u. S.); Kuhn, Märkische Sagen und Märchen (K.). Persönliche Beobachtungen sind mit M. gekennzeichnet. — Die sehr fleißige Arbeit von Poetters, Noch einiges vom Böten. Monatsblatt der Ges. f. Heimatkunde der Prov. Brandenburg VIII ist hier unberücksichtigt geblieben, weil sie keine Quellenangaben hat. Vereinzelt Hinweise sind als Anmerkungen gegeben.

säureauflösung in das Haus kam, wurde eine scharfe Essenz gegen Zahnreißer bald von dieser ersetzt, die man mit Watte in den hohlen Zahn steckte, bis der Leidende vor überragendem Schmerz tanzte und „for dodig“ zu Boden sank (Hn. XIV, 79).

In der überwiegenden Mehrzahl indessen sind die Mittel der Volksheilkunde sehr alt. Ganz heidnisch mutet das uckermärkische Mittel mit dem Holunderbaum an, nach dem man dem Fieber in folgender Weise wehrt. Mit Sonnenuntergang gehe man zu dem Strauche, lege ein Stroh- oder anderes Band um den Stamm, befestige es mit drei Kreuzknoten und sage:

flera (Glieder) id floag di, datt fower ploagt mi.
Ich bind't an un goah doarvon.¹⁾

Auch der Eschenbaum spielt eine Rolle gegen Bluten. Aber das Mittel muß am Karfreitag oder am Peter-Paulstage schweigend und vor Sonnenaufgang geholt werden, wobei der Ast mit einem scharfen Hackmesser mit drei Hieben losgetrennt werden muß. Durch Auslegen oder Streichen des getrockneten Holzes wird das Blut sofort gestillt?²⁾ Das ist noch unverhülltes Heidentum, wenn auch die Heilwirkung zum Teil schon mit christlichen Gedanken gefördert wird.

Das Anrufen von Christus und den Heiligen, unter denen Petrus, Paulus, Lorenz an der Spitze stehen, bildet doch nur eine Verstärkung des Mittels, nicht dieses selbst; sonst würde man kaum dazu gekommen sein, es auch einmal mit dem Teufel zu versuchen, wenn das erstere nicht helfen will (K. u. S. 437).

Den breitesten Raum in der Volksheilkunde nehmen die Sympathiemittel ein, die häufig noch unverkennbar gegen die Krankheit als personifizierte Abel gerichtet sind. So heißt ein Bößspruch (Böten, d. h. büßen) aus der Neumark: „Unser Herr Christus ging über den Jordan und hieß das Wasser stille stehen: also soll das Blut auch stille stehen. Im Namen Gottes, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Oder ein anderer aus derselben Gegend: „Frisch ist die Wunde, heilig ist die Stunde, heilig ist der Tag, wo dies geschach! Wunde, ich gebiete dir, daß du weder eiterst noch schwärst. Du sollst verschwinden, wie der Engel verschwand, der unsern Herrn Christus die Wunden verband. Das gebiete ich dir zur Buße ††† (Hn. XIII, 611). Zumeist geht der Bößspruch von einer anderen Person aus, die bei Kopffrose, Masern, Scharlach, Pocken, Wechselfieber in das Heilverfahren eingreift; doch kann der Kranke das Verfahren auch selbst vornehmen. Eine Kranke in Berlin merkte sich an einem ehemals wilden, aber veredelten Apfelbaume einen Zweig, und an diesem eine Stelle, an der sie ihn anfassen wollte. Bei abnehmendem Monde, an einem Dienstag, dem darauffolgenden Freitage und dem nächsten Dienstag ging sie schweigend zu dem Baum, ergriff den Zweig und sprach: „Ich greif dich an, du wilder Ast, nimm von mir meine schwere Last, mag es sein Gicht oder Podagra, so soll es alles bei dir einschleichen. Im Namen Gottes usw.“³⁾ Tag und Stunde sind bei diesen Vorgängen von der größten Bedeutung. Der Johannistag spielt eine große Rolle. Klauert (*Trifolium arvense*), eine

¹⁾ Sendke, Uckermärkisches Volkstum und lebendes Altertum S. 22. Ähnlich bei Hn. XIII, 255.

²⁾ Sendke, a. a. O. S. 21.

³⁾ R. C. im Vär XI, S. 722.

Kleeart, gegen den Durchfall, und der Kreuzkümnel, der gegen Hexen wirken soll, sind an den Johannistag gebunden (v. Sch. V, 165. 170); von den Wochentagen gelten Dienstag und Freitag für die geeigneten; der abnehmende Mond hat nicht nur eine sinnbildliche Bedeutung, sondern seine Heilkraft kam selbst unter Friedrich dem Großen zu einer Art Anerkennung, als sich in Berlin der, von Chodowiecki durch einen Stich, ausgezeichnete sogenannte Mond doktor mit seinen nächtlichen Heilkuren einen Namen machte.¹⁾ Vor allem aber ist Schweigen die erste Voraussetzung für den Heilerfolg, wie bei der Schatzgräberei und anderem Zauber. Der Laut kann das ganze Verfahren stören. Wuttke, dem wir tief gehende Beobachtungen über diese Sitten verdanken, schreibt 1869 aus Berlin: „In Berlin geht man in neuester Zeit, um Heiserkeit, bösen Hals, Kehlkopfkrankheit u. dgl. zu heilen, in einen Posamentierladen Unter den Linden und fordert ein Stückchen Florettband; man erhält solches schweigend, bezahlt nichts und dankt auch nicht — es soll ein Vermächtnis sein — und macht sich oder einem anderen das Bändchen um den Hals, worauf die Schmerzen verschwinden; wenn man aber bezahlt oder dankt, so wirkt das Mittel nicht.“²⁾

Man kann nicht die ganze Reihe abergläubischer Gebräuche erschöpfen, die mit dem Böten oder Bannen der Krankheiten verbunden sind, und die sich zum größten Teil in eine mythische Vergangenheit zurückverfolgen lassen. Schon der Wortlaut erinnert an die bekannten Merseburger Zaubersprüche aus dem 9. Jahrhundert,³⁾ die lautlich und inhaltlich mit den Bötsprüchen verwandt sind. Nur wenige mögen hier angeführt sein:

Gegen Blenn, eine bössartige, eitrige Entzündung des Fingers, sagt man in Buberow (Prignitz):

De Blenn ou de Spol (Spul)
De ging'n beide nahn Pol (Pfuhl)
De wolln sich beide bägen (baden)
Un is en nich gerägen (geraten)
De Blenn, die verschwann
Un de Spol gewann. (H. VII, 54.)

oder, um Blut zu stillen (Neu-Ruppin):

Blut, du sollst stille stehn,
Sollst nicht weiter gehn,
Sollst nicht hirren,
Sollst nicht quirren,
Sollst nicht wehetun. (H. VII, 57.)

Gegen den Augenstar weiß man in Wulkow (Kr. Ruppin) zu sagen:

Es fielen drei Jungfrauen vom Himmel:
Die eine wollte abmähen das Gras von den Auen,
Die andre das Laub von den Bäumen,
Die dritte das Fell von den Augen.
Im Namen Gottes usw. (H. VII, 54.)

¹⁾ Bär X, S. 554.

²⁾ Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Berlin 1869, S. 124.

³⁾ Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa. Berlin 1875.

Um Blut zu hemmen, fornt man in Neu-Nuppin:

Es kam eine Jungfrau aus England,
Die hatte zwei Krüge in ihrer Hand.
Der eine mit Wasser der andre mit Blut
Blut siehe! Im Namen Gottes usw. † † † (H. VII, 58.)

Gehen diese und ähnliche Böhsprüche auf einen alten Kult und vermutlich auf nur wenige Ursprüche zurück, die im Laufe der Zeit für alle möglichen Krankheiten umgeformt worden sind, so überschichteten sie sich, je mehr der eigentliche Kerngedanke in Vergessenheit versank, mit anderen Formen, die sich schließlich selbständig behaupteten. Das sind vorzugsweise die Satorsprüche und das Verpflocken der Krankheiten. Handmann (Hn. XIII, 279) berichtet über eigene Erlebnisse, wenn ihm 1853 gegen den Biß toller Hunde von einem Wissenden Stücke Brotes heimlich übergeben wurden, die mittels Grashalm beschrieben waren:

Sa — tor — a — re — po
O — pe — ra — ro — tas.

Aber diesen Buchstaben waren auf jedem der zehn Broststückchen die Zeichen Auge, Kreuz und Pfeil als weihende Dreieinigkeitszeichen eingezeichnet. Dieser Spruch, der in der Neumark, im Osthavelland und in der Umgebung von Kyritz nachgewiesen ist, der aber in ganz Europa vorkommt, ist ebensowenig sicher erklärt wie das ähnlich wirkende Abracadabra, das aus dem Hebräischen kommen soll (abra = laß schwinden, kad, Abkürzung von kadschat = Fieberglut und abra = laß schwinden.¹⁾ Freilich liegt in der Verbindung mit kabbalistischen Zeichen ein Hinweis auf einen möglichen hebräischen Ursprung. Eine neumärkische Fieberformel, die die sieben Silben Sana, Sava, Savita innerhalb eines Dreiecks auf ein Butterbrot zeichnet (Hn. XIII, 279), eröffnet auch einen Hinweis auf antike Mystik.

Nicht ganz ungefährlich für die Lebenden ist das Anpflocken der Krankheiten. Meist geschieht es durch Dritte, alte Weibern vorzugsweise, aber auch der Kranke kann die Prozedur vornehmen, wenn er die Zaubersprüche kennt. Man macht dabei in irgendeinem Baum ein Loch, steckt etwas von dem Leidenden, am häufigsten sind es Haare, hinein und pflöckt dies fest. Wer den Pflock herauszieht, wird von der gepflockten Krankheit befallen. Sternbeck beobachtete 1875 auf einem alten geschlossenen Kirchhof um Strausberg eine Anzahl von Tamen, die seit vielen Jahren gepflockt waren und den Arbeitern eine unheimliche Scheu einflößten.²⁾ Am 1904 wurde in Jossen ein Bauer verurteilt, weil er angeblich einen Chausseebaum angebohrt hätte, um seine Einfahrt frei zu bekommen. In der Berufungsinanz wurde er indessen freigesprochen, weil es sich in der Tat um Verpflocken handelte. Von ähnlicher Wirkung ist es auch, wenn man einige Haare oder etwas Kleidung der Leidenden mit geheiligten Knoten in die Zweige eines Baumes schürzt, wie ich es einmal bei Mühlenbeck beobachtete. Einzelne Heilsprüche, die sich redend an den Baum wenden, scheinen auf diesen Sympathiezauber gerichtet zu sein.

¹⁾ Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung Nr. 35 vom 31. Aug. 1902.

²⁾ Bär VI, 1880, S. 40.

Gegen Fieber:

Tußbaum ich komme zu dir,
Nimm die siebenundsiebzig Fieber von mir. (Fresdorf.)

oder gegen Sichte:

Guten Abend, Sichte,
Nimm mir meine Sichte,
Rheumatismus und auch Reußen
Soll aus meinem Körper weichen. (Sielenzig.) (Pr. I, 194.)

Im Walde bei Buchhorst sah ich um 1900 eine Frau, die in dem Sande unter den Kuffeln merkwürdige Kreuze und Punkte zeichnete, was mir nach längerem Zögern von einem alten Manne aus Schönwalde als Sympathiezauber erklärt wurde. — Wenn diese Verfahren auf eine alte Naturanschauung zurückweisen, so sucht man ebenso häufig Anlehnung an christliche Vorstellungen. Sehr wahrscheinlich gehen die Rundmarken und Schleifrollen an dem Äußeren unserer Kirchen (S. S. 97) auf Heilvorstellungen zurück. In Stegelitz (Uckermark) erzählte mir der Lehrer, der mich anfangs im Verdachte hatte, meine Fragen für Sympathiekuren auszumuten, daß sich eine Frau von dem Himmelleuchter etwas abgeschabt hätte, um sie einer Arznei beizumischen. Ähnliche Vorgänge sind oft beobachtet. Auch mit dem Toten ist es eine eigene Sache. An und für sich ist er dem Lebenden nicht gefährlich; wohl aber kam es manches geben, was bei dem letzteren nicht in Ordnung und Ursache seltsamer Ereignisse ist; er kehrt wieder, er zieht nach, er erschreckt die Lebenden oder verhängt Krankheiten; aber er kam auch Heilwirkungen durch seine Knochenreste, durch Berühren einer Leiche oder durch Erde und Pflanzen vom Grabe ausüben. Nicht ohne Grund spielt die Totenhand in den Sympathiesprüchen der Mark eine Rolle (H. VII, 64—66). Besonders wird, wenn auch zunächst zu anderen Zwecken, der Gerichtete geschätzt. Einen ausgebreiteten Handel mit dem Strick eines Gehängten trieben früher die Henkersknechte. Der Scharfrichter gehörte ja mit den klugen Frauen, den Schäfern und Schmieden zu den Heilkundigen, deren Kunde allerdings von der Wissenschaft selten anerkannt wurde! (Hn. XIII).

Freilich mit den „klugen Frauen“ nimmt es keiner dieser anderen auf, was den Umfang der Praxis und das Wissen anbelangt. Schon 1399 wird im Berliner Stadtbuch¹⁾ von einer weisen Frau berichtet, die ihrer dahinsiechenden Base mittels zweier geheimnisvollen Beeren helfen will, die aber, da sie sich das erfolglose Mediziniere noch obendrein unverhältnismäßig bezahlen ließ, auf Betreiben des Ehemannes verbrannt wurde. Noch heute leben sie in Stadt und Land, besonders in Berlin, und wirken bald offen, bald im geheimen. Wie bei den anderen Heilkundigen haben sie ihre Wissenschaft meist ererbt. Man wird nicht ohne weiteres behaupten können, daß hier überall ein Schwindel vorliege, zumeist glauben die klugen Leute ja selbst felsenfest an die Wirkung ihrer Kuren. Man kann zwar den Sinn der meisten Kuren nicht verstehen, doch ohne eine alte Beziehung dürften sie häufig nicht entstanden sein. Schon das formelhafte spricht dafür, daß solche Beziehungen vorliegen, die sich selbst unter ganz modernen

¹⁾ Herausgegeben von Clauswitz. Berlin 1884, S. 203, Abf. 15.

fassungen nicht ganz verleugnen. Wenn wir das Kreuz, das Auge, den Pfeil, das Dreieck u. a. Zeichen in Anwendung bringen sehen, dann scheint hier die Ablösung eines älteren Zeichens vorzuliegen, dessen Sinn durch das Christentum verdunkelt wurde. In dem Pfeil steckt möglicherweise noch eine Rune. Dazu kommen auch wirkliche pflanzliche Heilmittel, die aber von den klugen Leuten mit einem Wust von Formeln und Vorschriften umgeben wurden, um die Benutzung als Heilmittel zu verhüten. Nach Handmann (XIV, 78) berechnete ein neumärkischer Apotheker seinen Umsatz allein an amerikanischem Schweinefett auf 15 bis 20 Tontner im Jahre, das als Bärenfett (für Frauen), Bärmenfett (für Männer), Fuchslungenfett, Hundeschmalz, Zug-Druck-Stich, Gelber Quector, Königsalbe, Nabelfett u. a. gefordert wurde.

Ein anderes Gebiet der Heilkunde stellen die Versteinerungen und seltsamen Naturgebilde dar, die als Krötensteine, Donnerkeile, Schwalbensteine, Blitzröhren, sogenannte Beinbruch- und Blutsteine, Herensteinbildungen, Truden- und Meteorsteine u. a. eine geheimnisvolle Wirkung entfalten (Fr. N. VII, 491). Pulverisiert werden sie irgendeinem Getränk beigelegt, oder sie üben durch Streichen eine gefahrlosere suggestive Wirkung aus. Wenn ein Heiltrunk auf alle Fälle wirksam sein soll, dann muß er allerdings auf reinem Feuer gekocht werden, d. h. ein solches, das im Raff- und Leseholz (über das kein Eisen gegangen ist) mittels Stahl und Stein erzeugt wurde (Hn. XIII, 611).

Einige Mittel, soweit sie nicht in Voranstehendem erwähnt sind, gegen Hauptkrankheiten mögen den Schluß bilden:

Uderlaß: Dem „Weimernden“ wurde eine kleine Ader am linken Handgelenk geritzt, bis er schnell atmete. Durch unvermutetes „Näs-klopfen“ wurde gleichfalls Blut entzogen, um Eingenentzündung zu verhüten (Hn. XIV, 78).

Ausschlag: Stiefmütterchen, das zu Tee gekocht und getrunken wird (v. S. V, 185).

Blutstillen: Kestler, d. i. Geschlecht von Eichen unter die Nase halten (v. S. V, 164).

Bruch bei Kindern: Man gehe zu einer Eiche, spalte sie auseinander und ziehe das Kind hindurch, binde dann die Teile zusammen und verklebe den Riß mit Lehm. Wenn die Eiche weiter wächst und der Bruch vernarbt, dann heilt auch der Bruch des Kindes (K. u. S. 444).

Eiter und Schwären: Man legt junge Blätter der Hunderippe (*Plantago lanceolata*) auf, die die Wunde reinigen (v. S. V, 160).

Erfrorene Glieder: In fettem Kien eingespannter Speck wird angezündet, und unter das herunterträufelnde Fett ein Stück klares Eis gelegt. In die Masse wird Saft von Mohrrüben geknetet, gelber Quector, d. h. Eisenockerpulver und Blitzröhren, hineingemischt und die Masse auf die Verbandleinwand gestrichen (Hn. VI, 483).

Fieber: Nimm Pulver von Blitzröhren und Beinbruchsteinen im Getränk (Friedel, Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins VIII, 1891, S. 126—128). Daneben gibt es noch mancherlei. Besprechen ist gut mit einem Stein, der von dem klugen Manne an einem kühlen Orte aufbewahrt und über die leidende Stelle gestrichen wird. Noch besser soll ein Fieberspruch wirken, der mit einer aus reinem Wasser und

- Holzfohle mittels einer im Kirchturm gefundenen Eulensfeder geschrieben ist und zwischen zwei Butterbrotten verzehrt wird. Auf dem Zettel steht die Sator arepofornel oder das mythische Dreieck mit Sana-Sara-Savita (Hn. XIII). Auch die Blätter und Blüten von der Brennessel (*Urtica urens*) im Tee ist gut (v. S. V, 159).
- Gelbsucht: Butterblume in Tee gekocht, aber sie muß vor Sonnenaufgang geholt werden (M.) (v. S. V, 143). Auch Eichelkaffee ist gut (v. S. V, 146).
- Geschwulste: Die Blätter vom wilden Tabak (*Verbascum thapsiforme*) auflegen (v. S. V, 186).
- Sicht: Blätter des Fünffingerkrautes abkochen und den Abguss trinken (v. S. V, 157).
- Halssübel, Seitenstechen und Mutterplage: Steinteile mit Wasser trinken (v. S. Die Steine im Volksglauben. Zeitschr. f. Ethnologie XII, 1880, S. 252—260).
- Husten: Kornblumen gekocht und getrunken (v. S. V, 182) oder auch Meerzwiebel.
- Kopfschmerzen: Man sagt, er habe die schwarzen Elben. Am Abend ein Tuch umbinden, am Morgen abnehmen und es zu einem klugen Manne bringen, der böten kam und die Elben verjagt (K. u. S. 433). Oder einen Faden dreimal um den Kopf winden und ihn als Schlinge an einen Baum hängen. Wenn ein Vogel hindurchfliegt, nimmt er die Schmerzen mit (K. u. S. 443). Ferner hilft Bibernelle (*Lythrum Salicaria*) als Tee getrunken (v. S. V, 143), oder Kopfkraut (*Malva crispa*), das getrocknet auf die Stirn gelegt oder auch als Tee getrunken wird (v. S. V, 163).
- Krämpfe werden durch die Blumen des Gänseblümlchens bekämpft, die frisch oder trocken gekocht und getrunken werden (v. S. V).
- Magenschmerzen: Gekochte Blätter von Ehrenpreis (*Veronica spicata*) trinken (v. S. V, 146) oder zerriebene Krausemünze (*Mentha crispa*) in Sauerteig gebacken und umgebunden (v. S. V, 170).
- Reißen: Weinfriech, eine Hauthechelart (*Ononis spinosa*) tüchtig ausgekocht, getrunken oder eingerieben, dann aber mit Watte umgewickelt (v. S. V, 186).
- Rose: Hier hilft am besten Besprechen und Böten (M.). Auch der Abgang einer weißen Kase soll nützlich sein (K.).
- Schlimmes Bein, Salzfluß: Fliederblätter, die am Johannisstage geschnitten sind, auflegen (v. S. V, 156).
- Schwären: Man lege das Pflaster auf einen Kreuzweg oder stecke es ins Wagenrad. Wer dann über den Kreuzweg geht, erhält die Schwären (K.).
- Schwindel: Nach Sonnenuntergang dreimal um ein Flachsfeld gehen, das dann den Schwindel erhält (K.).
- Sommersprossen: Mit dem Saft des Bullmehl (*Euphorbia Cyparissias*) einreiben (v. S. V, 145).
- Starrkrampf: Hauslauch (*Sempervivum tectorum*) kochen und drücken (v. S. V, 160).
- Warzen soll man bei abnehmendem Mond abbinden.